VOM ZÜRICHBERG: SKIZZENBUCH

Johannes Scherr

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Vom Zürichberg.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Vom Zürichberg.

Skizzenbuch

von

Johannes Scherr.

Zweite, unveränderte Auflage.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1881.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Geschichte.

Seite

I. Der weiße Teufel 3
II. Die abenteuerliche Historie vom falschen Dmitry . 65
III. Kaiser Josef 118

Literatur.

I. Rabelais 175
II. Hermann Kurz 198
III. Ein östreichischer Dichter 227

Zwischen Falknis und Piz Alun.

I. Ragaz 247
II. Zum jüdischen Krieg 270
III. Excellenz Von der Zirbeldrüse 291

Ein klein fein Nießwurzgärtlein.

I. Die Windel des Konfucius 325
II. Noten zur Zukunftsmusik 337
III. De botulo sive sanguiculo insaniente tractatus . 344

Digitized by Google

Digitized by Google

Geschichte.

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Der weiße Teufel.

1.

Zuvörderſt von Dichtern.

Beim Ausräumen eines Bücherſchrankes fiel mir ein noch nicht ſehr altes und doch ſchon ſtark angegilbtes Büchlein in die Hände, das ich meinem Reiſegepäcke beilegte, als ich in die Sommerfriſche zog. Auf der „Friedau“ im Jura hab' ich dann an einem Regentage das „Papſt Sixtus der Fünfte, Tragödie von Julius Minding“ — betitelte geleſen oder vielmehr wiedergeleſen. Der Eindruck war auch diesmal ein früher ſchon empfangener. Kein reiner, voller, befriedigender. Man ſpürt in dem 1846 gedichteten Trauerſpiel überall ein Talent, aber kein

Digitized by Google

gereiftes. Man merkt, daß man es hier nicht mit jener letzten Kinderkrankheit zu thun habe, welche in Deutſchland abgehende Primaner und angehende Studenten, ſo um die Zeit zwiſchen dem 17. und dem 20. Lebensjahre, zu befallen pflegt, die Verſifexmaſern, neuerdings auch Dichteritis genannt. Nein, es war wirklich ein dramatiſcher Nerv in dieſem Poeten, etwas von Urſprünglichkeit und eigenartiger Kraft. Schade nur, daß er ein Lehrling geblieben, ſtatt zu einem Meiſter auf- und auszuwachſen. Griff und Wurf des von ihm unternommenen tragiſchen Verſuches ſind kühn und kräftig. Der Stoff, den er gewählt, pulſirt ſichtbar von dramatiſcher Blutfülle. Es iſt die Legende von jenem fünften Sixtus, in welchem der ungeſtüme Herrſchergeiſt der großen Päpſte des Mittelalters, eines ſiebenten Gregor, eines dritten Innocenz, eines achten Bonifaz, noch einmal auf dem ſogenannten Stuhl Petri erſchien. Ich ſage die Legende, nicht die Geſchichte von Sixtus dem Fünften, wie ſolche Ranke und deutlicher noch Hübner auf aktenmäßiger Baſis hergeſtellt haben*). Dem

*) Die römiſchen Päpſte von Leopold Ranke, III, 317 fg. Sixtus der Fünfte von Alexander Freiherrn von Hübner, 2 Bde. 1871.

Digitized by Google

Dichter mußte es gestattet sein, der legendarischen Gestalt seines Helden vor der geschichtlichen den Vorzug zu geben, auch falls er die letztere gekannt hätte, obzwar der historische Sixtus dem romantischen an dramatischem und tragischem Gehalt keineswegs nachsteht, sondern im Gegentheil vorgeht. Aber die Sache ist, daß Minding seinem großen und glücklichen Entwurf nicht durchweg die entsprechende Ausführung zu geben verstand. Seine Kraft ließ ihn zumeist gerade da im Stiche, wo sie die höchste Energie hätte entfalten müssen, und so hat er die große Figur des Papstes mehr nur anzudeuten als plastisch-bestimmt und dramatisch-bewegt hinzustellen vermocht. Doch fehlt es dem Stücke weder an genialisch angeschauten und ebenso genialisch veranschaulichten Scenen, wie vor allen die Konklavescene eine ist, noch auch an tiefgegriffenen Gedanken und blitzenden Schlagworten*).

Der Dichter des Sixtus ist verschollen. Sein Leben war ein wechselvolles gewesen. Er hatte Reichthum erworben und war wieder arm geworden. Als

*) Ein treffendstes lautet:
„Jedweder gute Mensch ist ein Erlöser
Und jede Wahrheit ist ein Sakrament".

Digitized by Google

ein Dürftiger nach Amerika ausgewandert, ist er am 1. September von 1850 zu New-York todt in seiner Stube gefunden worden. Er hatte sich mit eigener Hand vom Dasein befreit.

Schon zweihundert und mehr Jahre früher hatte die Gestalt des merkwürdigen Papstes oder wenigstens der Familienkreis, welcher sich um dieselbe hergelegt, die Aufmerksamkeit eines dramatischen Dichters von bedeutendem Talent erregt, angezogen und gefesselt, die des Engländers John Webster.

Wie jeder weiß, stand William Shakspeare inmitten einer Gruppe von älteren und jüngeren Zeitgenossen, deren dramatische Hervorbringung die englische Bühne der elisabeth'schen Aera mit einer solchen Fülle von Tragödien und Komödien ausstattete, daß nur das nationale Theater Spaniens im 16. und 17. Jahrhundert mit diesem Reichthum zu wetteifern vermochte. Unter diesen seinen mitdichtenden Zeitgenossen galt William der Große nur als Gleicher unter Gleichen. Wie sehr das der Fall gewesen und wie wenig überhaupt sich die „großherzigen Briten" aus der prächtigen Blüthe ihrer dramatischen Literatur dazumal gemacht haben, erhellt einleuchtend aus der Thatsache, daß uns im Grunde von dem

Digitized by Google

Lebenslauf und der Daseinsführung Shakspeare's gerade so wenig Deutliches und Zuverlässiges überliefert worden ist wie von den Lebensläufen seiner Mitdramatiker. Auch von den Personalien des John Webster wissen wir demzufolge nichts, gar nichts, als was sich etwa aus den sehr dürftigen Winken, welche die Vorreden zu diesem oder jenem seiner Werke geben, entnehmen lässt. Eins der bedeutendsten derselben wurde zu London 1612 gedruckt und ausgegeben unter dem Titel „The White Devil, or the Tragedy of Paolo Giovanni Ursini, Duke of Brachiano, with the Life and Death of Vittoria Corombona“ *). Wie diese alten englischen Dramatiker mit der Geschichte umsprangen, geht schon aus dem Zusatz zum Namen Vittoria's hervor: „The famous Venetian Curtizan“. In Wahrheit war die Heldin von Websters Trauerspiel, Vittoria Accorombona, die schönste Italerin ihrer Zeit, die Tochter des Signor Accoromboni, eines umbrischen Edelmanns, und der Donna Tarquinia Paluzzi degli

*) „Der weiße Teufel“ findet sich theilweise verdeutscht von F. Bodenstedt in „Shakspeare's Zeitgenossen“, I, 209—63, vollständig von R. Prölß in dessen „Altenglischem Theater“, I, 283 fg.

Digitized by Google

Albertoni, einer römiſchen Edelfrau, und ſie war, wie wir genauer erfahren werden, in erſter Ehe verheiratet an Franceſco, einen Neffen des Kardinals Montalto, wie Felice Peretti hieß, bevor er Sixtus der Fünfte wurde.

Webſters Tragödie leidet, wie übrigens weitaus die meiſten Stücke der altengliſchen Bühne, ſogar — die Shakſpeare-Fanatiker mögen mir dieſe Ketzerei verzeihen oder auch nicht verzeihen — ja, ſogar die ſhakſpear'ſchen nicht ausgenommen, an überflüſſiger Weitſchweifigkeit und Redſeligkeit. Man muß da doch oft ganze Kataraкte von bloßem Wortſchwall über ſich herabrauſchen laſſen, und was mit etlichen Worten geſagt werden könnte, wird zu halb- oder ganzſeitenlangen Tiraden auseinandergezogen. Wie wohlthuend ſticht gegen ſolche uferloſe Rednerei die knappgeſchürzte Sprache unſeres Leſſings ab, dieſer echtdramatiſche Stil, welchem das Wort nur ein Mittel iſt, die Handlung vorwärtszutreiben. Um dem alten Webſter gerecht zu werden, muß man eben auf den Kulturzuſtand ſeines Heimatlandes zu Anfang des 17. Jahrhunderts Rückſicht nehmen, ſowie auf die Forderungen der theatraliſchen Konvenienz, wie ſie dazumal in London zwiſchen dramatiſchen Schrift-

Digitized by Google

ſtellern, Schauſpielern und Zuſchauerſchaft ſich gebildet hatte. Gar vieles von dem, was dieſe Konvenienz nicht nur zuließ, ſondern auch verlangte, iſt heutzutage ſchlechterdings ungenießbar. Daher die unendliche Zuſchneiderei und Umflickerei, welche erforderlich iſt, um jetzt ſhakſpeare'ſche Dramen — von denen ſeiner zeitgenöſſiſchen Mitdichter gar nicht zu reden — auf deutſchen Bühnen darſtellbar zu machen. Und ſollte es am Ende aller Enden von derartigen Mühwaltungen nicht heißen dürfen oder müſſen: „Love's labour's lost“? Wenn man z. B. nur die Hälfte, ja nur ein Viertel der Mühe, die man es ſich koſten ließ, die engliſchen „Hiſtorien“ Shakſpeare's, welche dem deutſchen Publikum des 19. Jahrhunderts ja doch unſympathiſch ſind und ſein müſſen, auf eine tüchtige Inſceneſetzung und Darſtellung von Immermanns „Alexis“ verwenden wollte, ſo könnte man der Nation das Werk eines Dichters von ihrem eigenen Fleiſch und Blut vorführen, welches zu den großartigſten tragiſchen Schöpfungen des modernen Zeitalters gehört. Aber leider iſt und bleibt es deutſche Art, an heimiſchen Hervorbringungen das zu bemäkeln, was an fremden als bewundernswerth geprieſen wird . . . Der Vorzug von Webſters Stück

Digitized by Google

ist, daß dasselbe ganz deutlich in einen Abgrund von Verworfenheit blicken lässt. Es kann als geradezu wundersam bezeichnet werden, daß dieser Engländer, welcher von den Kultur- und Sittenzuständen Italiens in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts doch gewiß nur eine oberflächliche Anschauung hatte, mit der ganzen Genialität dichterischer Intuition die furchtbare Wahrheit errathen und kraftvoll vergegenwärtigt hat. In den Personen seines Trauerspiels ist das vornehme Italien von damals, diese Gesellschaft von erzstirniger Selbstsucht, ganz ohne Gewissen, des Bewußtseins von Recht und Sitte vollständig bar und ledig, erschreckend-drastisch individualisirt.

Seinen Höhepunkt als Charakterzeichner und Seelenmaler erreicht Webster in der 2. Scene des 3. Aktes, in der mit Recht berühmten Gerichtsscene, welche die eigentliche Peripetie des Stückes bildet. Hier hat der Dichter meisterlich das Problem gelöst, seine Heldin ihre titanische Kühnheit in das Gewand der feinsten Dialektik kleiden zu machen. Möglich, daß Ludwig Tieck bei seiner Kenntniß der altenglischen Theaterliteratur aus dieser Scene die Anregung zur Schreibung seines Romans „Vittoria

Digitized by Google

Accorombona" (1840) geholt hat. Gewiß aber, daß Tieck, mochte er es zugestehen oder ableugnen, dieses Buch kaum geschrieben hätte, falls nicht zuvor die Sand-Dudevant ihre „Lelia" (1833) schrieb. Denn Tieck hat aus seiner Heldin, welche eine emancipirte Italerin des 16. Jahrhunderts gewesen, eine deutsche oder französisch-deutsche Emancipirte des 19. Jahrhunderts gemacht, einen unerquicklichen Mischmasch von schlegel'scher Lucinde und von sand'scher Lelia. Der Roman, auch stilistisch recht lotterig und schlotterig, wurde bei seinem Erscheinen von diesem oder jenem Nachzügler der Romantik maßlos gelobhudelt, ging aber bald den Weg der Vergessenheit, auf welchen ja überhaupt Tiecks Werke — sogar weit bessere als die Vittoria — längst gerathen sind. Zu einer Wirkung auf die Nation hat es dieser Dichter, welchen romantische Hanswurste und gelehrte Schwachköpfe dereinst über Schiller stellen zu wollen sich erfrechten, bekanntlich nie gebracht. Seine Wirksamkeit und sein Ruhm begannen und endeten in der Umzirkung eines experimentirenden Literatenthums und geistreichelnder Theesippschaften. Er ist jetzt nur noch eine literarhistorisch einbalsamirte Mumie, während Schiller ewigjung die

Digitized by Google

Liebe und der Stolz seines Volkes bleibt, so lange deutsch gesprochen wird auf Erden.

Nun aber genug von Dichtern und Dichtungen. Lasst die Geschichte das Wort haben, damit sie uns sage, was sie von dem „weißen Teufel" weiß.

2.

Vom Fra Felice.

Der bekannte Satz, durch den Katholicismus gehe ein demokratischer Zug, enthält eine Wahrheit, welche aber wie noch viele andere sogenannte Wahrheiten cum grano salis zu nehmen ist. Nimmt man sie so, wird man nicht anstehen, einen gewissen Demokratismus der katholischen Kirche zuzuerkennen und denselben namentlich in zwei Thatsachen ausgeprägt zu finden. Die erste ist, daß die Kirche sich allzeit davor gehütet hat, die Fühlung mit dem Volke, mit den Massen, zu verlieren. Die zweite, daß jeder Mönch die päpstliche Tiare in der Kapuze trug, obzwar nicht eben viele das glänzende Ding daraus hervorzulangen verstanden, — gerade so, wie auch nicht viele napoleonische Soldaten den Marschallsstab,

Digitized by Google

welchen sie ja ebenfalls alle im Tornister trugen, aus demselben hervorzuziehen vermochten. Immerhin war es ein großer Gedanke, die Aristokratie des Geistes der feudalen Aristokratie der Geburt entgegenzustellen, und diesen Gedanken hat die katholische Kirche verkündigt, wenn sie auch, wie es eben in dieser unserer nicht ganz vollkommenen Welt zu gehen pflegt, nicht regelmäßig, sondern nur ausnahmsweise ihre Theorie zur Praxis zu machen wußte.

Der Mönch, von welchem hier die Rede sein soll, verstand es, die dreifache Krone aus seiner Kapuze zu langen und dieselbe fest auf sein tonsurirtes Haupt zu setzen.

In Grottamare, einem südlich von Ancona auf einem Vorsprung der Apenninen gelegenen Bergstädtchen, wurde dem Kleinbauer Piergentile Peretti von seiner Ehefrau am 13. December 1521 ein Knabe geboren, dem er in der Taufe den bedeutungsvollen Namen Felix geben ließ. Denn, so will die Sixtus-Legende, der Vater hatte geträumt, er würde einen Papst zeugen, und im festen Glauben an die Verwirklichung dieses Traumes nannte er seinen Sohn den „Glücklichen". Vorderhand ging der kleine Felice, sobald er überhaupt gehen konnte, bei Be-

Digitized by Google

sorgung der Citronen- und Orangenbäume im Hausgarten an die Hand, trieb auch gemeinsam mit seinem Schwesterlein Camilla die Schweine, welche der väterlichen Kleinwirthschaft sehr gut zu statten kamen, zur Weide. Darum haben später die Feinde des Papstes über ihn gespottet, als über den gewesenen „Schweinehirten"; aber sie thaten es nur flüsternd. Im Minoritenkloster Montalto, unfern von Grottamare auf hoher Bergkuppe gelegen, lebte dem Knaben ein Ohm von väterlicher Seite, Fra Salvatore, bekannt und geachtet in seinem Orden. Der nahm den neunjährigen Neffen zu sich und zwölfjährig that Felice als Novize die Kutte des heiligen Franciskus an. Noch jung an Jahren war Fra Felice, nach in verschiedenen Konventen seines Ordens glanzvoll betriebenen Studien und nachdem er in Siena die Priesterweihe, in Ferrara den Doktorhut empfangen, schon ein berühmter Kanzelredner. Im Jahre 1552 hielt er in der Apostelkirche zu Rom die Fastenpredigten. Die Herren und Damen der römischen Aristokratie, die Botschafter bei der Kurie, Kardinäle und Inquisitoren waren seine Zuhörer. Aber der berühmteste derselben war ohne Frage Don Inigo de Loyola, der Stifter der Gesellschaft Jesu.

Digitized by Google

Fra Felice's Predigermund ſchleuderte Blitze und ſprach Donnerſchläge. Der Bauersſohn in der Kutte wußte nicht, was Menſchenfurcht. Mit äußerſter Kühnheit ſtrafte er die Laſter der Vornehmen und Mächtigen, der Fürſten und Könige, und zwar mit Namensnennung. Denn in dem genialen Fra brannte und loderte jene Eifersglut, welche mehr oder weniger energiſch alle die Träger der großen katholiſchen Gegenreformation des 16. Jahrhunderts beſeelte und in der Organiſation der „Societas Jesu“ ſeinen durchdachteſten, meiſterlichſten und wirkſamſten Ausdruck fand. Auf den leichtfertigen und rauſchenden Karneval, welcher das Rom der Renaiſſance-Päpſte durchlärmt hatte, folgte die Aſchermittwochszeit der aus den Reihen der „Zelanti“ genommenen Statthalter Chriſti, welche eine ſtrengere Sittenzucht, wie eine ſtrammſte Disciplin, im ganzen Umfange der Hierarchie wieder einführten und das katholiſche Dogma auf die Koncilsbeſchlüſſe von Trient als auf eine unnahbare Baſis von Granit ſtellten. So im Innern neu gekräftigt, ſtraff einheitlich, begann der Katholicismus ſeinen großen, von ſeinem Generalſtabe, dem Jeſuitenorden, ebenſo geſchickt geleiteten, als unerbittlich durchgeführten Feldzug gegen den

Digitized by Google

schon in gemeine Verpfaffung verfallenen, dabei zerklüfteten, in mancherlei Konfessionen, Sekten und Sektlein aufgelöst'ten Protestantismus. Es war ein Krieg der organisirten, planmäßig und folgerichtig handelnden Autorität mit der zerfahrenen, eigensüchtig und kleinmeisterlich schwatzenden und zankenden Anarchie. Hielt sich doch jeder jammerselige Prädikant auch für einen unfehlbaren Papst. Der Ausgang des Kampfes konnte also nicht zweifelhaft sein. Der Protestantismus wurde auf dem Festlande von Europa überall zurückgedrängt. Große Provinzen, ja ganze Länder, welche er erobert hatte und zu besitzen wähnte, wurden ihm wieder abgenommen und er sah sich fortan auf die Vertheidigung beschränkt. Seine Angriffskraft und Ausbreitungsstärke hatte er ja, genau angesehen, schon eingebüßt an dem Tage, wo Luther die Reformation aus einer großen Volkssache zu einer kleinen Fürstensache gemacht. Der Kalvinismus konnte sich wenigstens rühmen, den Keim weiterer weltgeschichtlicher Entwickelungen in sich getragen, den englisch-schottischen Puritanismus gezeugt zu haben, den Vater der angelsächsisch-transatlantischen Demokratie. Das Lutherthum dagegen, noch heute, wie von jeher, ohne poli-

Digitized by Google

tischen Sinn und Verstand, noch heute, wie von jeher, demüthig nach oben und hochmüthig nach unten, war und blieb unfruchtbar und wurde innerlich zur dogmatischen Versteinerung, äußerlich zur Polizeikirche, welcher der fürstliche Absolutismus sich bediente wie seiner übrigen polizeilichen Apparate. Gegenüber einer solchen Kirche von Fürstengnaden durfte sich der restaurirte und siegreiche Katholicismus, seiner Selbstherrlichkeit froh, wohl eine Kirche von Gottesgnaden nennen. Das Geheimniß des „Zauberers von Rom" war von jeher und ist noch, daß er sich nicht an die Vernunft der Menschen, also an etwas, was in 99 Fällen von 100 gar nicht vorhanden, wandte und wendet, sondern vielmehr an die Phantasie und an das Gemüth, an den menschlichen Illusionenhunger und Täuschungendurst, an die mächtigen Instinkte der Furcht und der Hoffnung. Das war und ist der wirkliche „Fels Petri" und, unentweglich auf diesem Felsen sitzend, war und ist die katholische Kirche eine selbstherrliche Macht, eine Großmacht, welche, des unbedingten Gehorsams von Millionen und wieder Millionen sklavisch ergebener Unterthanen sicher, noch lange, lange ihr „Non possumus!" allen neuzeitlichen Lehren und Strebungen mit Erfolg entgegen-

Digitized by Google

ſtellen wird. Das Lutherthum dagegen hat es nicht weiter gebracht als zu ſeinem altherkömmlichen Polizeikirchenthum. Läſſt der Staat dieſe Kirche heute fallen, ſo wird ſchon morgen der längſt begonnenen inneren Auflöſung die äußere Zerbröckelung folgen. Die moderne Kultur iſt ihr ja entſchieden feindſelig, den Wiſſenden alſo iſt ſie entweder gleichgiltig oder widerwärtig und der Phantaſie, der ſinnlichen Anſchauungsweiſe, der Täuſchungs- und Troſtbedürftigkeit der Maſſen hat ſie nichts zu bieten. Der „Fels Petri“ wird alſo zweifelsohne die „Augsburger Konfeſſion“ lange überdauern. Aber auch e r wird dereinſt in den raſtlos rollenden Strom von Werden und Vergehen verſinken und der chriſtliche Olymp wird dannzumal gerade ſo leer und öde ſtehen wie jetzt der helleniſche. Ob dann die Erinnerung an die chriſtlichen Götter in Kunſt und Poeſie ſo lange vorhalten wird, wie die Erinnerung an die griechiſchen vorgehalten hat, wer weiß es? . . . .

Von jenen römiſchen Faſtenpredigten im Jahre 1552 an ſtand Fra Felice als ein weithin ſcheinendes Kirchenlicht auf dem Leuchter. Drei Kardinäle, Carpi, Caraffa (nachmals Papſt Paul der Vierte) und Ghiſlieri (ſpäter Papſt Pius der Fünfte) be-

Digitized by Google

wunderten und begünſtigten den gelehrten und beredſamen Eiferer. Mit der Durchführung von Reformen in Klöſtern ſeines Ordens betraut, that er mit Strenge und ungeſchreckt durch die mancherlei ihm bereiteten Hinderniſſe und Widerwärtigkeiten ſeine Schuldigkeit in Siena, Neapel und Venedig. Nach Rom zurückberufen, wurde er zum Profeſſor an der Sapienza ernannt, dann zum Conſultor der Inquiſition, zum Generalprokurator des „Heiligen Offiz", zum Generalvikar ſeines Ordens. Eine Sendung nach Spanien im Gefolge des Kardinallegaten Buoncompagni, welchem der Frate als „Theologe" beigegeben war, ſchlug nicht gut aus. Der Kardinal war hochmüthig und herriſch, der Frate harſch und herb. Das that nicht gut mitſammen. Der Kardinal wurde aber früher Papſt als der Frate und ließ dann dieſem die unliebſamen Erinnerungen an die ſpaniſche Reiſe entgelten. Vorerſt jedoch hatte Fra Felice noch guten Grund, an die glückliche Vorbedeutung ſeines Namens zu glauben. Denn aus Spanien zurückgekommen, fand er ſeinen Freund und Gönner Ghiſlieri als fünften Pius auf dem päpſtlichen Stuhl und der neue Papſt machte ihn unverweilt zum Biſchof von Santa Agata, dann zum

Digitized by Google

Bischof von Fermo. Vier Jahre darauf erhob er den Bischof zum Kardinal und sorgte auch für die wirthschaftliche Ausstattung des neuen Purpurträgers, obzwar keineswegs verschwenderisch.

Dem auf recht bescheiden-bürgerlichem Fuß in einem kleinen Hause der Via Papale eingerichteten und geführten Haushalt des Kardinals Montalto, welchen Namen Felice Peretti jetzt trug, stand seine Schwester Camilla vor, eine gute und kluge, auch resolute Frau. Sie war daheim an einen Bauer, Mignucci geheißen, verheiratet gewesen und nach dem Ableben desselben hatte ihr Bruder, noch bevor er zu hohen Kirchenwürden gelangt war, die Witwe mit ihren beiden Kindern Francesco und Maria nach Rom kommen lassen. Seine Nichte Maria hatte sich mit dem römischen Nobile Fabio Damasceni vermählt und diesem zwei Söhne und zwei Töchter geboren. Zur Zeit von Montalto's Kardinalat wohnte die ganze Familie, Bruder und Schwester, Neffe und Nichte, Großneffen und Großnichten, in den beschränkten Räumen des Hauses in der Via Papale friedsam beisammen.

Mit diesem Frieden war es aus und vorbei von dem Tag an, wo das Weib daselbst einzog, welches

Digitized by Google

der englische Dichter den weißen Teufel genannt hat, als wollte er damit sowohl die Schönheit als auch die Dämonischkeit der also Benamseten kennzeichnen.

3.

Von weißen Teufeleien, Verrath und Mord.

Der rothe Hut schien die letzte Gabe gewesen zu sein, welche das Glück dem Bauerssohn von Grottamare gewähren wollte. Denn mit dem Einzuge des Kardinals Buoncampagni als Papst Gregor der Dreizehnte in den Vatikan (1572) hatte die Gunst und das Ansehen, welche Montalto bei der Kurie genossen, ein Ende. Sein alter Gegner von der spanischen Reise her schloß ihn von allen Geschäften aus, so daß sein Kardinalat jetzt nur noch eine ceremonielle Bedeutung hatte. Montalto fand sich mit philosophischer Resignation darein. Wenigstens gab er sich so. Was er über die neue „Heiligkeit" im Vatikan, über seine lieben Kollegen, die Purpurhüteträger, über die Zeit und die Menschen überhaupt dachte, ist unschwer zu errathen. Er zog sich auf sich selbst

Digitized by Google

und in ſeine Familie zurück, lebte ſehr ungeſellig in ſeinem Haus in der Via Papale, umgab ſich mit Büchern, ſtudirte eifrig die Kirchenväter, trieb Kunſtſtudien und ließ ſich durch den Maurergeſellen Domeniko Fontana, aus welchem nachmals ein berühmter Baumeiſter geworden iſt, in der Thalſenkung des Eſquilin eine beſcheidene Villa erbauen. In der dieſelbe umgebenden Gartenanlage grub er Beete um und pflanzte er Bäume. Man hätte den in Ungnade gefallenen und vereinſamten Kardinal vielleicht vergeſſen, wenn nicht von Zeit zu Zeit kauſtiſche Witzworte und beißende Sarkaſmen, welche er über den Papſt, deſſen Günſtlinge und die ganze Wirthſchaft im Vatikan losgelaſſen, von Mund zu Mund gegangen wären und nachdruckſam genug die Leute an ihn erinnert hätten. Daß der Verbitterte ſolche Bosheiten ausgehen ließ, würde beweiſen, daß er dazumal jeder Hoffnung auf die Erfüllung ehrgeiziger Träume oder vielmehr des einen Traumes, des Tiaratraumes, entſagt gehabt, ſo man nicht wüßte, daß ein rechter Witzeſchöpfer und Sarkaſtiker, und wäre er auch ein Kardinal, lieber ſeine Zungenſpitze abbeißen als eine auf derſelben prickelnde Bosheit nicht herausſchnellen wollte. In der Achtung, ja

Digitized by Google

ſogar in der Furcht ſeiner Miteminenzen erhielt ſich demzufolge Felice Peretti, aber von Zuneigung zu ihm war keine Rede und ſo ſchien ſein Schickſal beſiegelt.

Das Pontifikat des dreizehnten Gregor war wieder einmal eine richtige Glanz-, d. h. Schmachperiode der weltbekannten päpſtlichen Mißregierung. Das Banditenweſen, zu jeder Zeit ein Schandfleck Italiens im allgemeinen und des Kirchenſtaates im beſonderen, ſtand im üppigſten Flor, bot dem ungeſchickten und ſchlaffen Prieſterregiment offenen Trotz und Hohn, lähmte die ganze Verwaltung und machte die Rechtspflege zu einem Spott. Der römiſche Adel ſtand mit dem Brigantaggio nicht nur auf du und du, ſondern vielmehr geradezu an der Spitze deſſelben. Die Palazzi der Nobili in den Städten, ihre Thürme und Kaſtelle in der Campagna, in den Provinzen waren die ſicherſten Zufluchtsorte für die Banditen, denen ja auch Kirchen und Klöſter ſtets bereitwillig geöffnete und unantaſtbare Freiſtätten boten. Die Häupter der größten Familien der römiſchen Ariſtokratie, der Orſini, Colonna, Maſſimi, Savelli und anderer, hielten ſolche Banden von Räubern und Mördern in ihrem Schutz und Sold und waren

Digitized by Google

demnach, beim Lichte betrachtet, selber Banditenhauptleute, welchen gegenüber Recht und Gesetz nur Worte von leerem Schall. Bei so bewandten Umständen war der rechte Name des päpstlichen Regimentes Anarchie, die man schließlich gewohnheitsmäßig hinnahm als etwas Unausweichliches. Man konnte auch das Uebel, weil es sich bis in das Mark des Volkes eingefressen, für unausrottbar halten, bis Einer kam, welcher das Gegentheil bewies und, wenigstens für die Dauer seiner Lebenszeit, das Unerhörte, man möchte fast sagen das Unmögliche zuwegebrachte, d. h. Rom und den Kirchenstaat von Räubern und Mördern säuberte.

Während Montalto studirte, baute, grub und pflanzte, auch gelegentlich eine Witzrakete steigen ließ, als zum Zeichen, daß er auch noch da wäre, war unweit vom Sankt Peter in einem auf der Piazza Rusticuci gelegenen Palazzetto dem Don Claudio Accoromboni und der Donna Tarquinia, seiner Frau, ihre Tochter Vittoria zu einer Jungfrau herangewachsen, welche in einem Körper von klassischer Formenschönheit einen hochgebildeten Geist trug. Man rühmte der jungen Dame nach, daß sie an Umfang und Fülle des Wissens mit einer andern

Digitized by Google

Vittoria, mit ihrer Landsmännin und älteren Zeitgenossin, der gefeiertsten Italerin der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts, mit jener Vittoria Colonna sich messen könnte, welcher Arioſt im 37. Canto seines großen Gedichtes ein so herrliches Denkmal gesetzt hat. Auch Vittoria Accorombona wurde in ihrer Jugend von Poeten feiernd angesungen, als mit den seltensten Gaben überreich ausgestattet, als von einer Holdseligkeit der Gestalt, der Züge, der Sprache, des Gebarens, daß der von ihr ausgehende Zauber ein geradezu unwiderstehlicher. Und das mußte so sein, nicht allein im Gedichte, sondern auch in der Wirklichkeit. Jeder, der sich ihr näherte, fühlte willig oder widerwillig die Magie ihrer wunderbaren Schönheit, ihres Blickes, ihrer Rede. Selbst der Greis im Kardinalpurpur, der strenge Zelante Montalto, hat diesem Zauber nicht sich zu entziehen vermocht. Wie schweres Leid auch die weiße Teufelin ihm angethan, er konnte der, wir wollen sagen, väterlichen Zuneigung, welche er für sie hegte, nie ganz sich entschlagen. Im übrigen wurde die junge Schöne nicht nur bedichtet, sondern sie dichtete auch selber, d. h. sie vermochte ihren Empfindungen oder auch Anempfindungen in den künstlichen Reimver-

Digitized by Google

ſchlingungen von Sonetten und Terzetten mehr oder weniger gelungenen Ausdruck zu geben*).

Das Dämoniſche, welches in der Seele des liebreizenden Geſchöpfes ſchlummerte, mußte frühzeitig geweckt werden durch die thörichte Eitelkeit einer Mutter, welche der Ueberzeugung war, für das Juwel von Tochter wäre die allerköſtlichſte Faſſung gerade nur gut genug. Der hochmüthige Ehrgeiz der Mutter wollte mit der „göttlichen" Vittoria ſo hoch hinaus oder hinauf, als möglich, und ſittliche Bedenken kannte Donna Tarquinia nicht. Sie hatte alſo gar nichts dagegen, im Gegentheil, es war ihr ganz genehm, daß aus dem dichten Schwarme von Anbetern und Bewerbern, welcher in dem Hauſe an der Piazza Ruſticuci ein- und ausſtrömte — auch ein Kardinal, Farneſe, war darunter — mit wuchtigem Schritt einer hervortrat, welcher einer der größten Herren Roms war, ja vielleicht nach dem Papſte der allergrößte, ein richtiger Granſignore nach italiſchem

*) Sie that das unter dem Namen Virginia, der freilich viel weniger für ſie paſſte, als ihr wirklicher. Ueber ihre Dichterei vgl. Quadrio, Storia d'ogni poesia, t. II. Quadrio hat Handſchriften von Vittoria's dichteriſchen Verſuchen in der Ambroſiana zu Mailand aufgefunden.

Digitized by Google

Schnitt von dazumal, das Haupt des orsiniſchen Hauſes, Don Paolo Giordano Orſini, Duca di Bracciano, Herr vieler Paläſte und Burgen, ein Großgrundbeſitzer, deſſen Güter die für jene Zeit koloſſale Jahresrente von 30,000 Thalern lieferten, einflußreich an fürſtlichen und königlichen Höfen durch Verwandtſchaft und Verbindungen, mächtig und gefürchtet um ſeines Reichthums, um ſeiner zahlreichen Banditen, um ſeiner ſcrupelloſen Entſchloſſenheit und Ruchloſigkeit willen.

Der Ruf des Herzogs war der ſchlechteſte und er hatte denſelben vollauf verdient. Er galt für einen Böſewicht und war einer. Es war kein bloßes Gerücht, daß er ſeine erſte Frau, die Prinzeſſin Iſabella dei Medici, eine Schweſter des Großherzogs von Toſkana, umgebracht hätte. Er hatte es gethan. In einem einſamen Waldſchloſſe, das im Thale des Arno gelegen, war die Unglückliche gemordet worden (1576), von ihres Gatten eigenen Händen erwürgt, wie jetzt wohl zweifellos feſtſteht. Aber ſo groß war der Schein ſeiner Macht und ſo weſenhaft die Furcht, welche er einflößte, daß die Brüder der ermordeten Iſabella, der Großherzog und der Kardinal Medici, nicht nur keinen Verſuch machten, dem Mörder ihrer

Digitized by Google

Schweſter Rechenſchaft abzuverlangen, ſondern nach wie vor mit demſelben im beſten Einvernehmen ſtanden. Die urtheilsloſe Menge hegte wohl ein dunkles Gefühl der Angſt vor dem großen Herrn, der gewohnt war, ſeine Leidenſchaften und ſein Belieben über göttliche und menſchliche Geſetze zu ſtellen. Allein das gehörte ja im damaligen Italien und insbeſondere im Kirchenſtaat zum guten Ton, wie Raub, Mord und Gewaltthaten aller Art ſo zu ſagen zum täglichen Brote gehörten, und wenn der Gewaltthäter ſo vornehm, ſo reich, ſo angeſehen, dabei von ſo gewinnenden Manieren, ſo leutſelig und freigebig war wie der Duca di Bracciano, ſo konnte es gar nicht fehlen, daß er einer ausgeprägten Volksbeliebtheit genoß. Volksgunſt wendet ſich ja immer und überall viel lieber dem prunkenden Laſter als der beſcheidenen Tugend zu.

Aus alledem erklärt es ſich ſattſam, daß die Huldigungen, welche Orſini der ſchönen jungen Vittoria darbrachte, nicht zurückgewieſen wurden, ſondern eine gute Statt fanden. Unerklärlicher iſt es ſchon, daß ein junges Mädchen von beiſpielloſer Schönheit an dem Mann, wie er war, als an einem Manne Gefallen gefunden haben ſoll. Denn der Herzog

Digitized by Google

war bei weitem nicht mehr jung und nichts weniger als ein Adonis oder Antinous. Nahezu ein Fünfziger, kahlköpfig, dickhalsig, von einer bis zur Unförmlichkeit gedehnten Korpulenz, an einem seiner unmäßig dicken Beine mit einem offenen Schaden behaftet, das war doch wohl kein Galan, wie er im Canzoniere Petrarca's oder im Dekamerone Boccaccio's stand. Aber man weiß, es gibt auch Galane, wie sie in keinem Lieder- oder Novellenbuche stehen. Es gab und gibt zu allen Zeiten häßliche Männer, welche von schönen und schönsten Mädchen und Frauen leidenschaftlich geliebt worden und werden. Wäre die Liebe so leicht zu erklären, daß sie etwas sei, was nur zwischen Gleichen möglich, würde sie dann noch die Liebe sein? Zudem gibt es ja Männer — Frauen allerdings keine — welche vor lauter Häßlichkeit wieder schön werden. Ein solcher war z. B. Mirabeau. Wenigstens die schöne Sophie Lémonnier fand ihn sehr schön. Freilich, Donna Tarquinia hat gewiß sich bemüht, die Herzoginkrone von Bracciano im verlockendsten Brillantfeuer vor den Augen ihrer Tochter leuchten zu lassen, um die Eitelkeit Vittoria's zu stacheln und auf ein großes Ziel zu lenken, und bekannt ist auch, daß, wie die Sinnlichkeit

Digitized by Google

des Mannes, so die Eitelkeit des Weibes ein mächtig wirkendes Motiv in der menschlichen Tragikomödie abgibt. Die weibliche Eitelkeit allein wäre jedoch kaum im Stande gewesen, alle die Proben zu bestehen, denen Vittoria's Verhältniß zum Orsini unterworfen wurde, und alles in allem genommen, dürfte der Schluß gerechtfertigt sein, der Herzog müsse es verstanden haben, dem jungen Mädchen eine wirkliche, tiefe und ausdauernde Leidenschaft einzuflößen. Daß er selber von einer Leidenschaft dieser Art ergriffen, besessen war, unterliegt gar keinem Zweifel.

Vielleicht ist an dieser Stelle unserer Historie die Zwischenfrage gestattet, ob der englische Tragiker, wenn er seine Heldin den weißen Teufel nannte, nicht etwa nur auf ihre körperliche Schönheit habe hinweisen, sondern auch habe andeuten wollen, daß die Urgewalt der Leidenschaft, unter deren übermächtigem Antrieb Vittoria handelte, d. h. sündigte, ihr als eine Entschuldigung, ja als eine Art von Sühne für ihre Verfehlungen gutgeschrieben werden müsse? Ich bin geneigt, diese Frage zu bejahen im Hinblick, daß Webster seinen „weißen Teufel" sterben läßt mit den Worten:

Digitized by Google

„Mein größter Fehl er lag in meinem Blute,
Und also sühn' ich ihn mit meinem Blut" . . . .

Wenn aber Orsini wähnte, leicht zum Ziele zu gelangen, so täuschte er sich sehr. Es war da einer, welcher die Einfädelung eines Liebeshandels zwischen dem Herzog und der jungen Accorombona ganz anders ansah, als die Donna Tarquinia, und dieser Andersſehende war Don Claudio, der Vater Vittoria's. Als der Ehrenmann, welcher er war, verabscheute er den Gedanken eines unehrenhaften Verhältnisses zwischen seiner Tochter und dem Herzog, wie ihm ein solches als sehr möglich erscheinen mußte, ja, er hätte wohl bei seiner Sinnesweise den verrufenen Mann nicht einmal zu seinem rechtmäßigen Schwiegersohn haben wollen. Um allen Aergernissen ein Ende zu machen und der Gefahr — Accoromboni mochte Grund haben, eine Entführung seiner Tochter durch den gewaltthätigen Duca zu befürchten — beizeiten vorzubeugen, schien es dem redlichen Vater das Räthlichste zu sein, Vittoria rasch zu verheiraten. Er mochte in seiner Ehrbarkeit glauben, eine rechtmäßige Ehe müßte seiner Tochter gegen zuchtlose Begehrnisse und Nachstellungen den besten Schutz gewähren; allein er bedachte dabei nicht, was für An-

Digitized by Google

ſichten unter ſeinen Landsleuten über die Heiligkeit, d. h. Nichtheiligkeit der Ehe im Schwange gingen, und noch weniger bedachte er, ob ſeine Tochter gegen die Begehrniſſe und Nachſtellungen vonſeiten des Herzogs auch wirklich beſchützt ſein wollte. Genug, er ſah ſich um unter den Freiern Vittoria's und ſeine Wahl fiel auf den ſterblich in ſeine Tochter verliebten Franceſco Mignucci-Peretti, den Neffen des Kardinals Montalto. Es war eine armſälige Partie, wenigſtens mit dem Maßſtabe der hochfliegenden Hoffnungen gemeſſen, welche Donna Tarquinia für ihre Tochter und in dieſer genährt hatte. Der Gärtnersenkel und Bauersſohn ſollte ein Kleinod davontragen, um welches der ſtolzeſte der römiſchen Fürſten, das Haupt der Orſini geworben hatte — abſcheulich, unerträglich das! Aber Don Claudio ſetzte gegenüber von Frau und Tochter ſeinen Willen durch, und daß er ihn durchſetzte, erweiſ't immerhin klärlich, daß der brave Mann Herr in ſeinem Hauſe war. Der Herzog ſeinerſeits ſcheint keinen Verſuch gemacht zu haben, die Verheiratung ſeiner Angebeteten zu hindern. Die Hochzeit fand demnach ſtatt, das junge Paar wurde in der Kirche Santa Maria della Corte getraut und Franceſco führte

Digitized by Google

seine Vittoria unter das gastliche Dach seines Ohms in der Via Papale.

Schon der Eintritt in das, wie bereits erwähnt worden, auf dem Fuß anständiger, aber schlichter Bürgerlichkeit eingerichtete und geführte Haus mußte auf das verwöhnte Schönheitswunder vom Palazzo der Piazza Rusticuci einen unliebsamen Eindruck machen und die herzliche, aber ebenfalls schlichtbürgerlich geäußerte Freundlichkeit, womit ihre Schwiegermutter Camilla und ihre Schwägerin Maria Damasceni sie empfingen, vermochte diesen Eindruck nicht zu verwischen. Auch die Wahrnehmung nicht, daß ihre bloße Gegenwart hinreichte, die strengen Züge des Kardinals zu mildern, und nicht die immer wieder bestätigte Erfahrung, daß derselbe für die Frau seines Neffen ein wahrhaft väterliches Wohlwollen hegte. Sie, die vorher der in allen Weisen und Tonarten gehätschelte und beschmeichelte Mittelpunkt des glänzendsten Gesellschaftskreises gewesen war, sollte sich in dieser Enge, Eintönigkeit, Langweiligkeit behagen? Unmöglich! Aber vielleicht wäre dieses Unmöglich doch allmälig zu einem Möglich geworden, falls erstens der gute und verliebte Francesco etwas mehr, ach, bedeutend viel mehr gewesen, als eben ein ver-

Digitized by Google

liebter und guter Franceſco und falls zweitens Donna Tarquinia nicht dafür geſorgt hätte, daß der Dämon in der Seele ihrer Tochter ja nicht zu dauerndem Einſchlummern käme. Die hochmüthige Dame hatte ſich zwar dem Willen ihres Gatten gefügt, fügen müſſen, aber ſie ſah die Heirat Vittoria's fortwährend für ein Unglück, ja für eine Schmach an, die ſo oder ſo beſeitigt und gutgemacht werden müßte. Sie blieb darum mit dem Herzog von Bracciano fortwährend in regem Verkehr, ſprach ihrer Tochter von ihm und fachte in der jungen, mit ihrem Looſe bald mehr und mehr unzufriedenen Frau hochmüthige Hoffnungen auf ein glänzendes Daſein an der Seite des Duca immer wieder an. Daß dieſe Hoffnungen verbrecheriſche waren, kümmerte die ehrſüchtige Mutter wenig und kümmerte auch bald die Tochter nicht mehr. Ob Donna Tarquinia ſich nicht geſcheut, die Gelegenheitmacherin im ſchlimmſten Sinne zu ſpielen, d. h. heimliche Zuſammenkünfte Vittoria's mit dem Herzog zu veranſtalten oder wenigſtens zu ermöglichen und zu begünſtigen, iſt nicht erwieſen, war aber dieſem Weibe wohl zuzutrauen. Außerdem verfügte ja Orſini über die Dienſte eines ebenſo ſchlauen als gewiſſenloſen Gelegenheitmachers. Das war einer

Digitized by Google

der Brüder Vittoria's, Marcello Accoromboni, welchen als einen dieser Ehre vollkommen würdigen Gesellen der Herzog in seine Banditen- und Brigantenklientel aufgenommen hatte. Diesen Menschen verwendete der Liebhaber Vittoria's als Auskundschafter und Anschicksmann im Hause Montalto und Marcello war zu diesem Dienste um so geeigneter, als er sich das blinde Vertrauen und die wahrhaft brüderliche Zuneigung seines allzu harmlosen Schwagers Francesco zu erschleichen gewußt hatte. Francesco verbarg den Schurken, welcher verschiedener Unthaten wegen aus Rom verbannt war, im Hause seines Oheims, so oft dem Banditen in die Stadt zu kommen beliebte.

Derweil nahm die Spannung und die düstere Färbung der Verhältnisse im Haushalt des Kardinals in der Via Papale und später in der Villa Peretti am Fuß des Esquilin von Tag zu Tag zu. Keiner und keine der Betheiligten konnte sich's verhehlen, daß ein Wesen wie Vittoria nicht hierher passte, obzwar Montalto lange Zeit nicht müde wurde, ein gewichtiges Vermittleramt zu üben. Das war wahrlich keine Kleinigkeit. Wenn es bekanntlich schon sehr schwierig ist, zwischen zwei Frauen unter einem

Digitized by Google

Dache, gleichviel, in welchem oder ob auch in gar keinem Verhältniſſe dieſelben zu einander ſtehen mögen, einen leidlichen Friedenszuſtand zu erhalten, ſo kann man ſich unſchwer vorſtellen, daß unter dem Dache, wo eine dämoniſch-geniale Weltdame wie Vittoria einer Schwiegermutter und einer Schwägerin von der Sinnesweiſe und Gewöhnung der Donna Camilla und der Donna Maria gegenüberſtand, ſelbſt ein Purpurträger genug zu thun hatte, um wenigſtens das Ausberſten des Skandals nach draußen möglichſt hintanzuhalten. Die Ergebniſſe der mütterlichen Schulung und Unterweiſung traten an Vittoria mehr und mehr hervor. Der weiße Teufel kehrte ſeine Natur immer zwangloſer heraus. Die junge Frau hatte vom Anfang an einen Aufwand getrieben, welcher über ihre Stellung weit hinausgegangen war und ihre Mitgift raſch aufgezehrt hatte. Nur die koſtbarſten Kleidermoden, der reichſte Gold- und Steinſchmuck waren ihr recht. Sie gefiel ſich in einer ſorgloſen Vergeudung, welche dem ſonſt ſo ſparſamen und allem Luxus abholden Kardinal ſchweres Geld koſtete, und verleitete auch ihren willenloſen Gatten dazu. Bald kam Schlimmeres. Vittoria that ſich nicht mehr den Zwang an, ihre

Digitized by Google

Koketterie zu verbergen. Sie ließ sich ganz öffentlich hofiren und anbeten, fand es auch nicht mehr der Mühe werth, die entschiedene Abneigung, welche sie gegen den armen Francesco empfand, zu maskiren, und lebte in erklärter Feindschaft mit ihrer Schwiegermutter und ihrer Schwägerin. Wie giftgetränkt die ganze Sachlage schon dazumal gewesen sein muß, erhellt erschreckend daraus, daß, als Donna Maria später an einer Fieberkrankheit verstarb, innerhalb des Hauses geflüstert und außerhalb desselben mehr oder weniger laut gesagt wurde, Donna Vittoria hätte durch ihre Zofe Katerina aus Bologna, so eine Hexe wäre, ihrer Schwägerin die schleichendtödtliche Krankheit anhexen lassen. Francesco's Mutter wurde schon lange zuvor von einer dunkeln Angst um ihren Sohn gequält. Sie begann ihre Schwiegertochter zu hassen, aber sie fürchtete dieselbe noch mehr. Donna Camilla hatte das Vorgefühl einer Katastrophe. Kommendes Unheil warf auch diesmal, wie so oft, seinen schwarzen Schatten vor sich her, und daß die Mutter es war, welche diesen Schatten deutlich sah oder fühlte, kann nicht wundernehmen.

So war der Abend vom 15. April des Jahres 1581 herangekommen.

Digitized by Google

Ob Vittoria von dem, was an dieſem Abend geſchehen ſollte, eine Ahnung hatte? Ob gar ein Wiſſen? Ob ihr eine Rolle in dem raſch ſich abſpielenden Mordſtück zugetheilt war und welche? Auf keine dieſer Fragen gibt es eine Antwort, welche auf Zuverläſſigkeit Anſpruch hätte. Möglich jedoch und wahrſcheinlich ſogar iſt, daß die Tochter der Donna Tarquinia klar ſich bewußt war, die Gattin des Franceſco Peretti müßte Witwe ſein, um Ducheſſa di Bracciano werden zu können.

Man wollte in der Villa Peretti gerade zur Ruhe gehen, als Vittoria's Kammermagd Katerina dem Signor Franceſco einen Brief brachte. Als Schreiber deſſelben ſtellte ſich Marcello Accoromboni heraus, welcher, wie er berichtete, wieder einmal in großer Bedrängniß ſich befände und ſeinen Schwager und brüderlichen Freund anflehte und beſchwor, ihm ſofort beizuſtehen in einer Sache, wobei es um Leben und Tod ſich handelte. Um Mitternacht, ſo ſchloß das Schreiben, möge ſich der Helfer beim Quirinal auf dem Monte Cavallo zu einem Stelldichein mit dem Hilfebedürftigen einſtellen. Der gute und treue Franceſco erklärte ſich ohne Bedenken und Zaudern dazu bereit, obgleich er ja wiſſen mußte, daß ein

Digitized by Google

nächtlicher Gang durch das Rom des Statthalters Christi allzeit ein lebensgefährliches Abenteuer wäre. Der Gedanke an diese Thatsache fiel aber mit seiner Vollgewalt auf die Mutter Camilla und die Schwester Maria. Mit Bitten und Thränen, zuletzt kniefällig bestürmten die Frauen den Sohn und Bruder, den gefährlichen Gang zu unterlassen. Umsonst. Der sonst so weiche und bestimmbare Mann bestand, in Schicksalsschlingen gefangen, auf seinem Willen, nahm Hut, Mantel und Degen, befahl einem Diener, ihm mit einer Fackel voranzuleuchten, riß sich los und verließ das Haus.

Er kam nicht weit. Den Aufgang zum Quirinal hinansteigend, wurde er da, wo später der Palazzo Barberini stand, von drei aus Arkebusen geschossene Kugeln durchbohrt. Beim Knallen der aus einem Hinterhalt gefeuerten Schüsse ließ der Diener die Fackel fallen und rannte Mord und Zeter schreiend nach der Villa zurück. Die Mörder aber stürzten aus ihrem Verstecke hervor, warfen sich auf den Verwundeten und gaben dem Röchelnden mittels Dolchstößen den Rest.

Digitized by Google

4.

Von der Nemeſis, die wie gewöhnlich zu ſpät kam und, wie ſie zu thun pflegt, den Hauptſchuldigen entſchlüpfen ließ.

Während die Mutter und die Schweſter des ſo ſchändlich verrathenen und gemordeten Mannes in Klagen und Thränen ſich erſchöpften und ſelbſt der ſtrenge Kardinal in ſtummem Schmerze mühſälig nach Behauptung ſeiner gewohnten Faſſung rang, ſetzte die Witwe Vittoria ſich hin und ſchrieb in Terzinen einen „Lamento“ über den Tod ihres Gatten.

Das zeichnet die ganze Situation.

Mordthaten waren zwar dazumal in Rom Allnächtlichkeiten, allein die Umſtände, unter welchen Franceſco Peretti gemeuchelt worden, verſchafften dieſem Mord ein außergewöhnliches Aufſehen. „Donna Tarquinia hat es ausgeheckt, der Orſini hat es gethan oder thun laſſen“ — ſo lautete die allgemeine Rede oder wenigſtens der allgemeine Gedanke. Auf allen Lippen ſchwebte die Frage: „Was wird der Kardinal Montalto ſagen und thun?“

Er ſagte und that wenig. Eingehüllt in den

Digitized by Google

Stoicismus seines Mönchthums erschien er am Tage nach der Mordnacht in einem vom Papste gehaltenen Konsistorium und verblüffte seine Miteminenzen durch seine Ruhe und Gefasstheit. Er sprach nur wenige und zwar wohlabgemessene Worte über die Blutthat der Nacht, welche ihm einen Neffen gekostet hatte. Als er dann mit Greogor dem Dreizehnten allein war, ließ er allerdings seinen Schmerz deutlicher sehen, aber er erhob keine Anklage, gegen niemand. Er mochte denken, das wäre ja doch vergeblich, und — auch das zeichnet wieder die Sachlage — die Römer dankten ihm stillschweigend dafür, daß er nicht als Ankläger auftrat. Denn welche Bedrohungen und Schädigungen hätte man nicht von dem Orsini zu erwarten gehabt, so eine ernsthafte Anklage und Untersuchung gegen ihn erhoben und durchgeführt worden wäre! Der schlaffe Papst, welcher den Duca di Bracciano nicht weniger fürchtete als irgendein Spießbürger von Rom, konnte zwar nicht umhin, seine Entrüstung über Francesco's Ermordung zu äußern und auch zum Schein eine Untersuchung anzuordnen; aber diese kam über die ersten Anfänge gar nicht hinaus und damit schien die Sache abgethan, wenigstens amtlich.

Digitized by Google

Sie war es aber nicht. Zugleich mit der Nachricht von der feierlichen Beſtattung, welche der Kardinal Montalto ſeinem Neffen in der Kirche Santa Maria degli Angeli bereitet hatte, erfuhr man in der Stadt, daß Donna Vittoria aus der Villa Peretti und gleichzeitig Donna Tarquinia aus dem Palazzo Accoromboni verſchwunden wäre. Wohin? Die Volksſtimme antwortete ohne Bedenken: „In einen der beiden Paläſte Bracciano's auf dem Campo dei Fiori oder auf der Piazza Navona" — und die Volksſtimme hatte diesmals recht. Vittoria — ſei es aus raſender Leidenſchaft oder aus Furcht, in die Unterſuchung des Mordes verwickelt zu werden, oder endlich dem Rathſchlag ihrer Mutter folgend, welche das Gebäude ihrer unheimlichen Ränke möglichſt bald unter Dach gebracht ſehen wollte, oder aus allen dieſen Motiven mitſammen — Vittoria hatte ſich, alle Scham und Scheu abwerfend, zu ihrem Liebhaber geflüchtet, vom Sarg ihres von dieſem gemordeten Gatten hinweg.

Selbſt aus der gräuelgewohnten Raub- und Mordhöhle, welche das Rom jener Zeit geweſen iſt, erhob ſich ein Schrei des Entſetzens über ſolche Frechheit des Laſters.

Digitized by Google

Die päpstliche Regierung, soweit überhaupt von einer „Regierung" die Rede sein konnte, rührte sich nicht und auch der „Statthalter Christi" selbst würde sich nicht gerührt haben, so ihm nicht von einer Seite her zugesetzt worden wäre, wo er schandenhalber doch hinhören mußte. Nämlich, die Orsini und die Medici fürchteten mit allem Grund eine Heirat des Duca di Bracciano mit der gewaltsam zur Witwe gemachten Vittoria und legten sich gemeinsam dagegen ins Zeug. Dem Stolze der Orsini war eine Vermählung ihres Oberhauptes mit der Tochter des umbrischen Junkers Accoromboni und der Witwe des Bauerssohnes Peretti zuwider und der Kardinal Medici hielt die Rechte seines Neffen Virginio, welchen seine ermordete Schwester Isabella ihrem Gemahle geboren hatte, durch eine neue Heirat des Duca für beeinträchtigt oder für ganz gefährdet. Es ist ja menschliche Art, sich viel lieber und leichter durch gemeine als durch edle Beweggründe zum handeln bestimmen zu lassen. Dieselben Leute, welche noch so eben die schnödeste Verletzung des Sittengesetzes nicht hatte bewegen können, Hand oder Fuß zu rühren, rührten jetzt wetteifernd ihre und anderer Hände und Füße,

Digitized by Google

um den Eingebungen des Vorurtheils und der Habſucht gerecht zu werden.

Wie alle Schwächlinge von Menſchen und von Völkern neigte Gregor der Dreizehnte ſtets dahin, wo augenblicklich die größte Kraftentwickelung ſtatthatte, und darum ließ er ſich durch die bezeichneten Einflüſſe beſtimmen, am 5. Mai von 1581 ein „Monitorium" zu erlaſſen, kraft deſſen eine Ehe Bracciano's mit Vittoria, welche ohne ausdrückliche päpſtliche Bewilligung eingegangen würde, zum voraus für ungiltig erklärt wurde. Gegen dieſen reingeiſtlich-kirchlichen Angriff wußte ſich der Duca nur mittels paſſiven Widerſtandes zu wehren. Er brachte ſeine Geliebte in eine kleine Villa, welche er an der Via Magnanopoli beſaß, damit ſie dort verſteckt bliebe, bis der Sturm vorübergebrauſ't wäre. Allein das ging nicht ſo ſchnell, denn der Kardinal Medici und die orſiniſche Sippſchaft hatten die Augen offen. Sie erwirkten ein neues Monitorium des Papſtes, kraft deſſen der Witwe Peretti befohlen wurde, in das Haus ihres Vaters zurückzukehren. Sie gehorchte, war aber bald wieder in der Villa ihres Liebhabers. Ein abermaliges Monitorium trieb ſie in das väterliche Haus zurück, in welchem Don Claudio jetzt allerdings nicht

Digitized by Google

mehr Herr zu sein schien; warum, weiß man nicht. So ging das Hin und Her weiter bis zum Ausgang des Jahres, wo es gelang, den Papst zu einer ernstlichen Maßregel zu drängen. Eines Decembertages drangen päpstliche Sbirren plötzlich in das Haus Accoromboni, ergriffen Vittoria und führten sie nach dem in Trastevere gelegenen Kloster Santa Cäcilia. Weil man aber die Gefangene daselbst vor den Machenschaften ihres Galans nicht sicher glaubte, wurde sie nach dem Kastell San Angelo gebracht und dort nahezu ein Jahr lang gefangen gehalten. Diese Haft war jedoch eine sehr gelinde und die Gefangene durfte einen ununterbrochenen Briefwechsel mit ihrem Liebhaber unterhalten. Man wird dadurch in der durch den ganzen Verlauf der Sache angeregten Vermuthung bestärkt, daß die Gefangensetzung des weißen Teufels nur eine zwischen der Regierung des Vatikans und dem Herzog von Bracciano redend oder schweigend abgekartete Komödie gewesen sein könnte. Die Haft Vittoria's konnte für eine kirchliche Buße gelten und während der Dauer dieser Büßung sollte über die Ermordung ihres Gatten Gras wachsen und die eingeleitete Kriminalprocedur einschlafen.

An Anhaltspunkten zur Weiterführung derselben

Digitized by Google

hätte es wahrlich nicht gefehlt. Der Bruder jener Katerina, der Zofe Vittoria's, Domenico d'Aquaviva, welcher an jenem Aprilabend den ſchickſalsſchweren Brief für Franceſco Peretti gebracht hatte, war verhaftet worden und hatte im Februar 1582 das Geſtändniß abgelegt — ohne Folterzwang, wohlverſtanden! — die Donna Tarquinia wäre am ganzen Unheil ſchuld. Seine Schweſter Katerina wäre ihre Helfershelferin geweſen. Zu Vollſtreckern des Mordplans hätten gedient ein gewiſſer Machioni aus Gubbio und ein gewiſſer Barca aus Bracciano, Banditen eines großen Herrn, deſſen Namen er, Domenico, aus beweglichen Gründen verſchwiege. Dieſe Enthüllung hätte müſſen von rechtswegen dem Duca Bracciano und der Donna Tarquinia theuer zu ſtehen kommen. Aber es war gar keine Rede davon. Im Gegentheil, die ganze Procedur wurde niedergeſchlagen und unlange darauf ließ man auch den Domenico laufen. Das war die Rechtspflege eines „Statthalters Chriſti".

Mehr noch, ſchon zu Anfang des Jahres 1583 treffen wir den Herzog im Vatikan wieder in voller Gunſt. Der heilige Vater ließ ſich von dem Böſenwicht bewegen, alle gegen ihn und Vittoria erlaſſenen

Digitized by Google

Monitorien zurückzunehmen, einzig das Eheverbot ausgenommen. Dasſelbe, meinte Bracciano, wäre eigentlich ganz überflüſſig, da er ja ſeinen Sippen, den Orſini, wie auch dem Kardinal Medici, die Erklärung gegeben hätte, er würde Vittoria niemals zu ſeiner Gemahlin machen.

Ja wohl, er brauchte ſie nicht mehr dazu zu machen: ſie war es nach damaliger Anſchauung ſchon in aller Form Rechtens, als er dieſe ſchamlos verlogene Erklärung abgab. Wenige Wochen, vielleicht nur wenige Tage nach der Ermordung des armen Franceſco hatte ſich der Mörder — denn das war ja der Herzog mittels der Hände ſeiner Banditen — in Rom mit der Witwe des Ermordeten heimlich trauen laſſen. Für einen ſolchen Granſignore war es eine Kleinigkeit, in der von Prieſtern und Mönchen wimmelnden Stadt einen Prete aufzutreiben, welcher die Trauungsformel über ihn und ſeine Mitſchuldige ausſprach. Das genügte, zumal vor Erlaſſung des päpſtlichen Monitoriums vom 5. Mai 1581, zum Abſchluß einer rechtmäßigen Ehe vollkommen. Eine ſolche wollte aber Donna Tarquinia, welche zweifelsohne ihre Tochter angeleitet hatte, dem maßlos verliebten Orſini begreiflich zu machen, daß der Weg

Digitized by Google

zu ihrem Schlafzimmer fortan nur durch die Kirche ginge. Die beiden Damen ſcheinen aber der heimlichen Trauung in Rom doch nicht ganz getraut zu haben. Vittoria ſetzte es nämlich nach ihrer Entlaſſung aus der Engelsburg durch, daß ſich der Duca am 10. Oktober von 1583 in der Burgkapelle zu Bracciano zum zweitenmal und zwar öffentlich und feierlich mit ihr trauen ließ.

Dieſe Frechheit warf in Rom Staub auf. Das päpſtliche Eheverbot beſtand ja noch und ſo ſchickte man ſich denn weitſchichtig an, einen neuen Proceß gegen den Duca und die Ducheſſa di Bracciano einzuleiten. Der Orſini wußte wohl, daß das nur eine abermalige Komödie wäre, die bald ausgeſpielt ſein würde. Er kam daher mit Vittoria ſcheulos nach Rom und lebte mit ihr als mit ſeiner Frau öffentlich in ſeinem Palazzo. Das Paar ſchien glücklich, war es vielleicht auch; denn über die Mahnungen des Gewiſſens waren beide weit hinweg. Nicht erſt die Materialiſten und Nihiliſten der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts haben den ſchönen Satz erfunden, das „ſogenannte“ Gewiſſen ſei nur ein lächerliches Phantom, nur noch von „ganz zurückgebliebenen“ Leuten geglaubt, anerkannt und

Digitized by Google

geachtet. Die Wüſtlinge und Unzüchtlinginnen, die Frevler und Verbrecherinnen des 16. Jahrhunderts waren ja auch ſchon ſo weit.

Die Herrlichkeit des glücklichen Laſters währte bis zum 10. April 1585, an welchem Tage Gregor der Dreizehnte ſtarb. Zunächſt zwar ſchien dieſer Todesfall das Glück des Duca und der Ducheſſa di Bracciano nicht beeinträchtigen zu können. Im Gegentheil, das Interregnum, die zeitweilige Papſtloſigkeit Roms begünſtigte die Ausführung eines Planes, womit ſich das Paar wohl ſchon lange getragen hatte. Daß den Beiden an der Verwirklichung dieſes Plans ſo viel gelegen war, ſcheint nun aber doch darauf hinzudeuten, das vorhin über ihre ſouveräne Gewiſſenloſigkeit Geſagte bedürfe einer Einſchränkung. Oder war es nur ein unbeſtimmtes Furchtgefühl, welches ſie beſorgen ließ, die zweimal vollzogene Trauung genügte noch immer nicht, ihre Ehe zu einer rechtmäßigen zu machen? Genug, unmittelbar nach dem Ableben Gregors des Dreizehnten, berief der Orſini eine Verſammlung der angeſehenſten Rechtsgelehrten und der geriebenſten Advokaten in ſeinen Palaſt, um denſelben die Frage vorzulegen, ob das von dem verſtorbenen Papſt erlaſſene Moni-

Digitized by Google

torium, welches dem Duca die Ehelichung Vittoria's verboten hatte, jetzt noch zu Recht beſtünde. Nach vielem Kalkuliren, Argumentiren und Debattiren gelangten die Herren zu dieſem von dem Frageſteller gewünſchten Schluß: Nein, das Verbot iſt hinfällig geworden, maßen das Monitorium mit dem Tode ſeines Erlaſſers erloſch. Daraufhin feierten Don Paolo Giovanni und Donna Vittoria zum drittenmal ihre Hochzeit und ließen ſich am 24. April von 1585 abermalen feierlich einſegnen, weihen und trauen.

Es war die höchſte Zeit. Denn kaum eine Stunde nach dieſer dritten Trauung, kraft welcher die Ehe des ſchuldigen Paares allerdings eine unanfechtbar giltige geworden, ging aus dem geöffneten Konklave der Kardinal Montalto als Papſt Sixtus der Fünfte hervor.

Eine furchtbare Störung der dritten Hochzeit fürwahr! Wie ein Eishauch mußte das für ſie, wie für ganz Rom, ſo unerwartet Gekommene die Beiden anwehen.

Der Heilige Geiſt, welcher bekanntlich die Päpſtewahlen macht, hatte auch diesmal wieder, wie ſonſt ſo manchesmal, gar wunderliche Zickzackwege im Konklave wandeln, gar ſeltſame Kreuz- und Quer-

Digitized by Google

ſprünge machen müſſen, um zu ſeinem Ziele zu gelangen*). Kaum aber war er dazu gelangt, kaum war Sixtus der Fünfte ausgerufen, als ſich etwas wie die Empfindung einer Erlöſung in der Bevölkerung von Rom regte. Die ehrlichen Leute athmeten auf, die Schurken wandelte ein Zittern an. Man ahnte, daß wieder einmal ein Mann, ein Papſt-Herrſcher auf dem Stuhle Petri platzgenommen hätte. Und ſo war es. Schon die erſten Regierungshandlungen, die vom Vatikan ausgingen, thaten urbi et orbi kund, daß der neue „Knecht der Knechte Gottes" ein Herr und Gebieter von eiſernem Willen, unerbittlicher Strenge und unbeugſamer Thatkraft. Sofort begann die mit furchtbarer Folgerichtigkeit durchgeführte Säuberung der römiſchen Raub- und Mordhöhle, die Ausräumung der kirchenſtaatlichen Banditen- und Brigantenherberge. Wenige Tage nur und Schrecken ging einher vor dem Namen Sixtus des Fünften.

*) Eine ſehr anſchauliche, auf durchaus authentiſcher Baſis ruhende Schilderung dieſer Zickzackwege und Kreuz- und Querſprünge, d. h. des Parteiengetriebes im Konklave und aller der diplomatiſchen Ränke und Schwänke, welche zur Wahl Montalto's führten, gibt Hübner a. a. O. I, 127 fg., alſo ein Mann, deſſen Katholicität keinem Zweifel unterſteht.

Digitized by Google

Mit unter den Ersten, welche sich herzudrängten, um dem soeben proklamirten neuen Statthalter Christi den Fuß zu küssen, befand sich auch der Orsini. Er mochte gekommen sein, um in den Augen des Oheims seines Opfers nach seinem Schicksal zu forschen. Er wurde empfangen wie alle die andern, mit gnädiger Kühle. Doch meinte er einen seltsamen Blick aus dem Auge des Papstes auf sich herabzucken zu sehen. Dieser Blick ließ es ihm räthlich erscheinen, durch Vermittelung des Kardinals Medici den Papst um eine Privataudienz anzugehen. Sixtus gewährte sie und da hat er dem Duca in einer Weise, die nicht mißzuverstehen war, gesagt, der Papst hätte vergessen, was der Herzog an dem Kardinal Montalto gesündigt; so aber in Zukunft der Duca die Gesetze mißachten, Banditen in seinem Bann und Sold halten und Briganten in seinen Palästen und Burgen Unterschlauf gewähren würde, so sollte er erfahren, daß der Arm des Statthalters Christi jetzo von Eisen.

Voll Schrecken kam der Orsini heim und traf da eine Erschrockene, seine Gemahlin, welche ihrerseits von einem Gange zurückgekehrt war, der auch kein günstiges Ergebniß gehabt. Vittoria nämlich

Digitized by Google

hatte unmittelbar, nachdem die Wahl Sixtus des Fünften kundgeworden, keck den Verſuch gemacht, die Fürſprache ihrer früheren, ſo tödtlich gekränkten Schwiegermutter zu gewinnen. Sie hatte ſich nach der Villa Peretti aufgemacht, welche ſie ſo ſchnöde verlaſſen, um in die Arme des Mörders ihres Gatten zu eilen, ſie drang faſt gewaltſam zur Donna Camilla und erzwang ſich eine Unterredung mit der Mutter Franceſco's, welche den weißen Teufel mit Schluchzen empfing. Aber ein Verſprechen der Verzeihung oder gar der Fürſprache vermochte Vittoria nicht zu erlangen. Das hieß denn doch einer Mutter und vollends einer italiſchen Mutter zu viel zumuthen.

Die Nemeſis war endlich doch aufgeſtanden. Spät kam ſie, aber ſie kam.

Noch in derſelben Nacht flohen, von unbeſieglicher Angſt getrieben, der Duca und die Ducheſſa aus Rom. Zunächſt auf ihre Burg zu Bracciano. Hier hatte der Oberbandit des Herzogs, Marcello Accoromboni, welcher auf des Orſini Befehl die Ermordung ſeines Schwagers Franceſco geleitet, eine große Schar von Briganten verſammelt, unzweifelhaft in der Abſicht, während der Dauer des Konklave

Digitized by Google

einen Raubstreich im größeren Stil auszuführen. Konnte man nun etwa an der Spitze dieser Gesellen der vermutheten Feindseligkeit des neuen Papstes Trotz bieten? Der Herzog, früher ein so entschlossener und verwegener Bösewicht, dachte nicht einmal daran. Der Blick des fünften Sixtus mußte ihn mit Entsetzen geschlagen haben. Der Boden des Kirchenstaates brannte ihm unter den Füßen. Er raffte sein Bargeld und was von kostbarem Besitz ihm sonst zur Hand zusammen und floh mit Vittoria von Bracciano weiter nach Padua, auf venetianisches Gebiet.

Hier im Juni 1585 angelangt, fühlte er sich sicher. Er wußte, die Signoria der Republik von San Marco würde ihn nicht an den Papst ausliefern, und seine reichen Mittel erlaubten ihm, auch in der Fremde als großer Herr aufzutreten. Er miethete einen Palast in Venedig selbst und einen zweiten in Padua, den Palazzo Foscarini. Ebenso in Salò eine am Ufer des Gardasee's wunderschön gelegene Villa. Dorthin zog er mit Vittoria, die sich in der ländlichen Umgebung sehr behagte. Sie war ja ein Stück von einer Poetin und nach allen den Stürmen ihres Lebens konnte ihr die idyllische

Digitized by Google

Stille am schönsten der oberitalischen Seen nur willkommen sein. Das Idyll währte freilich nicht lange und schlug zur Tragödie um.

Die Erinnyen ruhten ja nicht. Eine Mutter darf die Ermordung ihres Sohnes nicht vergessen, sonst wäre sie keine Mutter. Darum ließ Donna Camilla die Blutspur von jener Aprilnacht des Jahres 1581 nicht kalt werden. Sie bestürmte ihren Bruder um Rache. Wofür sonst trug er die dreifache Krone? Warum forderte er nicht von Venedig die Auslieferung des Mörders und seiner Schuldgenossin? Der Papst kam ungern auf die traurige Sache zurück, um so mehr, da er ein Gefühl zärtlichen Mitleids für Vittoria noch immer bewahrte. Im August 1585 sprach er mit dem venetianischen Botschafter bei der Kurie über die Auslieferungsfrage. Aber er nahm sie nicht an die Hand, sei es, daß er mit der Republik von San Marco dazumal in keine Verwickelung kommen wollte, sei es, daß er, wie er sagte, von der Sache genug und übergenug hätte und nichts mehr davon hören wollte. Soweit jedoch gab er den Bitten seiner Schwester nach, daß er an die Signoria das Begehren stellte, den ebenfalls auf venetianisches Gebiet geflüchteten Marcello Accorom-

Digitized by Google

boni auszuliefern. Dazu ließ ſich Venedig nach etlichen Weiterungen herbei. Marcello wurde an die päpſtlichen Behörden ausgeliefert und im folgenden Jahre zu Ancona gerichtet und hingerichtet.

Derweil war der Hauptſchuldige unverſehens der Gerechtigkeit entſchlüpft, deren Brauch und Gewohnheit ja überhaupt iſt, die kleinen Sünder zu faſſen und zu ſtrafen, die großen aber ſo oder ſo entſchlüpfen zu laſſen. Im Spätherbſte erkrankte der Herzog von Bracciano zu Salò, gerade als er ſich anſchickte, zum Winteraufenthalt nach dem Palazzo Dandolo in Venedig überzuſiedeln. Sein alter Schaden am Bein wurde brandig und die Lebensgefahr nahm raſch zu. Es warf doch etwas wie einen verſöhnenden Schimmer auf dieſes Sterbebett, daß der Kranke bis zum letzten Athemzug mit heißer Liebe an ſeiner Schuldgenoſſin hing. Die Sorge, daß er ſie freundlos und ſchutzlos zurückließe, war wohl die bitterſte Pein ſeiner letzten Tage. Soweit er konnte, ſorgte er für Vittoria. Am 10. November 1585 machte er ſein Teſtament, kraft deſſen nach ſeinem Ableben einer ſeiner Stadtpaläſte und eine ſeiner Villen, ferner ſein ganzer Reiſehaushalt, alles Geräthe, Pferde, Wagen, ſowie eine Summe von

Digitized by Google

100,000 Piaſtern in Bargeld, Juwelen und Silberzeug ſeiner Witwe als Eigenthum zufallen ſollten. Um die Erbin gegenüber der mit Beſtimmtheit vorauszuſehenden Feindſeligkeit der ganzen Sippſchaft der Orſini im Beſitze des Vermächtniſſes zu ſchützen und zu ſichern, beſtellte Bracciano die Herzöge von Ferrara und Urbino, ſowie die Kardinäle Farneſe und Medici zu Teſtamentsvollſtreckern, was ſich freilich als ganz nutzlos bald herausſtellen ſollte. Drei Tage darauf, am 13. November, ſtarb er.

Jetzt ſtand Vittoria allein und ſchon kreiſ'te ob ihrem Haupte die „geflügelte" Nemeſis. Aber peinlich zu berichten iſt die Thatſache, daß die „Göttin mit ſtrengem Blick", die „Verwalterin der Gerechtigkeit" zum Vollſtrecker der Straſſentenz an dem „weißen Teufel" einen Menſchen wählte, der ein „ſchwarzer" Teufel mit Fug heißen konnte.

Das war einer von der Sippe des verſtorbenen Duca, ein Orſini, Lodovico genannt, zweifellos einer der ruchloſeſten Geſellen, ſo dazumal der Boden Italiens trug. Er war ein notoriſcher Bandit und Brigant und ein Hauptmann von Banditen und Briganten, was ihn aber nicht hinderte, ein angeſehener Edelmann zu ſein, der in der orſiniſchen

Digitized by Google

Verwandtſchaft viel galt. Wegen einer ganz beſonders frechen Mordthat aus Rom verwieſen, war er nach Venedig gegangen und die Signoria hatte kein Bedenken getragen, ihm eine militäriſche Beſtallung zu geben, ja ſogar, da er für einen geſchickten Officier galt, ihn zum Befehliger ihrer Truppen auf der Inſel Korfu zu ernennen. Bevor er aber zur Uebernahme ſeines Kommando's dorthin ging, erfuhr er den Tod ſeines Vetters, des Herzogs von Bracciano, auf welches Ereigniß er wohl ſchon lange gelauert haben mochte. Darauf deutet der Umſtand hin, daß er ſich zum voraus vonſeiten Virginio's Orſini, einzigen Sohnes des Orſini-Bracciano, eine Vollmacht verſchafft hatte, eintretenden Falles für die Beſtattung des Familienhauptes zu ſorgen und die Rechte des legitimen Erben gegen die „maladetta puttana“ Vittoria wahrzunehmen*).

Dieſe ahnte ſo wenig, was ſie von dem Banditenhauptmann zu gewärtigen haben würde, daß ſie

*) Eine bizarre Schickſalsfügung wollte, daß ſpäter eine Tochter der beſcheidenen und anſpruchsloſen Maria Damaſcena, alſo eine Großnichte des fünften Sixtus, Flavia geheißen, von Virginio Orſini, dem rechtmäßigen Sohn und Erben des Verderbers ihres Oheims Franceſco, geehlicht und zur Ducheſſa di Bracciano gemacht wurde.

Digitized by Google

ihn selber von dem Ableben des Herzogs in Kenntniß setzte. Lodovico machte sich sofort von Venedig nach dem Festland auf und eilte spornstreichs nach Salò, wo er, auf seine Vollmacht pochend, als der rechtmäßige Herr auftrat und zwar brutal wie ein Bandit und räuberisch wie ein Brigant. Er verweigerte die Anerkennung des herzoglichen Testamentes, behandelte die Witwe, als ob sie wirklich nur eine „maladetta puttana“ wäre, und zwang sie, ihm das Silbergeschirr und den größeren Theil ihres eigenen Schmuckes auszuliefern. Auch die Pferde und Wagen nahm er ihr weg. Was konnte sie gegen den gewaltthätigen Schurken, welcher von einer ganzen Rotte seiner Spießgesellen begleitet war, thun? Nichts. Sie mußte, Schlimmstes fürchtend, froh sein, mit Hilfe ihres Bruders Flaminio Accoromboni, welcher bei ihr war, und etlicher treuer Diener aus Salò entfliehen und nach Padua in den Palazzo Foscarini gelangen zu können, welchen Zufluchtsort sie in ziemlich dürftigem An- und Aufzug erreichte. Also für den Augenblick in Sicherheit, suchte sie den Schutz der Signoria nach und wandte sich, Hilfe und Beistand suchend, auch an den Papst. Das verrieth doch, milde gesagt, große Keckheit, lieferte

Digitized by Google

aber auch den Beweis, daß die weiße Teufelin überzeugt ſein mußte, der Zauber, welchen ſie auf den Ohm ihres ermordeten Gatten geübt, wäre noch nicht gebrochen. Und wirklich, er war es nicht. Sixtus der Fünfte, deſſen bei ſeinem großen Aufräumungs- und Säuberungsgeſchäft entwickelte Strenge gerade damals nicht ſelten zu erbarmungsloſer Grauſamkeit ſich verhärtete, vernahm den Hilferuf Vittoria's ohne Zorn und war geneigt, denſelben zu erhören. Aber er hatte keine Zeit mehr dazu.

Die Orſini wollten ihre Rache und ihren Raub haben, voll und ganz. Darum ſollte in Padua vollendet werden, was in Salò begonnen worden. Lodovico Orſini war der Mann dazu, das zu thun. Dieſe italiſchen Banditen des 16. Jahrhunderts waren ganze Kerle, Menſchen aus einem Guſſe, das muß man ihnen laſſen. Sie wußten ihren Verbrechen kühn ins Angeſicht zu ſehen und der Anblick entſetzte ſie keineswegs. Sengen und Brennen, Rauben und Morden war ihnen ein Geſchäft, das ſie mit derſelben Gemüthsruhe betrieben, womit etwa der Hufſchmied den Pferdebeſchlag oder der Fiſcher den Fiſchfang betrieb. Noch ein Zug vervollſtändigt das Bild dieſer Männer mit Stirnen von Erz und

Digitized by Google

mit Händen voll Blut. Sie waren nämlich sehr fromm. Fanden sie von Zeit zu Zeit, die Last der aufgehäuften Sünden und Frevel wäre nachgerade von unbequemer Schwere geworden, so versäumten sie nicht, diese Last im Beichtstuhl abzuschütteln, um Platz für eine neue zu gewinnen. Die Kirche hatte ja einen so guten Magen. Selbiger verdaute nicht nur Land und Leute, sondern auch ganze Berge von Lastern und Freveln.

Lodovico Orsini ließ nicht ab von dem Wilde, das er zu jagen, todtzujagen entschlossen war. Er folgte mit seiner Meute der Spur Vittoria's von Salò nach Padua. In der Nacht vom 21. auf den 22. December von 1585 besetzte eine Schar von verlarvten Bewaffneten die Zugänge zu dem düsteren, unwohnlichen Palazzo, wo die Witwe des Duca di Bracciano hauf'te. Eine zweite Rotte von bewaffneten Verlarvten brach mit Gewalt in das Haus. Das erste Opfer der von Lodovico geführten Mordbande war Flaminio Accoromboni. Er wurde, in seinem Zimmer überfallen, mit Hakenbüchsenschüssen und Dolchstößen niedergemacht. Das Mordgetöse verkündete dem unseligen Weibe den Tod. Sie war in ihrem Schlafgemach. Die Thüre desselben wird

Digitized by Google

von den Banditen aufgesprengt. Der vermummte Hauptmann der Bande erscheint auf der Schwelle und schreit der Rettungslosen zu: „Du stirbst!“ Sie macht keinen Versuch, das Verhängniß abzuwenden, und sagt nur: „Gebt mir nur einen Augenblick Frist, meine Seele Gott zu empfehlen“. „Nein!“ Und auf den Wink des Orsini faßt einer der Briganten die Unglückliche, stößt ihr den Dolch in den schönen Busen, dreht das Eisen in der Wunde um und fragt höhnisch: „Hab' ich dein Herz getroffen?“

So endete ein Wesen, auf welches die Natur eine Fülle ihrer schönsten Gaben ausgeschüttet und welches davon doch nur zum Verderben anderer und zuletzt auch zum eigenen Gebrauch zu machen gewußt hatte. Vittoria's Erscheinung, Charakter und Schicksal erinnern, wie jeder, so sich mit dieser Geschichte beschäftigt, unwillkürlich finden muß, gar vielfach an das Schicksal, den Charakter und die Erscheinung ihrer Zeitgenossin, einer noch berühmteren oder, wenn man will, noch berüchtigteren Frau des 16. Jahrhunderts, an Maria Stuart, an welcher 14 Monate nach der Ermordung der Herzogin von Bracciano zu Padua im Schlosse Fotheringay ein politischer Justizmord verübt wurde. Verdient hatten die beiden Sünde-

Digitized by Google

rinnen redlich, was sie traf. Aber das innerste Geheimniß ihres Daseins haben beide unausgesprochen mitgenommen in ihre blutigen Gräber.

Auch den mörderischen Lodovico Orsini traf endlich, was er schon lange überreichlich verdient hatte. Die Signoria von Venedig trat als Rächerin Vittoria's auf, mußte sich aber des kühnen Verbrechers, nachdem dessen Schuld, namentlich durch einen an Virginio Orsini gerichteten und aufgefangenen Brief festgestellt worden, sowie der ganzen Mordbande mittels eines förmlichen Kampfes bemächtigen, bei welchem sogar Feldschlangen in Anwendung kamen. Während der Procedur bewahrte der Bandit unentweglich die stolze und trotzige Haltung eines Mannes, welcher gethan, wie ihm zukam. Er wurde auf Befehl der Staatsinquisitoren am 27. December im Kerker erdrosselt.

Das ist das würdige Nachspiel zu dem Sittendrama gewesen, welches die Menschen von damals die Tragödie Accoromboni nannten.

Sixtus der Fünfte belobte die Signoria von San Marco dafür, daß sie die Ermordung Vittoria's gerächt. Der gewaltige Mann auf dem Stuhle Petri hat bis zum 27. August von 1590 gelebt, d. h. geherrscht. Er war, um doch auch einmal ein Mode-

Digitized by Google

ſtichwort unſerer Tage zu gebrauchen, der letzte „ſtilvolle“ Papſt, eine Natur, ein Charakterkopf, eine Geſtalt von Erz. Alle ſeine Nachfolger im Vatikan ſind nur mehr oder weniger deutliche oder verwiſchte Abklatſche der vom Koncil zu Trient angefertigten Papſtſchablone geweſen. Er, der Bauersſohn von Grottamare, war die letzte pontifikale Perſönlichkeit, welche der Rede werth.

Digitized by Google

II.

Die abenteuerliche Historie vom falschen Dmitry.

1.

Warum und wieso der Schwindel möglich war.

Eines Winterabends im Jahre 1584 trat Iwan der Vierte (Wassiljewitsch), Zar aller Reußen, genannt „Der Henker" oder „Der Schreckliche", auf die „rothe" Treppe des Kremlin zu Moskau hinaus, um lange zum Firmament emporzustarren, allwo zwischen den Kuppeln und Thürmen der Kirche Iwans des Großen und der Kirche der Verkündigung ein Komet sichtbar war mit kreuzformartigem Feuerschweif. Der Zar wandte sich endlich ab, bekreuzte sich und murmelte vor sich hin: „Das bedeutet meinen Tod!"

Digitized by Google

Bald darauf erkrankte er ſchwer. Aus Lappland herbeigeholte Schamanen-Zauberer vermochten dem Uebel nicht Einhalt zu thun. Am 10. März von 1585 berief er den Bojarenrath und ließ ſein Teſtament aufſetzen, kraft deſſen er die Thronfolge ſeinem Sohne Feodor zutheilte und inbetracht der Blödſinnigkeit deſſelben einen Regentſchaftsrath beſtellte, beſtehend aus den beiden Knäſen (Fürſten) Iwan Schuiſky und Iwan Mſtiſlawſky, ſowie den drei Bojaren (Großbarone) Bogdan Bielſky, Nikita Jurjew und Boris Godunow. Am 18. März ſtarb „Der Schreckliche“ und ſäuberte mittels ſeines Todes den Erdball vom größten Scheuſal, welches zu tragen dieſer jemals verdammt war. Denn überblickt man das Wüſten und Wüthen dieſes Dämons, ja faſſt man auch nur die von ihm veranſtalteten „Opaly“ (Durchwurfelungen oder Ausmerzungen des Volkes) ins Auge, mit deren Gräueln verglichen die Schrecken der franzöſiſchen Revolution harmloſe Kinderſpiele waren, ſo könnte man unſchwer zu dem Glauben kommen, die „allgütige Mutter“ Natur hätte in ihrer grauſamſten Laune dieſes Unthier geſchaffen, um eine fürchterliche Probe anzuſtellen, was alles die Menſchen ſich gefallen ließen und bis zu welcher bodenloſen

Digitized by Google

Tiefe der Niedertracht die sklavische Feigheit der Völker hinabreichen könnte.

In unseren Tagen ist es bekanntlich zur „wissenschaftlichen" Mode geworden, den Unterschied von gut und böse, Recht und Unrecht, Tugend und Laster, Verdienst und Verschuldung zu verwischen und einem grundsatzlosen Geschlechte das ohnehin schon sehr geschwächte Gefühl der Verantwortlichkeit vollends aus der schlaffen Seele zu schmeicheln mittels der materialistischen Theorie, daß die Gefühle, Gedanken und Thaten des Menschen schlechterdings nur Produkte seiner physischen Anlagen und Eigenschaften wären. Laster, Frevel und Verbrechen müßten daher für unumgängliche Schlußfolgerungen aus natürlichen Prämissen angesehen werden, für Abnormitäten, und demnach Lasterhafte, Frevler und Verbrecher nur für mitleidswerthe Kranke, für Gestörte, für Wahnsinnige. Es ist recht verwunderlich, daß diese modische Theorie, welche sich ja auch schon spürbar genug in die Strafgesetzgebung und Strafrechtspflege eingeschlichen hat und, wann erst in ihrem ganzen Umfange verwirklicht, die menschliche Gesellschaft unfehlbar in den aller Verantwortlichkeit baren Zustand der Bestialität zurückentwickeln wird — ja, es ist recht verwunderlich,

Digitized by Google

daß dieſe ſchöne Theorie nicht auch ſchon von irgend-einem „wiſſenſchaftlichen“ Modiſten auf Iwan den Schrecklichen angewandt und alſo an dem „grauſen“ Zaren, wie er beim Lermontow heißt, eine der jetzt ſo beliebten „Rettungen“ verübt wurde. Freilich, ein leichtes Stück Arbeit würde der „Retter“ nicht haben. Denn wenn ihm der Nachweis, daß Iwan der Henker von Haus aus ein Wahnſinniger geweſen, nicht allzu ſchwer werden dürfte, ſo vermöchte doch keine Trübung der Quellen und keine ſophiſtiſche Dialektik die Thatſache aus der Welt zu ſchaffen, daß in dem Wahnſinn des Zaren Methode geweſen iſt und der „Grauſe“ ſeiner Abſichten und Zwecke ſehr wohl bewußt war.

Wie ein rother Faden, nein, wie ein rother Blutſtrom windet oder wälzt ſich durch Iwans Gräuel-herrſchaft der Staatsgedanke, mittels Gründung der zariſchen Autokratie, des zariſchen Abſolutismus höchſter Potenz die moſkowitiſche Reichseinheit her- und feſt-zuſtellen, welche bislang durch die Machtſtellung des Bojarenthums ſtark beeinträchtigt worden war. Aller-dings iſt der Zar häufig genug Henker um der Henker-luſt willen geweſen, allerdings trieb er die gräſſliche Wolluſt der Grauſamkeit bis zum raffinirteſten Kitzel; aber den angegebenen Grundzug ſeiner Politik hat er

Digitized by Google

selbst in den wildesten Orgien der Entmenschung so wenig vergessen, als er desselben in den tollen Uebertreibungen der „gottesdienstlichen" Uebung seiner „Frömmigkeit" jemals vergaß. Denn selbstverständlich war der vierte Iwan sehr „fromm", das heißt allem Aberglauben der orientalisch-russischen Kirche leidenschaftlich zugethan, ganz wie Ludwig der Elfte von Frankreich „fromm", das heißt allem Aberglauben der okcidentalisch-römischen Kirche fanatisch ergeben war. Man könnte überhaupt Iwan den Vierten den aus dem Französischen ins Russische übersetzten Ludwig den Elften nennen. Denn im ganzen und großen spielte der Zar im 16. Jahrhundert in Rußland die Rolle, welche der König im 15. Jahrhundert in Frankreich durchgeführt hatte. Beide haben, jeder in seinem besonderen Stil, die Adelsherrschaft gebrochen und die absolute Monarchie begründet.

Kein Zweifel, das russische Volk erkannte in dieser Gründung eine Wohlthat, wenigstens instinktmäßig. Daraus mag sich das Unglaubliche und doch fraglos Wahre erklären, daß die Russen diesem Wütherich, der die Grausamkeit bis zu unerhörten Thaten wilder Wuth oder auch bis zur raffinirtesten Qualenaustiftelung getrieben, seine eigene Familie in empörendster

Digitized by Google

Weiſe gepeinigt, ſeinen zweitälteſten Sohn eigenhändig umgebracht, in mongoliſch wüſter Vernichtungsraſerei die Bewohnerſchaften ganzer Städte und Landſchaften ausgetilgt, daneben im Schlamme ekelhafter Ausſchweifungen ſich gewälzt hatte, geradezu leidenſchaftlich unterwürfig und zugethan waren — ſo leidenſchaftlich, daß beim Tode des Scheuſals von Zar die allgemeinſte, aufrichtigſte, wildeſte Wehklage losbrach. Man hätte, ſo man dies Gebaren der Moſkowiter anſah, meinen können, ein Gott, ihr Gott wäre ihnen geſtorben. Und im Grunde war es ja ſo, denn die zariſche Macht und Gewalt war eine abgöttiſch geglaubte und verehrte.

Vom 18. März 1585 an hieß Feodor Iwanowitſch, Iwans des Schrecklichen dritter Sohn — der älteſte war frühzeitig geſtorben, den zweitälteſten hatte der Vater todtgeſchlagen — der Zar aller Reußen. Der zweiundzwanzigjährige Junge war phyſiſch und pſychiſch eine Null, kraft-, verſtand- und kenntnißlos, ein Dreiviertels-Trottel, ein Fex, welcher ſeine ganze Zeit damit verbrachte, in den Kirchen des Kremlin herumzulaufen, die Glocken allerhöchſteigenhändig zu läuten und ſich tagelang die abſurdeſten Heiligenlegenden vorleſen zu laſſen. Bei feierlichen Anläſſen

Digitized by Google

ſetzte man den Zar-Fex auf den Thron und gab ihm Skepter und Reichsapfel in die Hände. Dann ſtarrte er mit dem Lächeln blödſinniger Bewunderung auf dieſe Inſignien einer Macht, die ein anderer ſtatt ſeiner innehatte und übte. So war der letzte Zar aus dem Hauſe Rurik, will ſagen aus dem waräginſch-normanniſchen Herrſcherſtamme, der letzte Zar aus der Familie der alten Großfürſten von Moſkau. Man hatte dem Schwächling die Schweſter des Boris Godunow, Irinia oder Irene, als Gemahlin angetraut, und ſein Schwager Boris war der Zar des Zaren, thatſächlich jetzt ſchon der Leiter und Beherrſcher Ruſſlands. Denn dieſer Magnat, dem Titel nach ein Mitglied des Regentſchaftsrathes, alſo einer der fünf oberſten Miniſter, hatte vermöge der zariſchen Schwagerſchaft die Macht ſeiner vier Amtsgenoſſen bald zu einem Nichts gemacht. Boris war zweifelsohne ein ungemein begabter, ein ſchlauer und erfahrener Mann, dabei von einem unbändigen Ehrgeiz beſeſſen, welcher als ſein Endziel die Erlangung der Zarenkrone wohl ſchon frühzeitig in's Auge gefaßt haben mochte. Daß ihm dabei ſeine tatariſche Abkunft ein Hinderniß ſein würde, brauchte er nicht zu fürchten, denn bekanntlich war ſeit den Zeiten, wo

Digitized by Google

die Mongolen zwei Jahrhunderte lang über Rußland geherrſcht hatten, das Blut der Ruſſen, namentlich auch das der vornehmen, ſtark mit tatariſchem gemiſcht.

Nun aber iſt zu melden, daß Iwan der Schreckliche neben ſeinem Nachfolger Feodor noch einen Sohn hinterlaſſen hatte und zwar einen Sprößling aus ſeiner ſiebenten Ehe mit Marfa (Martha) Nagoy, einer Dame von tatariſcher Abkunft. Dieſer Sohn, im Jahre 1581 geboren, alſo beim Tode ſeines Vaters ein unmündiger Knabe, hieß Dmitry (Dimitri, Demetrius) und war in den Augen ſtreng rechtgläubiger Ruſſen allerdings nur ein Baſtard. Denn der Lehre der ruſſiſchen Kirche zufolge kann ein orthodoxer Chriſt nur viermal rechtmäßig ſich verheiraten. Indeſſen war es bei des grauſen Zaren Lebzeiten niemand eingefallen, gegen die Legitimität des kleinen Dmitry Proteſt erheben zu wollen, und demzufolge führte der Prinz gleich ſeinem Halbbruder Feodor den Titel Zarewitſch, d. i. Zarenſohn. Iwan der Schreckliche ſelbſt jedoch ſchien dieſen ſeinen letzten Sprößling nicht für voll angeſehen zu haben; denn er hatte ja in ſeinem Teſtamente beſtimmt, daß Dmitry nichts erben ſollte als die Stadt Uglitſch und ihr Gebiet. Dies verhinderte jedoch nicht, daß angeſichts der Schwäch-

Digitized by Google

lichkeit und Hinfälligkeit des Zaren Feodor die Augen vieler Russen in dem Knaben Dmitry den künftigen Zaren erblickten. Boris ließ es sich daher angelegen sein, diesen Thronprätendenten dem Volke vorderhand mehr aus dem Gesichtskreise zu rücken. Kaum war Feodor zum Zaren gekrönt, wurde Marfa Nagoy, die Witwe des Schrecklichen, mit ihrem Söhnlein Dmitry nach der Stadt Uglitsch geschafft, um dort ihren ständigen Aufenthalt zu nehmen. Boris bestellte zum Wächter von Mutter und Kind seinen Diak (Kanzleisekretär) Bitjagowski, auf welchen er sich vollständig verlassen konnte. Ist den Berichten, welche dieser Beamte von Uglitsch nach Moskau sandte, zu glauben, so verrieth sich der kleine Dmitry als der echte Sprössling seines Vaters und zwar mittels Bethätigung der Instinkte wilder Grausamkeit. Der Knabe hatte ein Wohlgefallen daran, Thiere raffinirt zu quälen, und er soll auch haben verlauten lassen, daß er dereinst mit Menschen ebenso verfahren wollte. Eines Wintertages, so wird erzählt, hatte er mit Hilfe seiner Spielkameraden auf dem Hofe des uglitscher Schlosses nach Knabenart den Schnee zu Menschenfiguren geballt. Diesen gab er die Namen der Magnaten des Reiches und die größte nannte er

Digitized by Google

Boris. Dann nahm er seinen hölzernen Säbel und schlug damit den Schneemännern die Arme und die Köpfe ab mit den Worten: „So werde ich mit ihnen umspringen, wann ich einmal groß bin!“

Es ist möglich, daß der Knabe in Folge der grollenden, aufreizenden, rachsüchtigen Aeußerungen seiner Mutter solche oder ähnliche Worte gesprochen. Wahrscheinlicher freilich erscheint es, daß ihm hinterher dieselben in den Mund gelegt worden seien. Im übrigen hat es solcher kindischer Drohungen gar nicht bedurft, um das Leben des letzten Sprösslings Iwans des Henkers zu gefährden. Der Prinz war ja ein Hinderniß, sogar, wie die Sachen lagen, das einzige ernstliche Hinderniß auf Boris Godunows Wege zum Zarenthron.

Daß Boris der Urheber dessen war, was am 15. Mai 1591 (a. St.) auf dem Schloßhofe zu Uglitsch geschah, dürfte einer ernstlichen Anzweifelung kaum unterstellt werden können. Am genannten Tage, am hellen Tage, ist nämlich dort der Zaréwitsch Dmitry mittels Durchschneidung der Kehle ermordet worden. Das ist eine unzweifelhafte Thatsache. Allein die Einzelnheiten der Mordthat konnten nicht aktenmäßig festgestellt werden, weil die Mörder, der

Digitized by Google

Diak Bitjagowski, sein Bruder Daniel, seine Frau, sammt Josef Wolochow und Nikita Katschalow, von dem wüthenden Volke von Uglitsch, welches Marfa Nagoy und ihre zwei Brüder angesichts der Leiche des ermordeten Sohnes und Neffen zur Rache aufgerufen hatten, gesteinigt wurden.

Boris unterschlug den aus Uglitsch über die Katastrophe eingelaufenen Bericht und gab dem Zaren Feodor einen gefälschten in die Hände, worin es hieß, der junge Dmitry hätte sich in einem Anfalle von Epilepsie, da er gerade ein scharfes Messer in der Hand gehabt, selber eine Wunde am Halse beigebracht und wäre an der Verblutung gestorben — eine ganz dumme Lüge, welche ihrem Urheber später theuer zu stehen kommen sollte. Vorderhand freilich erntete er die Früchte des uglitscher Verbrechens. Niemand wagte mehr, seinem Willen zu widerstehen, vollends dann nicht mehr, als er auch die große Familie der Fürsten Schuisky, sowie das Haupt der russischen Klerisei, den Erzbischof-Metropoliten von Moskau, tief gedemüthigt und seinem Machtgebote gebeugt hatte. An die Mutter des ermordeten Dmitry erging ein zarischer Ukas, kraft dessen sie „zur Strafe dafür, daß sie ihren Sohn nicht besser behütet hätte“,

Digitized by Google

aus Uglitsch hinweg und in ein im Norden Russlands gelegenes Kloster verwiesen wurde, allwo sie den Nonnenschleier umthun mußte. Die Hinterlassenen derer dagegen, welche der Lynchjustiz des Volkes von Uglitsch zum Opfer gefallen, wurden reichlich versorgt. Rastlos bemüht, seine Stellung nicht nur zu erhalten und zu befestigen, sondern dieselbe auch zu einer Aufgangsstufe herzurichten, von welcher aus das letzte und höchste Ziel unschwer zu erreichen wäre, suchte und wußte Boris seine Regierung mit dem Glanze von Eroberungen zu umgeben, welcher dem russischen Ausbreitungstriebe schmeichelte. Ebenso beeiferte er sich, die Geneigtheit von Klerisei und Adel zu gewinnen, und auf sein Bestreben, dem letzteren zu gefallen, ist hauptsächlich eine im Jahre 1593 getroffene, tiefeinschneidende Maßregel zurückzuführen, jener zarische Ukas, welcher die russischen Bauern an die Scholle fesselte, indem er denselben strengstens verbot, ihren Wohnsitz zu ändern. Das war eine Maßregel, deren unberechenbare Tragweite zunächst gar nicht erkannt wurde. Das war die Begründung der bäuerlichen Leibeigenschaft und bald auch eine der Hauptursachen des gegen Godunow erwachenden russischen Volkshasses.

Digitized by Google

Zu Anfang des Jahres 1598 ſtarb der Schattenzar Feodor, und ſo war denn die Zeit gekommen, wo Boris auch dem Namen nach der Zar aller Reußen ſein wollte. Er fand es angezeigt und räthlich, zuvörderſt noch eine Komödie aufzuführen, nämlich dieſe, daß er durch den ſogenannten großen Landesrath („Semskaya Duma"), ein Schein- und Schemenparlament, in welchem die geiſtlichen Magnaten, die Erzbiſchöfe und Biſchöfe, ſowie die adeligen, die Bojaren, ſaßen, ſeine Schweſter Irene, Feodors kinderloſe Witwe, zur regierenden Zarin beſtellen ließ. Im raſchen Weitergange der wohlinſcenirten und gutgeſpielten Poſſe entſagte dann die Zarin Irene dem Skepter und ging in ein Kloſter, ihr Bruder Boris aber machenſchaftete, ränkelte, drohte, beſtach und ſchauſpielte ſo geſchickt, daß er ſelber ſchon am 21. Februar von 1598 vom Adel, Klerus und Volk Moſkau's förmlich angefleht wurde, ſich doch um Gotteswillen des verwaiſ'ten Ruſſlands anzunehmen, d. h. Zar zu werden. Godunow ergab ſich, wie er ſagte, „nur zögernd und nothgedrungen in den Willen Gottes", ergriff das Skepter und ließ ſich im Kremlin mit großer Prachtentfaltung die Zarenkrone aufſetzen. Man muß ihm nachſagen, daß er gewiſſermaßen die

Digitized by Google

Rolle Peters des Großen vorweggenommen habe, d. h. daß er Rußland aus der Barbarei des Aſiatenthums heraus- und in die europäiſche Civiliſation hineinführen wollte.

Aber ſeine Verſuche mißlangen, theils, weil ſie zu wenig um- und vorſichtig unternommen wurden, theils, weil Rußland dazumal noch zu aſiatiſch war, um für europäiſche Kultur überhaupt ſchon empfänglich zu ſein, theils endlich, weil der Zar Boris im Hinblick auf den Ausgang des Zaréwitſch Dmitry der ungeheuren Mehrzahl ſeiner Unterthanen doch nur für einen Uſurpator galt, Adel und Kleriſei im Geheimen fortwährend gegen ihn wühlten, und ſogar ſolche ſeiner Abſichten und Strebungen, welche zweifellos löblich und erſprießlich waren, zu hemmen, zu hindern und zu durchkreuzen ſuchten und wußten. So z. B. die Bemühungen des Zaren, einem altherkömmlichen ruſſiſchen Nationallaſter, der Saufwuth, zu ſteuern oder wenigſtens Zaum und Zügel anzulegen. In Bälde war die Unpopularität, ja Verhaſſtheit Godunows bei allen Ständen und in allen Schichten des Ruſſenthums eine vollendete Thatſache.

Zur Vervollſtändigung dieſer flüchtigen Zeichnung der Lage, in welcher Rußland auf der Schwelle

Digitized by Google

vom 16. zum 17. Jahrhundert sich befand, gehören noch zwei Züge: — Erstens die Stellung des russischen Staates gegenüber dem polnischen, d. h. die Hinweisung auf den altherkömmlichen, zur erbitterten Feindseligkeit längst verknöcherten Gegensatz zwischen Polen und Russen. Diese Gegensätzlichkeit mag ursprünglich in Stammes- oder gar in Rasseverschiedenheiten gewurzelt haben, war aber höchst bedeutsam verschärft worden durch den Umstand, daß die Russen der anatolisch-byzantinischen Orthodoxie anhingen, während dagegen die Polen orthodoxe römische Katholiken waren, fanatische sogar von der Zeit an, wo das schon halb für den Protestantismus gewonnene polnische Volk durch die Klugheit und Energie des Jesuitenordens wieder in den römischen Pferch zurückgetrieben worden. Dieser religiöse und konfessionelle Gegensatz von Polen und Russen war fraglos eine unumgängliche Voraussetzung der Möglichkeit einer Erscheinung, wie die des falschen Demetrius eine gewesen. Zweitens ist mit Betonung zu erwähnen, daß in Folge mehrjähriger Mißernten mit dem Jahre 1601 in Rußland ein allgemeiner Nothstand begann, welcher sich bis zum Jahre 1604 verlängerte und in vielen Gegenden des Reiches bis zur bitteren,

Digitized by Google

bittersten Hungersnoth sich steigerte. Auch dieses Unglück half das Auftreten und die Erfolge des Betrügers in bedeutendem Grade mitermöglichen.

Denn es ist ja wohlbekannt und durch hunderte von Zeugnissen der Geschichte bestätigt, daß solcherlei Leiden die Gemüther der Menschen und der Völker für das Außerordentliche stimmen, für den Glauben an das Unglaubliche empfänglich machen und auf das Wunderbare vorbereiten. Außerdem wußten es die Machenschaften der Feinde des Boris so einzurichten und dahinzubringen, daß die ganze Schwere der öffentlichen Drang- und Trübsale auf den Usurpator zurückfiel, als ob er der Verursächer der Hungersnoth und jeglichen anderen Uebels wäre. Man weiß ja, wie leicht es unter sothanen Verhältnissen ist, der Angst und dem Grolle der Volksmassen, welche nirgends und zu keiner Zeit logisch zu denken vermochten oder vermögen, einen Sündenbock zu bezeichnen. Die umsichtigen und eifrigen Bemühungen des Zaren, die schwere Noth zu heben oder wenigstens zu lindern, erwiesen sich demzufolge als eitel, den gegen ihn wachgerufenen und geschickt genährten Haß zu beschwichtigen. Er war einmal als Sündenbock stigmatisirt und blieb es.

Digitized by Google

In solcher Bedrängniß und Gährung befand sich Rußland, als von Polen her eine wundersame Kunde nach Moskau gelangte.

2.

Wie der Schwindel anging, vorschritt und sein Ziel erreichte.

Wie lautete diese Kunde, welche wie ein Blitz in die schwüle Stimmung fiel, von der die russische Nation befangen war?

Sie lautete: Der Stamm Ruriks ist noch nicht erloschen. Der Zarewitsch und rechtmäßige Nachfolger Iwans des Schrecklichen, der junge Dmitry, welchen man irrthümlich todt und zu Uglitsch ermordet glaubte, ist noch am Leben. In der polnischen Provinz Lithauen von einem Woiwoden gastfreundlich aufgenommen, hat er den angesehensten Männern der Republik Polen, sowie dem Könige Sigismund dem Dritten selber sich zu erkennen gegeben und schickt jetzo sich an und verschreitet dazu, sein klares Recht auf den russischen Zarenthron als letzter rechtmäßiger Sproß des Hauses Rurik, als legitimer Sohn des

Digitized by Google

vierten Iwan Wassiljewitsch, mit der Hilfe Polens geltend zu machen.

„Mit der Hilfe Polens.“ Schon dieser Beisatz hätte die Russen stutzig machen können und sollen. Aus Polen und mit Polens Hilfe kam der Prätendent, also aus dem Lande und mit der Unterstützung von Russlands Erbfeind. Aber wann und wo haben Menschendummheit, Volksaberglauben und Parteiwuth gezögert, auf einen kolossalen Lügenköder begierig anzubeißen? Nimmer und nirgends! Wann und wo haben sie angesichts eines frechen Schwindels verständige Erwägungen angestellt? Zu keiner Zeit und an keinem Ort!

Der wirkliche Sohn des „grausen“ Zaren, der wahre Dmitry, war zweifellos ermordet, todt und begraben. Das hinderte aber nicht, daß die große Mehrzahl der Russen in einem nachgemachten Dmitry einen Helden, Herrn und Heiland sah und ihn geradezu vergötterte, für eine Weile nämlich, das heißt gerade so lange, als er Glück hatte.

Der historische Roman des falschen Demetrius, welchen man, wie im Schlußkapitel dieser Historie gezeigt werden soll, füglich einen Tendenzroman nennen darf, hat also angehoben.

Digitized by Google

Um die Mitte des Jahres 1603 stand im Schlosse zu Brahin in Lithauen ein junger Mensch als Bereiter oder Unterstallmeister im Dienste des polnischen Fürsten Adam Wiszniewiecki. Eines Tages wurde der Bereiter krank, todtkrank, das heißt er stellte sich krank, todtkrank, und ließ den Hauskaplan des Fürsten, welcher Geistliche ein Jesuit war — wohlgemerkt! — zu sich bitten, um diesem seine angeblich letzte Beichte abzulegen. Solchem Beichtvater nun anvertraute das Beichtkind, daß es der todtgeglaubte russische Zarewitsch Dmitry wäre, und folglich der rechtmäßige Zar aller Reußen, dessen angestammten Thron ein grausamer Usurpator innehätte. Zur Bekräftigung dieser großen Neuigkeit erzählte — dem Berichte des Jesuitenpaters zufolge — der Scheinkranke eine höchst romantische Geschichte, allwie er durch einen deutschen Arzt den mörderischen Anschlägen des Boris entrissen und wie an seiner statt zu Uglitsch der Sohn eines leibeigenen Knechtes ermordet worden wäre — ein ganz dummes, schlecht ersonnenes und schlecht stilisirtes Märchen. Aber in solchen Fällen heißt es bekanntlich: „Je dümmer, desto schöner!“ Zur Beglaubigung seiner Fabel brachte, wie der Beichtvater erzählte, der Bereiter ein Siegel vor, welches Wappen und Namen

Digitized by Google

des Zarewitſch Dmitry zeigte, ſowie ein kleines goldenes, angeblich mit Edelſteinen beſetztes Kreuz, welches ihm, behauptete er, bei ſeiner Taufe ſein Pathe, der Fürſt Mſtiſlawſki, geſchenkt hätte.

So die Aufſtellung, ſo die Beweisſtücke. Und daraufhin — es klingt ebenfalls märchenhaft — wurde der Stallknecht von ſeinem Brotherrn, dem Fürſten Adam Wiſzniewiecki, als wirklicher und wahrhafter Zarewitſch Dmitry anerkannt — raſch auch von anderen, ſo von dem Bruder des lithauiſchen Magnaten, dem Fürſten Konſtantin Wiſzniewiecki, und von deſſen Schwiegervater, dem Woiwoden von Sendomir, Jurii Mniſzek. Dieſe beiden Großbarone, beide als fanatiſche Anhänger der Geſellſchaft Jeſu bekannt, erklärten dem Könige Sigismund, der Bruder und rechtmäßige Nachfolger des verſtorbenen ruſſiſchen Zaren Feodor wäre wunderbarer Weiſe gerettet, aufgefunden und erkannt worden. Sigismund, von dem päpſtlichen Nuntius an ſeinem Hofe, Monſignore Rangoni, gehörig bearbeitet, glaubte oder ſtellte ſich an, als glaubte er an eine Sache, welche mehr und mehr die Geſtalt einer von langer Hand her vorbereiteten und inſcenirten Komödie annahm und dann auch ganz ungeſcheut als ein gegen Rußland, gegen

Digitized by Google

das anatolisch-byzantinisch-rechtgläubige Russland gerichtetes jesuitisch-polnisches Intrikenspiel weiterspielte.

Der Stalldiener Wiśniewiecki's wurde unter der Hand an den polnischen Königshof nach Krakau geladen. Dort ist er im folgenden Jahre (1604) im Palaste des Nuntius (oder im Jesuitenkollegium?) von der griechisch-katholischen zur römisch-katholischen Kirche übergetreten, was wohl auch nur eine Scene der ganzen Komödie war, insofern der nachgemachte Zarèwitsch höchst wahrscheinlich von Geburt ein Polak und demnach schon von Haus aus römisch-katholisch gewesen ist. Aber die feierliche Posse war durchaus im Sinne der Leiter des ganzen Stückes, das heißt der Jesuiten, nothwendig, um der Welt einen zum römischen Katholicismus bekehrten russischen Zarèwitsch vorschauspielen zu können. Bei seinem angeblichen Uebertritt in die römische Kirche, welcher übrigens vorläufig noch geheim gehalten werden sollte, mußte der junge Mann geloben, auch Russland zu dieser Kirche herüberzubringen, was ja schon seit längerer Zeit der heiße Wunsch der Gesellschaft Jesu und der Zweck von schon mancher offen oder versteckt gethanen Arbeit derselben gewesen. Das geleistete Gelöbniß war der Preis, um welchen die Jesuiten den kläglichen Wasch-

Digitized by Google

lappen von Polenkönig, Sigismund den Dritten, vermochten, den erdichteten oder wenigſtens zurechtgeſchneiderten Dmitry förmlich als Zaréwitſch, als echten und legitimen Sprößling von Iwan Waſſiljewitſch anzuerkennen. In feierlicher Audienz ließ ſich der „König“ der „Republik“ Polen — die Verkuppelung dieſer beiden Worte kennzeichnet ſprechend die polniſche Anarchie — durch den päpſtlichen Nuntius den Prätendenten vorſtellen und richtete an denſelben die Worte: „Gott behüte Dich, Demetrius, Fürſt von Moſkau! Deine Herkunft iſt uns bekannt und durch achtungswerthe Zeugen beſtätigt. Wir weiſen Dir ein Jahrgehalt von 40,000 Gulden an, betrachten Dich als unſeren Freund und Gaſt und ermächtigen Dich, von den Rathſchlägen und Dienſten unſerer Unterthanen Gebrauch zu machen.“

Der Sinn des Schlußſatzes war nichts weniger als dunkel. Die „Republik“ Polen zwar befand ſich dazumal im Frieden oder wenigſtens in einem auf 20 Jahre geſchloſſenen Waffenſtillſtand mit Rußland; allein das hinderte den „König“ von Polen nicht, Rußland ſofort den Krieg zu machen, wenigſtens mittelbar, indem er den angeblichen Zaréwitſch ermächtigte, „von den Rathſchlägen und Dienſten“ der

Digitized by Google

polnischen Großen Gebrauch zu machen, d. h. mit Hilfe derselben einen Kriegszug gegen den Zaren Boris zu rüsten.

Bis dahin war diese politische Komödie großen Stils ganz vortrefflich gegangen. Die feinen und frommen Herren von der Gesellschaft Jesu waren eben sehr geschickte Inscenesetzer und Marionettenlenker. Sie hatten das auch in der Auswahl des „Helden" ihres Stückes bewiesen, indem sie unter der Hand zu verbreiten verstanden, der wiedergefundene Zarensohn hätte alle die körperlichen Merkmale an sich, welche, behaupteten sie, an demselben in seiner Kindheit zu Uglitsch wahrgenommen worden wären. So das Merkmal, daß sein rechter Arm etwas länger als der linke; weiter, daß er eine Warze auf der Stirn und eine zweite unter dem rechten Auge habe. Auch sei er von mittlerem Wuchse wie sein Vater Iwan und sehr braun von Gesichtsfarbe wie seine Mutter Marfa. Im übrigen war unser Abenteurer nach den übereinstimmenden Zeugnissen solcher, die ihn oft gesehen haben, keineswegs ein Adonis, sondern im Gegentheil ein häßlicher Bursche, dessen impertinent blondes Haar, blaßblaue Augen, breites Gesicht mit vorstehenden Backenknochen, dicke Knollnase und wurstlippiger

Digitized by Google

Mund von beträchtlichem Umfang durchaus keine verführeriſche Phyſiognomie ausmachten. Dem Anſchein nach zwanzig bis zweiundzwanzig Jahre alt, war der junge Mann breitſchultrig, kräftig, behend und ein vortrefflicher Reiter, ein ſo vortrefflicher, daß die Sage, er wäre unter den Koſaken am Don aufgewachſen, vielleicht nicht grundlos ſein mag. Seine geiſtige Kultur war der Meinung polniſcher und ruſſiſcher Edelleute von damals zufolge nicht gering. Denn er verſtand raſch und hübſch zu ſchreiben, ſprach polniſch und ruſſiſch — die letztgenannte Sprache freilich mit polniſchem Akcent und häufiger Einmiſchung polniſcher Worte — und kannte ſogar etliche Brocken vom Küchenlatein. Die Geſchichte Ruſſlands hatte er augenſcheinlich ſehr eifrig ſtudirt. Er kannte ſie genau und war namentlich in der Genealogie der ruſſiſchen Ariſtokratie gut bewandert. Seine Rolle als geborner Prinz ſpielte er meiſterlich, indem er ſich unter den polniſchen Magnaten ſo ſicher und gewandt bewegte, als wäre er ſein Lebtag nie in anderer Geſellſchaft geweſen. Kurz, bislang machte das Werkzeug der Jeſuiten ſeinen Schöpfern oder wenigſtens Ausbildnern alle Ehre.

Es wurde nun unverweilt zur Ausführung des wohlangelegten Plans geſchritten, welcher begründet

Digitized by Google

war auf die sklavische, oder, besser gesagt, geradezu hündische Anhänglichkeit der russischen Volksmassen an das Haus Rurik und ihre Unzufriedenheit mit dem Regimente des Boris.

Dieser hatte die erste Botschaft vom Auftreten des nachgemachten Zarèwitsch in Lithauen und am polnischen Königshofe leicht genommen. Allein spätere und genauere Nachrichten hatten ihm hinsichtlich des Ernstes der Sache keinen Zweifel mehr gelassen. Er beschloß, den Weitergang der polnischen Kabale — als welche ja ihm, der nur allzu gut wußte, daß der wahre Dmitry todt und wie derselbe gestorben, der ganze Schwindel sofort erscheinen mußte — dadurch zu hemmen, daß er den Russen zu wissen that, der falsche Dmitry wäre eigentlich ein verlaufener Mönch, der als Söffer und Wüstling weithin verrufene Grischka (Gregor) Otrepiew. Diese Erklärung ließ der Zar durch eine Gesandtschaft dem König von Polen überbringen, mit dem Beisatze, daß der besagte lüderliche Mönch, welcher im Kloster zu Tschudow die Tonsur erhalten, im Jahre 1603 aus Rußland nach Lithauen entwichen wäre. Dann ließ Boris durch seine Gesandten die Auslieferung des frechen Betrügers fordern. Allein die Minister Sigismunds, zweifelsohne mit im

Digitized by Google

Komplott, wußten der angebrachten und wiederholten Auslieferungsforderung allerhand Ausflüchte entgegenzustellen, und so konnte das Spiel seinen Fortgang nehmen. Um so leichter und rascher, als die zarische Kundgebung inbetreff des Grischka Otrepiew in Rußland keinen Glauben fand.

Begleitet und geleitet von zwei Jesuitenpatres begab sich der nachgemachte Zarèwitsch von Krakau nach Galizien, allwo sich auf den Gütern des Woiwoden Mniszek bereits abenteuerlustige Scharen polnischer Edelleute, natürlich so ziemlich lauter Sprösslinge der ungeheuer großen Familie Derer von Habe- und Taugenichts, zu einem kriegerischen Zuge gegen Moskau zu sammeln angefangen hatten. Mit dem Staatsgeschäfte, das man in majorem dei gloriam begonnen hatte, wußte man nun auch noch ein Familiengeschäft zu verbinden, mit dem utile das dulce. Nämlich Pan Mniszek, der Woiwode von Sendomir, hatte eine sehr schöne Tochter, die Panna Marina, und neben diesem sehr schönen Besitz hatte er auch den sehr häßlichen einer kolossalen Schuldenlast, wie das eben bei den polnischen Magnaten damaliger Zeit zum adeligen Stil und Ton gehörte. Aus dieser Voraussetzung ergab sich, wie die Sachen lagen, unschwer

Digitized by Google

die logische Schlußfolgerung, daß am 25. Mai von 1604 der angebliche Sohn Iwans des Schrecklichen einen Vertrag unterzeichnete und beschwor, kraft dessen er sich verpflichtete, nach seiner mit dem Beistande von Mniszek und dessen Freunden zu erlangenden Inthronisirung auf dem russischen Zarenthron 1) Rußland in den Schoß der alleinseligmachenden römischen Kirche zurückzubringen, 2) die schöne Marina Mniszek zu seiner zarischen Gemahlin zu erheben, 3) mit russischem Gelde die polnischen Schulden des lieben Herrn Schwiegervaters in spe zu bezahlen, 4) die russischen Fürstenthümer Groß-Nowgorod und Pskow seiner geliebten Gemahlin in spe als erb- und eigenthümliche Besitzthümer zu überliefern, 5) dem künftigen Herrn Schwiegerpapa die Fürstenthümer Smolensk und Sewerien als erbliche Lehen zu verleihen, 6) etliche noch näher zu bezeichnende russische Landschaften an die Republik Polen abzutreten.

Daraus ist zu ersehen, daß man mit dem Felle des zu erlegenden russischen Bären sehr freigebig umging. Man traf aber auch zur Jagd auf denselben ernstliche Anstalten, deren Kosten zuvörderst die Firma Mniszek, Wiszniewiecki und Kompagnie aufzubringen hatte. Das ganze Geschäft war eine Art von Aktien-

Digitized by Google

ſchwindelunternehmen im Stile jener Zeit. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts thun ſich „Konſortien" zur Aufſchwindelung von breit- und ſchmalſpurigen Eiſenbahnen oder von nationalen und internationalen Banken zuſammen; damals, in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts ſchwindelten Jeſuiten und polniſche Magnaten, welche letztere mehr Schulden als Haare auf dem Kopfe hatten, mitſammen in Eroberungen von Land und Leuten. Es hat eben jede Zeit ihre eigene Manier, zu ſchwindeln, aber dem Weſen nach bleibt die menſchliche Schwindelei allzeit dieſelbe und wird es bleiben, ſo lange es Schwindler und Beſchwindelte gibt, alſo bis an das Ende der Tage. Zweifelhaft iſt nur, ob der letzte Menſch der letzte Betrüger oder aber der letzte Betrogene ſein werde, und vielleicht hilft man ſich aus dieſem Dilemma am anſtändigſten heraus, indem man ſagt, der letzte Menſch werde der letzte betrogene Betrüger ſein.

Wo immer zur Zeit, von welcher hier gehandelt wird, in den Gränzbezirken zwiſchen Polen und Rußland etwas los war, da ſtrömten ſofort ganze Scharen von Krapülenſkis und Waſchlappſkis, will hier ſagen von Habe- und Taugenichtſen, Vagabunden und Räubern zuhauf, um mitzuthun.

Digitized by Google

Die Werber, welche der Prätendent und seine Helfershelfer in die Gegend von Kiew, in die Ukraine, zu den saporogischen und don'schen Kosaken entsandten, hatten demnach leichtes Spiel.

So vermochte sich denn der nachgemachte Zarewitsch schon am 15. August 1604 an der Spitze von 1500 Mann regelmäßiger polnischer Truppen, d. h. polnischer Schlachtschitzen (Edelleute oder auch Freibauern, Mitglieder der Schlachta, des niederen Adels in dessen ganzem Umfange), welche zu Pferde dienten und von Magnaten befehligt wurden, gegen die Ufer des Dnepr in Bewegung zu setzen, um den Krieg nach Russland zu tragen, während doch die Republik Polen und ihr König mit dem Zarenreiche in Frieden zu sein und zu bleiben behaupteten. In der Nähe von Kiew vereinigten sich andere Banden mit ihm, insbesondere tausende von Kosaken, die der verlaufene Mönch Grischka Otrepiew, welcher uns bei dieser Gelegenheit ganz bestimmt und deutlich als einer der Spießgesellen, Treiber und Werber des falschen Demetrius vorgeführt wird, angeworben, gesammelt und in Bewegung gesetzt hatte. Das kleine Heer, womit der Prätendent am 23. Oktober oberhalb Kiews über den Dnepr ging, um 8 Tage später bei

Digitized by Google

Morawsk das russische Gebiet zu betreten, mochte etwa 15,000 Streiter und Mitläufer zählen. Den Kern bildeten die polnischen „Hussaren", nicht zu verwechseln mit der späteren ursprünglich ungarischen leichten Reiterart der Husaren; denn jene polnischen Reiter waren recht eigentlich „schwere", ganz so wie die deutschen „Kyrisser" zu Ausgang des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts. Sie ritten auf schweren Schlachthengsten, hatten Stahlhelme und Eisenpanzer, führten als Hauptwaffe die Lanze und trugen als eigenthümlichen Schmuck zwei Adler- oder Geierflügel, welche mittels silberner Haften auf ihren Schultern befestigt waren. Beim Betreten Russlands ließ der Prätendent ein Manifest ausgehen, worin er dem russischen Volke kundgab, daß er käme, um als der rechtmäßige, wunderbar gerettete Sohn Iwans sein Thronrecht gegen den Usurpator Boris geltend zu machen. Auch Pan Mnischek, der Woiwode von Sendomir, erließ ein Proklam, worin er erklärte, daß die polnischen Pane in diesem Dmitry den echten Zarewitsch erkannt und darum beschlossen hätten, selbigem zur Besitznahme seines väterlichen Thrones zu verhelfen.

Das abenteuerliche Unternehmen des Schwind-

Digitized by Google

lers und seiner Mitschwindler in den Einzelnheiten der militärischen Handlungen zu verfolgen, ist an diesem Orte unthunlich und auch überflüssig. Es genügt ja, zu sagen, daß der Abenteurer binnen wenigen Monaten einen vollständigen Erfolg erzielte, obzwar er nach einem kriegerischen Unfall, welchen er auf seinem Zuge nach Russland hinein erlitt, einmal schon zur Rückflucht nach Polen sich anschickte. Diese Rückflucht verhinderten aber Russen, welche sich ihm, nachdem er den russischen Boden betreten, sofort angeschlossen hatten. Sie erklärten ihm, falls er feige genug wäre, sein Unternehmen aufzugeben und sie im Stiche zu lassen, so würden sie ihn am Kragen nehmen, um ihn entweder dem Boris auszuliefern oder aber ihn kurzweg todtzuschlagen. So mußte der Schwindler wohl oder übel beharren und ausharren und bald darauf wurde ihm ein Triumph zutheil, welcher ebenso leicht errungen als glänzend war.

Denn ganz Russland schien ja von der Tarantel gestochen, schien vom Veitstanz ergriffen zu sein. Ein seltsamer, ein epidemischer Rausch war auf die gesammte Bevölkerung gefallen. Die plumpe Lüge vom Wiedererstandensein des Sohnes Iwans des Schrecklichen und von seinem Herankommen übte eine

Digitized by Google

geradezu magische Wirkung. Massen von Bauern, eine Menge von Bojaren und Edelleuten schlossen sich dem Prätendenten auf seinem Zuge gen Moskau an; scharenweise liefen die Soldaten des Boris zu ihm über, und eine Stadt nach der andern öffnete ihm ihre Thore. In der Hauptstadt verließen die Ratten nach Rattenart das gefährdete Schiff, d. h. im Kremlin ward es mehr und mehr leer und öde um den Zaren Boris her. Das Verhängniß lag bleischwer auf den Schultern des Mannes. Er vermochte nicht aufzukommen wider die Last, sondern brach darunter zusammen. Am Morgen vom 13. April 1605 hielt er noch einen Rathschlag mit den obersten Staatswürdenträgern; am Abend desselben Tages war er todt. Ob er Gift genommen, ob ein Schlagfluß ihn weggerafft, ist unbestimmt und unbestimmbar. Doch ist der Schlagfluß wahrscheinlicher als das Gift. Im 15., 16., 17. und 18. Jahrhundert konnte ja bekanntlich kein mächtiger oder auch nur vorragender Mann eines jähen Todes sterben, ohne daß er dem Glauben der Leute nach vergiftet worden sein oder sich selbst vergiftet haben mußte. Es ist das für die Sittlichkeitsbegriffe und die Sittenzustände der „guten alten frommen Zeit" gewiß sehr kennzeichnend.

Digitized by Google

Auf die Sittlichkeitsbegriffe und die Sittenzustände der russischen Gesellschaft zur Zeit des falschen Demetrius wirft ein erschreckend kennzeichnendes Streiflicht, was unmittelbar nach dem Tode von Boris in Moskau geschah. Obgleich nämlich die ganze Bewohnerschaft der Hauptstadt im Herzen willig und schon bereit war, dem herankommenden Schwindler zuzufallen und zuzujubeln, huldigten alle Moskauer, alle, vom Erzbischof-Patriarchen an bis zum letzten Kleinbürger, willig der Witwe des Boris, der Zarin Maria, ihrem sechszehnjährigen Sohne Feodor, sowie ihrer Tochter Xenia, und die Huldigenden alle verpflichteten sich mittels furchtbarer Eidschwüre, mit unverbrüchlicher Treue an der Zarin-Witwe und ihren Kindern unentweglich festzuhalten. So that auch der Bojar Peter Basmanow, welcher als der fähigste der russischen Generale an der Spitze eines neuausgerüsteten Heeres dem Prätendenten entgegengeschickt wurde.

Schon am 7. Mai jedoch erklärte sich derselbe Basmanow, welcher gar wohl wußte, wie es mit der Zarensohnschaft des angeblichen Dmitry bestellt wäre, und welcher dieses sein Wissen gegenüber dem ehrlichen Konrad Bussow, unserem Hauptgewährsmann, ohne

Digitized by Google

Umstände verlautbart hatte — ja, derselbe Basmanow erklärte sich für den Betrüger und mit ihm das ganze Heer.

Das gab den Ausschlag. Boten, welche Dmitry nach der Hauptstadt sandte, um dieselbe zur Unterwerfung und Huldigung für ihn, als den rechtmäßigen Zaren, aufzufordern, wurden mit Jubel empfangen. Die Spitzen von Adel, Klerus und Bürgerschaft traten zusammen, anerkannten den Dmitry als den echten Zarewitsch und als den rechten Zaren und sandten ihm eine Abordnung von Bojaren nach Tula entgegen, um ihn einzuladen, in seine „getreue" Hauptstadt einzuziehen. Er erklärte gnädig, bald kommen zu wollen. Bevor er aber kam, sandte er Befehle, die Zarin-Witwe Maria und ihren Sohn Feodor zu erdrosseln, was dann am 10. Juni geschah. Der Tochter des Boris, der jungen Xenia, war noch Schlimmeres bestimmt als der Tod. Dmitry, der Mörder ihrer Mutter und ihres Bruders, zwang sie, seine Kebse zu werden. Weiter hat man von ihr nichts mehr vernommen.

Am 20. Juni von 1605 hielt Zar Dmitry, wie er jetzo sich nannte und nennen ließ, seinen Triumphalpompeinzug in Moskau unter Voranritt der

Digitized by Google

polnischen Hussaren, welche in Gliedern von 20 Mann hoch einherzogen, mit eingelegten Lanzen und unter dem Getön ihrer Trompeten und Kesselpauken. Dann schritt die Klerisei in Procession mit Fahnen und Heiligenbildern vor dem Zaren einher, welchen Bojaren in höchster Gala umgaben. Von der Pracht seiner Erscheinung kann eine Vorstellung schon der Umstand geben, daß er einen Halskragen im Werthe von 150,000 Dukaten trug. Das Volk jubelte dem Götzen des Tages zu: „Hoch unser Väterchen! Gott segne und erhalte dich! Wir waren im Finstern. Jetzt aber mit dir ist die rothe Sonne (krasnoe zolnza) Russlands wieder über uns aufgegangen."

Neun Tage später ist Dmitry in der Marienkirche zu Moskau feierlich-prunkhaft zum Zaren aller Reußen gekrönt worden.

Es fehlte aber noch das Tüpfelchen auf dem i dieser zarischen Herrlichkeit. Das war die Anerkennung des neuen Zaren durch die noch lebende Mutter des wirklichen Dmitry. Damit, d. h. mit der Erlangung dieser Anerkennung, sollte allen etwaigen Zweifeln ein Ende bereitet werden. Die zwei ersten Bojaren des Reiches, der Fürst Feodor Mstislawski und der Fürst Wassily Schuisky, wurden

Digitized by Google

in das Kloſter im Norden entſendet, wo Marfa Nagoy, die Witwe und letzte Frau Iwans des Schrecklichen, lebte, um ſie nach Moſkau zu holen. Sie kam und wurde von Dmitry mit der ganzen Ehrfurcht und Zärtlichkeit eines Sohnes empfangen. Was die Beiden mitſammen geſprochen haben, weiß man nicht; das aber weiß man, daß Beide vortrefflich ſchauſpielten. Marfa hat zwar nie förmlich ausgeſprochen, daß der falſche Zar ihr Sohn wäre. Wie konnte ſie das auch, ſie, welche den wirklichen Dmitry todt in ihren Armen gehalten hatte? Aber ſie fand die Rolle der Zarin-Mutter mehr nach ihrem Geſchmack als das Kloſterleben und lebte demzufolge mit ihrem angeblichen Sohn im beſten Einverſtändniß. Will man die Gefühle zergliedert ſehen, welche die Witwe des „grauſen" Zaren beſtimmten, die ihr angebotene Rolle und Stellung anzunehmen, ſo leſe man im Demetrius-Fragment Schillers die herrliche Scene zwiſchen Marfa und dem Erzbiſchof Hiob — eine Scene, wie ſie eben nur Schiller ſchaffen konnte.

Digitized by Google

3.

Wie die Komödie zur Tragödie und der Schwindel zum Krach umſchlug.

Nun galt es aber, des Vertrags vom 25. Mai des vorhergegangenen Jahres ſich zu erinnern. Oder vielmehr, die polniſchen Herren, welche mit ihren kriegeriſchen Gefolgſchaften zugleich mit Dmitry in die ruſſiſche Hauptſtadt eingezogen waren und daſelbſt Standquartiere bezogen hatten, zögerten gar nicht lange, den Pſeudozaren an ſeine ſchweren, in Polen eingegangenen Verbindlichkeiten zu mahnen. Er konnte ſich von der Erfüllung derſelben nicht losſagen und wagte nicht einmal den Verſuch einer Losſagung. Hieraus ergab ſich aber mit Nothwendigkeit, daß ſeine Stellung vom erſten Augenblick ſeiner gelungenen Uſurpation an eine ganz ſchiefe und unhaltbare und der Zarenthronſitz für ihn ein ſehr unbequemer und ungemüthlicher war. Der Schwindler befand ſich ja, ſo zu ſagen, zwiſchen zwei Feuern. Auf der einen Seite ſeine polniſchen Helfershelfer, welche in Moſkau geradezu die Herren ſpielten, durch ihren Hoch- und Uebermuth das Ruſſenthum kränkten

Digitized by Google

und herausforderten und die Stadt mit dem Geräusche ihrer Ausschweifungen erfüllten und ärgerten. Auf der andern Seite die russischen Großen, welche in dem Prätendenten zunächst nur einen Hebel zum Sturze des verhassten Boris gesehen hatten, jetzt aber erfahren mußten, daß der neue Usurpator auf ihre nationalen Gefühle und Anschauungen, auf ihre stupiden Vorurtheile, auf ihren echtbarbarischen Haß gegen alles Fremde und auf ihre wildselbstsüchtige Abneigung gegen alle und jede Neuerung noch weit weniger Rücksicht nahm, als Boris gethan hatte, ja daß der Eindringling geradeaus so schaltete und waltete, als wäre er eigens hergekommen, um alles Russische zu verhöhnen und auszutilgen, als wäre er nicht so fast ein Zar des rechtgläubigen, heiligen Russlands, als vielmehr der Statthalter des Polenkönigs im Reußenland und das bereitwillige Werkzeug der Jesuiten, um die orthodoxe russische Nationalkirche zu vernichten und an die Stelle derselben das zu setzen, was alle Russen den ketzerischen Gräuel Roms nannten und als eine Todsünde verabscheuten.

Bei alledem und bei der gänzlichen Abwesenheit von Ehre und Treue unter den russischen Magnaten

ist es ganz in der Ordnung gewesen, daß sich in den Kreisen dieser Aristokratie schon wenige Monate nach Dmitry's Krönung ein Komplott anspann, welches die Entthronung und selbstverständliche Ermordung des Eindringlings zum Zwecke hatte. An der Spitze dieser Verschwörung stand das Haupt des Hauses Schuisky, der Fürst Wassily, welcher selber nach der Zarenkrone gierte und strebte. Allein das Komplott wurde verrathen und durch Dmitry mit Hilfe der noch immer scharenweise und wohlgerüstet in Moskau anwesenden Polen unschwer vereitelt und niedergeschlagen. Den Fürsten Wassily Schuisky ließ der Pseudozar zum Tode verurtheilen, aber unkluger und leichtsinniger Weise begnadigte er den Verurtheilten auf dem Schaffot und angesichts von Block und Beil; ja, er rief den Verschwörer nach kurzer Verbannung an den Hof zurück und setzte ihn wieder in alle seine Ehren und Würden ein, welche thörichte Großmuth der Begnadigte, wie er nun einmal war, natürlich damit vergalt, daß er vorsichtiger als früher seine Minirarbeit weiterführte.

Die Leichtigkeit, womit diese Gefahr beschworen worden, mußte den glück- und machtberauschten Dmitry in seiner leichtsinnigen und leichtfertigen Art,

Digitized by Google

die Sachen zu nehmen und zu führen, noch bestärken. Er stand demzufolge nicht an, große Summen dem russischen Staatsschatze zu entnehmen und nach Polen zu schicken, auf daß damit die Schulden der Mniszek und Wiszniewiecki bezahlt würden. Auch die Herholung seiner Verlobten, der schönen Panna Marina Mniszek, welche mit unerhörtem Prunk umgeben wurde, verursachte schweren Aufwand. Am 1. Mai von 1606 zog die Zarenbraut in Moskau ein, in polnischer Staatstracht, in einer mit rothem Atlas ausgeschlagenen, mit perlengestickten Sammetkissen gepolsterten und von 12 Tigerschecken gezogenen Karrosse, begleitet von einem ganzen Schwarm polnischer Herren und Damen und gefolgt von mehreren Tausenden reichgerüsteter Hussaren.

Acht Tage später wurde die Hochzeit im Kremlin gefeiert, für die Russen kein Freudenfest, sondern nur ein neues und großes Aergerniß. Denn niemals noch hatte ein Reußenzar, statt unter den Töchtern des Landes zu wählen, mit einer Fremden sich vermählt, wie Dmitry that — und vollends gar mit einer Fremdgläubigen, mit einer Ungläubigen, die, weil eine römische Ketzerin, eigentlich noch schlimmer war denn eine Heidin. Mit der Vermählung des Zaren

Digitized by Google

sollte aber auch — so wollte es der polnische Stolz — die Krönung der Zarin verbunden werden, eine Ehre, welche bislang noch keiner Zarin widerfahren war und welche, noch dazu einer Fremden und Heidin angethan, Stockrussen schlankweg als eine ruchlose Gotteslästerung erschien.

Bei Gelegenheit dieser Haupt- und Staatsaktion gab es eine komische Episode und schüttelte der Narr, welcher in der sogenannten Weltgeschichte herumspringt, lustig seine Schellenkappe. Denn die Frage, wie Marina an ihrem Vermählungs- und Krönungstage angezogen sein sollte, wurde zu einer förmlichen Staatsfrage aufgebauscht, welche im Reichsrath zur Erörterung kam. Die schöne Polin wollte in ihrer gewohnten polnischen oder vielmehr französischen Modetracht zur Kirche gehen. Aber davor schlugen die Russen ein Kreuz und verlangten, daß Marina schlechterdings in russischer Nationaltracht vermählt und gekrönt werden müßte, also mit unter dem „Kakoschnik" verborgenem Haupthaar, wie verheiratete Frauen denselben trugen, in einem weiten, oberhalb des Busens gegürteten Rock und in großen Stiefeln mit eisenbeschlagenen Absätzen. Die Braut entsetzte sich vor diesem ihr zugemutheten An- und

Digitized by Google

Aufzug, aber sie mußte sich fügen; denn die Herren Bojaren verstanden in dieser Kleiderfrage keinen Spaß und wiesen alle von Dmitry und Marina zu Gunsten eines kleidsameren Anzugs vorgebrachten Argumente zurück.

Nachdem diese wichtige Frage also erledigt worden, ging die Doppelceremonie am 8. Mai in der Kathedralkirche von Moskau pomphaft in Scene. Dieser Tag bezeichnete den Höhepunkt, so recht die Peripetie der verwegenen Komödie und zugleich den Wendepunkt zur tragischen Katastrophe.

Beschleunigt wurde dieselbe durch den mehr und mehr sich steigernden Uebermuth der Polen, von welchen der Zarenhof wimmelte. Ihre Frivolität hielt es gar nicht der Mühe werth, der Verachtung, welche sie für die Russen und alles Russische hegten, Zaum und Zügel anzulegen. Sie verhehlten auch nicht, nein, sie bramarbaseten laut, daß der Zar Dmitry eigentlich ein Zar von ihrer Mache wäre, verpflichtet und willig, demnächst diese und jene russische Provinz an Polen abzutreten. Das mußte die Russen wüthend machen und den im Dunkeln und Stillen emsig weitergesponnenen Ränken der

Schuisky und ihrer Freunde sehr zu gut kommen. Rechnet man dazu die Unklugheit des Pseudozaren, welcher ernstlich Anstalt machte, an und in den Pfaffensack zu greifen, d. h. den reichen Grundbesitz der russischen Kirche einzuziehen, um die Erträgnisse desselben auf die Bildung eines zahlreichen und tüchtigen Söldnerheeres verwenden zu können, und rechnet man weiter dazu noch das siegesgewisse Auftreten der mit den Polen gekommenen Jesuiten in der Hauptstadt Russlands, so wird man es nicht verwunderlich finden, daß die Macht und Pracht des falschen Dmitry ein rasches Ende nahm, ein Ende mit Schrecken, und der Schwindel, wie billig, mit einem erschrecklichen Krach zerbarst.

Schon neun Tage nach dem Vermählungs- und Krönungsfest trat diese Verkrachung ein, während die Reihenfolge rauschender Vergnügungen im Kremlin noch im vollen Zuge war. Da tanzte man wirklich „auf einem Vulkan". Der verblendete Pseudozar und seine gleichverblendete Umgebung, sie wurden vollständig überrascht durch den Losbruch des Orkans, welcher am 17. Mai über sie hereinstürzte — in Gestalt eines allgemeinen und darum unwiderstehlichen, von dem Fürsten Wassily Schuisky und

Digitized by Google

dem Bojaren Tatiſchtſchew geleiteten Aufſtandes des geſammten moſkauiſchen Moſkowiterthums.

Von einem erfolgreichen Widerſtande konnte dem bis zur Raſerei erhitzten Zorn eines ganzen Volkes gegenüber gar keine Rede ſein. Aber es iſt nur gerecht, zu ſagen, daß der Schwindler von falſchem Dmitry wenigſtens am Ende ſeiner Laufbahn einigermaßen zur Höhe eines Helden emporwuchs. Obzwar durch den plötzlichen Anſturm der Empörer vollſtändig überraſcht, raffte er ſich doch energiſch zuſammen und ſtemmte ſich, den Säbel in der Fauſt, an der Spitze der wenigen treulich zu ihm Haltenden, dem wüthend in den Kremlin einbrechenden und alles vor ſich niederwerfenden Volksſtrom entgegen. Ein eitel und vergeblich Wagen und Ringen! Der General Baſmanow, ſeinen an Boris begangenen Verrath mittels ſeiner dem Dmitry bis zuletzt bewahrten Treue ſühnend, fällt an der Seite des Zaren, und nun wirft ſich dieſer aus einem Fenſter, bricht bei dem Sturz ein Bein, wird drunten von einem Volkshaufen aufgefangen, erkannt, verhöhnt, miſſhandelt, von einem Edelmann angeſchrieen: „Hund von einem Baſtard, ſag' uns, wer du biſt und von wem du ſtammſt!“ und endlich von dem Kaufmann Walujew

Digitized by Google

mit den Worten: „Seht, wie ich dieſem ketzeriſchen Hund von polniſchem Gaukler die Abſolution gebe!“ durch's Herz geſchoſſen.

Dann ſchleppte der Pöbel den Todten durch die Straßen, alle ſeine kanibaliſche Rohheit an dem Leichnam auslaſſend, wobei ſich die Weiber durch gräuliche Schamloſigkeit hervorthaten.

Die Zarin Marina wurde vor dem erſten Ausbruch des Volksgrimms nur dadurch bewahrt, daß ſie ſich unter dem ungeheuren Reifrock ihrer Oberhofmeiſterin, einer reſoluten alten Dame, verſteckte. Dann wurde ſie zwar mit allen ihren polniſchen Damen gefangen und wurden die Armen vonſeiten der ſiegreichen Rebellen mit unbeſchreiblichen Beſchimpfungen in Worten und Werken überhäuft, doch kamen ſie mit dem Leben davon. Marina's Vater, der Woiwode Mniſzek, und alle in Moskau befindlichen Polen ſcharten ſich zuſammen und leiſteten tapferen Widerſtand. Viele von ihnen wurden erſchlagen, die übrigen ſchließlich gefangen. Etwas ſpäter jedoch entließ man die Gefangenen, darunter auch Marina, in ihre Heimat.

Eine Nachricht will, unmittelbar nach der Ermordung Dmitry's hätten die Empörer an die Zarin-

Digitized by Google

Witwe Marfa die Frage gethan, ob der Ermordete ihr Sohn wäre. Worauf Marfa: „Das hättet ihr mich fragen sollen, als er noch lebte. Jetzt ist er es nicht mehr.“

Gerade hier also mag die Frage platzberechtigt sein: Wer war denn der falsche Demetrius eigentlich? Man weiß es nicht. Denn bis zur Stunde ist es der Geschichtswissenschaft noch nicht gelungen, Mittel und Wege ausfindig zu machen, um diese Frage mit Bestimmtheit oder auch nur mit einiger Sicherheit beantworten zu können. Auch die fünfbändige, im Jahre 1837 durch Ustrialow in Petersburg veröffentlichte „Sammlung von zeitgenössischen Berichten über den falschen Dmitry“ hat hieran im Grund wenig geändert und gebessert*). In der amtlichen

*) In dieser Denkschriftensammlung befinden sich auch zwei von Deutschen herrührende: „Die Chronik von Moskau“ von Martin Bär und die „Denkwürdigkeiten“ von Georg Peyerle. Martin Bär hat zur Zeit des falschen Demetrius als lutherischer Pastor in Moskau gelebt. Es stellte sich aber heraus, daß die bär'sche Chronik größtentheils nur die Abschrift der Aufzeichnungen eines andern Deutschen ist, des Konrad Bussow, welcher ebenfalls zur Zeit der Dmitry-Episode zu Moskau und Kaluga sich aufgehalten hat. Hanns Georg Peyerle war ein augsburger Kaufmann, welcher zur gleichen Zeit von geschäftswegen in Russland sich befand. Für eine Quelle

Digitized by Google

Welt Russlands gilt die, wie wir sahen, zuerst durch Boris Godunow aufgestellte Behauptung, der falsche Dmitry wäre ein entlaufener russischer Mönch gewesen und hätte eigentlich Grischka Otrepiew geheißen, noch jetzt. Darum ist es in der orthodoxen russischen Kirche noch heute Brauch, alljährlich an einem bestimmten Tage über diesen Grischka Otrepiew als über den falschen Dmitry eine feierliche Verfluchung zu sprechen. Das beweis't aber gar nichts, beweis't gerade so wenig wie der Umstand, daß der russische Dichter Puschkin in seinem Trauerspiel „Boris Godunow" die herkömmliche Legende an- und aufnahm. Ein stichhaltiger Beweis für die Dieselbigkeit des Grischka und des Dmitry ist nie beigebracht worden. Im Gegentheil, gerade die älteste und unverdächtigste Quelle, die handschriftlichen Denkwürdigkeiten des Konrad Bussow, sie meldet ausdrücklich und bestimmt, daß der verlaufene Mönch Grischka Otrepiew nur einer der Handlanger des falschen Dmitry gewesen sei, und benamset diesen

---

zweiten Ranges kann gelten das bald nach den bezüglichen Ereignissen, 1620, in Leipzig erschienene Buch: „Historien und Berichte von dem Großfürstenthum Muschkow", publicirt durch Petrum Petrejum von Erlesunda.

Digitized by Google

Handlanger nicht gerade ſchmeichelhaft, aber doch auszeichnend als „des Teufels Inſtrument“. Auch der Franzos Jacques Margeret, welcher im Jahre 1601 nach Rußland gekommen und zuerſt in den Dienſten von Boris, dann in denen Dmitry's geweſen iſt, 1606 nach Frankreich zurückkehrte und 1607 in Paris ſein Buch „Estat de l'empire de Russie“ drucken ließ, berichtet als Augenzeuge, daß Griſchka Otrepiew ein Helfershelfer des Pſeudozaren geweſen und von dieſem, welchem der wüſte Trunkenbold und Aergernißgeber läſtig geworden, aus Moſkau nach Jaroſlaw verbannt worden ſei.

Der ruſſiſche Geſchichtſchreiber Karamſin hatte in ſeinem großen Werke der gäng und gäben Legende von der Identität des Griſchka und des Dmitry ſich bequemt. Dann aber ſind ihm Zweifel aufgeſtoßen und er ſchickte ſich an, die Sache einer neuen und genaueren Unterſuchung zu unterziehen. Der Zar Alexander der Erſte unterſagte das jedoch ausdrücklich dem Hiſtoriker. Alexander nämlich ſtand dazumal in der Blüthe ſeiner Vorliebe für Polen und wollte daher nicht, daß die Polen mittels Wiederaufrührung der alten Ständerei unangenehm berührt würden.

Wenn es nun wahrſcheinlich für immer ver-

Digitized by Google

borgen bleiben wird, wer der Betrüger und Schwindler eigentlich geweſen, ſo ſteht dagegen ſein Betrüger- und Schwindlerthum feſt. Aber war er ein Betrüger aus eigenem Antrieb? Oder ein künſtlich zubereiteter, ſorgfältig dreſſirter? Auch das iſt ein zur Stunde noch ungelöſ'tes Problem. So ich alles zuſammenhalte, was die echten Quellen und älteſten Zeugniſſe ergeben, bin ich geneigt, zu glauben, der Abenteurer, welcher die Rolle des falſchen Demetrius ſpielte, müßte ein geborener Pole geweſen ſein. Die polniſche Sprache war ihm notoriſch geläufiger als die ruſſiſche; auch zog er polniſches Weſen, die polniſche Art, das Leben zu faſſen und zu führen, der ruſſiſchen entſchieden vor. Viele von den polniſchen Edelleuten, welche ſein Unternehmen unterſtützten, ſprachen es ganz offen aus, daß ſie ihn für einen Bankert des verſtorbenen Königs von Polen, Stephan Bathory, hielten. Ein von mir gemachter Verſuch, dieſe Spur weiter zu verfolgen, iſt jedoch reſultatlos geblieben.

Aber war die Rolle, welche der Schwindler ſpielte, eine ſpontane, eine von ihm ſelbſt ausgeheckte, oder war es eine ihm von anderer Hand überbundene,

Digitized by Google

eine angelernte? Wenn ich recht erwäge, lassen sich die beiden Seiten der Frage etwa so mitsammen vermitteln, daß wir annehmen, der junge Mann sei von sich aus auf die abenteuerliche Idee verfallen, als der ermordete Zarewitsch Dmitry sich aufzuspielen, sofort aber auch von den Jesuiten, welche dazumal am Hofe Sigismunds allmächtig waren, als ein vortreffliches Werkzeug für ihre Pläne erkannt und als solches gehandhabt worden, d. h. als ein Werkzeug zur Inswerksetzung des großen jesuitischen Plans, das russische Zarenthum und folglich Rußland vom griechisch-anatolischen Glaubensbekenntniß zum römisch-katholischen herüberzubringen. Freilich muß ich beifügen: schon das erste Auftreten des falschen Dmitry in Lithauen war von so verdächtigen Umständen begleitet gewesen, daß man in der vorhin geäußerten Ansicht doch wieder wankend und zu dem Glauben getrieben wird, der Betrüger habe von Anfang an nicht aus eigenem, sondern aus fremdem Antriebe geredet und gehandelt. Eine vollständige Klarstellung des geschichtlichen Problems vom falschen Demetrius zu Anfang des 17. Jahrhunderts ist wohl erst dann eine Möglichkeit, wann einmal das Geheimarchiv der Gesellschaft Jesu der historischen Forschung zu-

Digitized by Google

gänglich sein wird. Dort ist die endgiltige Lösung der Frage zu suchen*).

Mit dem Trauerspiel vom 17. Mai 1606 war übrigens nur die Laufbahn des *ersten* falschen Dmitry zu Ende, nicht das Stück selber. Man weiß ja, daß, so in der unendlichen Tragikomödie „Weltgeschichte" der Unsinn oder das Unheil einmal recht im Zuge sind, sie nicht bald wieder aufhören. Ein baldiges Aufhören ginge ja der bekannten „sittlichen

*) Diese Ansicht scheint freilich durch das Buch des Jesuitenpaters Pierling „Rome et Demetrius" (Paris 1878), das mir leider erst nach der Niederschreibung und Drucklegung meines Essay's zur Hand kam, hinfällig geworden zu sein. Wenigstens lassen *die* Dokumente und Depeschen, welche Pater Pierling aus den Archiven seines Ordens und den Aktenschätzen der Vatikana mittheilt, das Problem, wer der falsche Dmitry eigentlich gewesen, ebenfalls ungelöst. Aber hat der Pater, dessen Absicht ganz augenscheinlich und eingestandenermaßen war, die Gesellschaft Jesu von dem Vorwurf zu reinigen, den falschen Dmitry erfunden, die Demetrius-Wirrsale gemacht zu haben, hat er alle ihm zugänglichen Akten benützt, benützen wollen? Das ist eine Frage, welche weder bejaht noch verneint werden kann, solange nur Jesuiten die Durchsuchung und Benützung der Jesuitenarchive gestattet wird. *Die* Thatsache, daß die Gesellschaft Jesu den falschen Dmitry als ein Werkzeug zur Katholicisirung Russlands handhaben wollte, bleibt übrigens durch die Veröffentlichung Pierlings ganz unberührt.

Digitized by Google

Weltordnung" zu ſehr wider den Strich. Nachdem die ruſſiſchen Magnaten und Prälaten den Fürſten Waſſily Schuiſky zum Zaren gewählt hatten, trat ein zweiter falſcher Dmitry auf und zwar zu Putiwl an der lithauiſchen Gränze. Dieſer zweite Schwindler, welcher ſich für den am 17. Mai zu Moſkau ermordeten und zerfetzten, angeblich aber wunderbarer Weiſe geretteten Dmitry ausgab, ſtand in jeder Beziehung weit unter ſeinem Vorbild und Vorgänger. Aber trotzdem fand „der Dieb von Tuſchino", unter welchem Namen er in der Geſchichte Ruſſlands verrufen iſt, Glauben, Anhang und Unterſtützung. König Sigismund und die polniſchen Magnaten benützten ihn als Werkzeug der polniſchen Politik. Aber die ſtärkſte Leiſtung von Schamloſigkeit in dieſer ſchamloſen Poſſe von Kabale war doch, daß Marina Mniſzek in dem Dieb von Tuſchino ihren „wiedererſtandenen" Gemahl erkannte und anerkannte, mit ihm lebte und einen Sohn von ihm hatte. Nun folgte ein grauenhaftes Wirrſal, ein Bürgerkrieg in Ruſſland, ein polniſcher Einbruch, in deſſen Verlauf König Sigismund nahe daran war, erſt ſeinen Sohn, dann ſich ſelber zum ruſſiſchen Zaren zu machen. Endlich wurde auch der zweite falſche

Digitized by Google

Demetrius getödtet, sein Sohn erwürgt und verscholl Marina in einem russischen Klosterkerker. Rußland aber erhob sich aus allen diesen Trubeln und Trübsalen erst 1613 wieder zu einer festen Staatsordnung und zwar mittels der Gründung der Dynastie Romanow, welche in der Person von Michail Fedrowitsch Romanow am 21. Februar des genannten Jahres auf den Zarenthron gelangte.

Digitized by Google

III.

Kaiser Josef.

Zum 29. November 1880.

Ich nenne Deutschland gern unser gemeinschaftliches Vaterland, weil ich es liebe und stolz darauf bin, ein Deutscher zu sein.

Kaiser Josef am 13. Juli 1787 an den Koadjutor Dalberg.

Saluti publicae vixit non diu sed totus (er lebte dem Gemeinwohl, nicht lange, aber ganz).

Inschrift seines Denkmals.

1.

In der zweiten Morgenstunde vom 13. März 1741 gebar Maria Theresia, die schönste Frau ihrer Zeit und eine der besten aller Zeiten, ihren ältesten Sohn Josef, welcher nachmals als Nachfolger seines Vaters Franz Stefan von Lothringen-Toskana in der

Digitized by Google

schon sehr schein- und schemenhaft gewordenen deutschen Kaiserwürde Josef der Zweite hieß.

Die Geburt des Knaben fiel mitten in die schon angehobenen Drangsale und Nöthen des östreichischen Erfolgekrieges, in eine Zeit also, wo, wie Maria Theresia noch 31 Jahre später mit Seufzen bezeugte, „alle meine Länder angefochten wurden und gar nit wußte, wo ruhig niederkommen sollte." Josefs Eintritt in's Leben war demnach von Vorzeichen umgeben, welche auf Unrast, Kampf und Sorge hindeuteten, und die Vorzeichen trogen nicht. Das Dasein dieses wahrhaft erlauchten Fürsten war voll Mühsal und Bitterkeit. Er hat in seinen 49 Lebensjahren soviel Verkennung und Undank erfahren, hat eine solche Last von Mißgeschicken und Widerwärtigkeiten, Enttäuschungen und Demüthigungen zu tragen gehabt, daß einer der Dichterlinge, welche um ihn die Todtenklage erhuben, jener Mönch Eulogius Schneider, der nachmals zum Apostel und Opfer des französischen Jakobinerthums wurde, den unglücklichen Kaiser wohl den „Dulder Josef" nennen durfte.

Sein Unglück begann schon mit seiner Erziehung. Die Folgen der hispanisch-bigoten Abmauerung Oestreichs von Deutschland, wie sie seit Ferdinand dem

Digitized by Google

Zweiten habsburgiſcher Staatsgrundſatz geweſen, waren der Art, daß zur Zeit von Joſefs Kindheit, Knaben- und Jünglingsjahren dort gar keine Erzieher vorhanden ſein konnten, welche das Zeug beſeſſen hätten, den Prinzen auf die außerordentlich ſchwierige Herrſcherrolle, welche er dereinſt übernehmen ſollte, genügend, auch nur annähernd genügend vorzubereiten. Gewiß war Maria Thereſia eine ebenſo zärtliche und ſorgſame Mutter, als ſie eine Gattin war, deren Tugend, Sittſamkeit und Pflichttreue in einer Epoche, wo ſchamloſeſte Ausſchweifung an den Höfen für ſelbſtverſtändlich galt und die herrſchende moraliſche Peſtilenz auch in der vornehmen Frauenwelt nur allzu große Verheerungen anrichtete, niemals auch nur von einem Schatten von Verdacht geſtreift wurden. Aber die Kaiſerin-Königin war trotz der nicht geringen Doſis von geſundem Menſchenverſtand, welche ſie beſaß, in einen zu engen Kreis der Anſchauung und des Wiſſens gebannt, als daß ſie hinſichtlich der Erziehung und Unterrichtung ihres Sohnes hätte darüber hinausgreifen wollen oder können. So waren denn Joſefs Lehrer der Mehrzahl nach Mitglieder des Jeſuitenordens, und es iſt ja bekannt, in welchem ſeelloſen Formalismus die Jeſuitenpädagogik von dazumal ſich

Digitized by Google

bewegte oder vielmehr nicht bewegte, sondern stagnirte. Die Mutter hatte ein wachsames Auge darauf, daß der Knabe körperlich nicht verzärtelt würde, und er ist in Folge dessen zu einem Manne herangewachsen, welcher längere Zeit hindurch die oft übermäßigen Strapazen, die er sich zumuthete, rüstig und ohne Schädigung seiner Gesundheit zu ertragen vermochte. Allein inbetreff der Anstrengung und Uebung des Geistes ihres Sohnes huldigte Maria Theresia weniger gesunden Ansichten. Denn ihre bestimmte Willensmeinung ging dahin, daß man dem Prinzen allen Lehrstoff spielend beizubringen suchen müßte, und die genauere Befolgung dieser Maxime vonseiten der Lehrer Josefs mußte zu übeln Ergebnissen führen. Von einem gründlichen Lernen war der guten, ja theilweise glänzenden Begabung des Knaben ungeachtet keine Rede, sondern derselbe gerieth frühzeitig in eine fahrige Vielwisserei hinein, die sich gar bald zu einem hochmüthigen Herabsehen auf seine allerdings bornirten Lehrer und Erzieher aufsteifte. Er fühlte sich denselben geistig überlegen, was sollten sie ihn also noch lehren können?

Dazu kam, daß in Josefs Jünglingsjahren die so blendenden, so bestechenden, aber häufig so schiefen

Digitized by Google

und falschen „neuen Ideen“ des „Zeitalters der Encyklopädisten“, wie durch die Mauern östreichischer Klöster, so auch durch die Wände der wiener Hofburg sickerten und sich mächtig genug erwiesen, den Prinzen zu einem halben oder ganzen Freigeist im Sinne der modischen „Freigeisterei“ von damals, obzwar keineswegs zu einem wirklich freien Geist zu machen. Denn in einer geräumigen Ecke von Josefs Seele hatte und behielt der rechtgläubige Katholicismus, wie er im Canisius steht, bis zuletzt seinen Altar. Das scharfargwöhnische Auge von Josefs großem Gegner, Friedrich von Preußen, ersah auch hier das richtige, wenn er von dem jungen Erzherzog urtheilte, derselbe „habe bei aller Begierde, zu lernen, nicht die Geduld gehabt, sich zu unterrichten“.

Frühzeitig erhielt demzufolge Josefs Geist ein dilettantisches Gepräge, und das war ein großes Unglück für ihn selber, wie für das von ihm unternommene Reformwerk. Aus diesem Dilettantismus entsprang seine Unfähigkeit, die Dinge zu sehen, wie sie sind, entsprang sein Mangel an Kenntniß der Menschen- und Völkernaturen, entsprang seine Ungeschicklichkeit in der Kunst, mit den thatsächlichen Ziffern der Politik zu rechnen. Sein edler Sinn,

Digitized by Google

seine Menschenliebe und Hochherzigkeit wogen diese Mängel nicht auf. Im Gegentheil, sie verstärkten dieselben. Denn gerade aus Josefs besten Eigenschaften quoll jener einseitige Idealismus und Optimismus, welcher ihn so häufig auf den Traumfittigen einer abstrakten Humanitätsduselei über die Welt der Thatsachen hinwegfliegen ließ und zu den bedauerlichsten Mißgriffen verleitete. Die faulsten Früchte dieser Duselei zu zeitigen, war freilich der Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege unserer eigenen Tage vorbehalten*).

*) Indessen ging die unselige Verirrung doch schon zu Josefs Zeit so weit, daß „wissenschaftliche" oder, wie man dazumal sagte, „philosophische" Versuche auftauchten, das allen Phantasten und Sentimentalitätskrämern verhasste Princip der Verantwortlichkeit zu verneinen, d. h. an der Grundsäule aller socialen Ordnung zu rütteln. Als der Raubmörder Zahlheim, welcher mit kaltblütigem Vorbedacht seine alte Base ermordet hatte, im Jahre 1786 in Wien gerädert wurde — die letzte Räderung in Oestreich — erschien eine Brandschrift, welche den Kaiser auf's heftigste angriff, weil er das Todesurtheil bestätigt hätte, und welche den „Beweis erbrachte", daß Zahlheim das Opfer der Unwissenheit seiner Richter gewesen, maßen er „nur in Folge der Umstände Räuber und Mörder geworden sei", weil er „nicht die moralische Freiheit besessen, es nicht zu werden". In unsern Tagen ist in demselben Wien die herrliche „wissenschaftliche" Entdeckung gemacht worden, Verbrecher müßten Verbrecher sein, sie könnten gar nicht anders, weil ihnen die

Digitized by Google

Zieht man die Unzulänglichkeit seiner Erziehung in Betracht, so muß die Summe von Josefs Wissen und Können immerhin eine sehr achtungswerthe genannt werden. Nur sein ganz ungewöhnlich gutes Gedächtniß, seine reichquillende Phantasie und sein leichtes Auffassungsvermögen erklären die Erwerbung dieser Summe. Als junger Mann sprach und schrieb er fertig Deutsch, Latein, Französisch und Italisch, auch Magyarisch und Czechisch redete er geläufig. Seinen geschichtlichen, seinen rechts- und staatswissenschaftlichen Kenntnissen fehlte es nicht an Umfang, wohl aber an Vertiefung. Von dem Werth und von der Würde der Wissenschaft hatte er keine klare Vorstellung und im Ganzen achtete er Gelehrsamkeit und Gelehrte gering, was sich freilich großentheils aus der Beschaffenheit damaliger Gelehrsamkeit, sowie aus der elenden Knechtschaffenheit und Feilheit von so vielen Gelehrten erklären lässt. Der Vereinigung von wirklichem, fruchtbarem Wissen und Charakterfestigkeit be-

allgütige Mutter Natur den hinteren Gehirnlappen zu kurz gerathen ließe. Man sieht auch in diesem Falle, wie in gar vielen anderen, daß das 18. Jahrhundert nur irgendeinen Thorenwahn aufzuschwindeln brauchte, um sicher sein zu können, derselbe würde im 19. seine „wissenschaftliche" Anerkennung und „Begründung" finden.

Digitized by Google

zeigte er Respekt: die neuesten Hefte von Schlötzer's „Staatsanzeigen" durften nie auf seinem Arbeitstische fehlen. Die Tagespublicistik freilich glaubte er verachten zu dürfen und das ist ihm zu nicht geringem Schaden ausgeschlagen. Denn indem er sich frühzeitig entwöhnte, ein offenes Ohr für die „öffentliche Meinung" zu haben, gewöhnte er sich allzu sehr daran, diese auch dann geringzuachten, wann sie auf Beachtung vollwichtigen Anspruch hatte.

Sein ästhetisches Organ und Bedürfniß waren schwach. Nur die Musik, die er liebte und übte, hatte sich einer wirklichen und warmen Theilnahme zu erfreuen. Die Schöpfungen von Haydn, Gluck und Mozart sind darum die glänzendsten künstlerischen Offenbarungen und Verherrlichungen der josefischen Epoche. Weder zur Poesie noch zu den bildenden Künsten hat der Kaiser eine rechte Beziehung zu gewinnen vermocht. Sein literarischer Geschmack war so mangelhaft entwickelt, daß er den plumpen Blumauer dem feinen Wieland vorzog. In jüngeren Jahren, als ihm die ungeheure Arbeitslast, die er später auf sich nahm und die zu schleppen er sich abmühte, noch nicht alle freie Zeit raubte, las er viel und es entsprach ganz seiner Gemüthsart, daß er dem Abgott

Digitized by Google

der vornehmen Welt Europa's, dem skeptischen und witzsprühenden Voltaire, den begeisterten Idealisten und feurigen Schwärmer Rousseau bei weitem vorzog. Für die Bewegung der deutschen Literatur, welche sich aus einem Chaos von „Sturm und Drang" zur klassischen Größe und Schönheit emporarbeitete, fehlte ihm das Verständniß und darum auch die Sympathie. Die Bedeutung der geistigen Großthaten Lessings, Göthe's und Schillers blieb ihm verschlossen. Dennoch war er weit entfernt von jener hochmüthigen, eisigen Gleichgiltigkeit, womit Friedrich von Preußen die deutsche Literatur ansah. Diesem ist es, trotzdem daß Lessings drei große dramatische Dichtungen so zu sagen unter seinen Augen entstanden waren, niemals eingefallen, für die deutsche Schaubühne etwas zu thun. Josef dagegen hat das deutsche Schauspiel ausdrücklich unter seinen Schutz genommen und eine höchst bedeutsam fortwirkende Kulturthat verrichtet, indem er das wiener „Burgtheater" schuf (1776), noch heute die deutsche Musterbühne.

Unter den in seinen jungen Jahren empfangenen Eindrücken, welche auf Josefs Charakterbildung ungünstig wirkten, darf sicherlich als einer der nachdrucksamsten die Stellung seines Vaters bezeichnet werden.

Digitized by Google

Diese Stellung war, wenn nicht blankweg die einer Null, so immerhin doch nur die eines prachtvoll herausstaffirten Statisten. Maria Theresia liebte ihren Franz zärtlich, ja leidenschaftlich, aber trotzdem war und blieb sie die Eheherrin. Sie herrschte über die östreichischen Lande und der gute Franz war und blieb, obzwar er den langathmigen und pomposen Titel „Des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation Imperator" führte, auf die Rolle eines geachteten und geliebten Haus- und Familienvaters beschränkt. Er hatte sich auch mit guter Manier in diese Rolle hineingefunden und suchte und wußte seine viele vorräthige Zeit mittels allerhand Liebhabereien und Spielereien todtzuschlagen. Wenn er nicht in kaiserlicher Gala zu „repräsentiren" hatte, welcher Obliegenheit er sich recht manierlich, ja sogar anmuthig zu unterziehen verstand, so machte er Bankgeschäfte, und zwar gute, oder er machte den Hofdamen den Hof, und zwar mehr oder auch weniger harmlos, oder trieb er die hohen Hazardspiele von damals, und zwar mit entschiedenem Glück, oder endlich führte er in der Loge „Zu den drei Kanonen" als Meister vom Stuhl den Hammer. Das gehörte auch mit zur Signatur der östreichischen Zustände jener Zeit. Die Freimaurerei war ja unter Maria Theresia streng ver-

Digitized by Google

boten, aber der Herr Gemahl der Kaiserin-Königin war Mitglied des verpönten und verfolgten Ordens, entrann, wie glaubhaft erzählt wird, einmal bei einem nächtlichen Ueberfall der genannten, dazumal im Margarethenhof am Bauernmarkt „arbeitenden" Loge durch die Polizei nur mit knappster Noth dem tragikomischen Verhängniß, durch die Sbirren seiner Frau Gemahlin abgefasst zu werden, und starb 1765 als Großmeister der Freimaurer Oestreichs.

Schon frühzeitig mußte sich dem lebhaften Geiste Josefs die Beobachtung der Inhaltslosigkeit von seines Vaters Stellung aufdrängen und man kann auf dem Wege psychologischer Schlußfolgerung leicht zu dem Resultate gelangen, daß der junge Prinz diese Stellung mit einem von Verachtung nicht ganz freien Mitleid angesehen und sich dadurch zu doppelter Thätigkeit, aber auch zur entschiedenen Herausbildung und herrischen Geltendmachung seiner Persönlichkeit angeeifert gefühlt haben müsse. Daraus dürfte sich, wenigstens zum Theil, der brennende Thatendurst erklären, welchen Josef zu erkennen gab, sobald er konnte, sowie die rücksichtslose Heftigkeit, womit er diesen Durst zu stillen trachtete. Solche Herrischkeit und Hastigkeit, sie waren es, welche das beste Herz, das jemals in

Digitized by Google

einer Fürstenbrust geschlagen hat, mitunter bis zur Fühllosigkeit verhärteten und Josef vergessen machten, daß man sich zur Erreichung von Zwecken der Gerechtigkeit niemals ungerechter, zur Erreichung von Zielen der Menschenfreundlichkeit niemals grausamer Mittel bedienen sollte.

Das Facit von Josefs Bildungsgeschichte war demnach dieses: Ein vielseitiges, aber oberflächliches und lückenhaftes Wissen; ein warmes Gefühl für Recht und Unrecht, aber daneben doch auch eine starke Dosis vom Souveränitätsdünkel; ein kühn idealistischer Gedankenflug und eine mit den Ideen des Jahrhunderts der Aufklärung genährte Anschauung, aber verbunden mit einer illusionärischen Selbsttäuschung, welcher, weil sie es verschmähte, auf Wirklichkeiten, Möglichkeiten und Erreichbarkeiten die gebieterisch nöthige Rücksicht zu nehmen, bitterste Enttäuschungen folgen mußten; das lebhafteste Pflichtbewußtsein, aber keine verständige Regelung der Antriebe desselben und daher jene fahrige Vielgeschäftigkeit des Kaisers, welcher die Folgerichtigkeit mehr und mehr abging und die sich in der Erlassung von Dekreten und in der Zurücknahme von Dekreten, in Befehlen und Gegenbefehlen völlig erschöpfte; aufrichtige Begeisterung für die libe-

Digitized by Google

ralen und humanitären Theorieen der Zeit, aber eine viel zu einſeitig-optimiſtiſche Anſicht vom Weſen des Menſchen und der Maſſen; eine hohe Auffaſſung der eigenen Stellung und Beſtimmung, aber auch vielfache Ueberſchätzung und Ueberſpannung der eigenen Gaben und Kräfte, ein eigenſinniges Feſthalten falſcher Geſichtspunkte, eine Verknöcherung ſchiefer Begriffe; ein heißes Verlangen nach Ehre und Ruhm, aber nicht jene ruhige Entſchloſſenheit und beſonnene Thatkraft, welche die Stufen zum Ruhmestempel langſam, Schritt für Schritt, feſt und ſicher hinanſteigt; ein glühender Drang, zu beſſern und zu bauen, aber außer Standes, die richtigen Werkzeuge zu wählen, und viel zu ungeduldig, abzuwarten, wie geſtern Gepflanztes heute dem Morgen entgegenreife. Joſef hat nie begriffen, daß Geduld eine der nothwendigſten Eigenſchaften eines guten Regenten ſei und daß dieſe unſere Welt, wie ſie nun einmal iſt, des Diplomatiſirens und Lavirens nicht entbehren könne, ja eigentlich nur vom Laviren und Diplomatiſiren lebe. Lavirt und diplomatiſirt ſich doch unſere alte Muttererde ſelber alljährlich mühſälig um die Sonne herum.

Digitized by Google

2.

Zu seinen männlichen Jahren gekommen, war Josef eine stattliche und gewinnende Erscheinung. Urtheilsfähige zeitgenössische Beobachter, heimische und fremde, denen Schmeichelei fernlag, bezeugen das übereinstimmend.

Er war von nur mittelgroßem Wuchs, aber von schlankem, ebenmäßigem, nervigem Körperbau. Eine Stirne von schöner Wölbung, tiefblaue Augen, unter starken Brauen klar und durchdringend hervorblickend, eine kräftige, adlerschnäbelig gebogene Nase, ein Mund, welcher die hängende „habsburgische" Unterlippe nicht besaß und sehr anmuthig zu lächeln verstand, in zorniger Erregung aber die Oberlippe soweit aufwärts zog, daß die Zähne zum Vorschein kamen, ein energisches Kinn, das lichtbraune Haar, welches er über der Stirne kurzgeschoren, an den Schläfen zu zwei Seitenlocken gerollt und im Nacken in einen kurzen Zopf gebunden trug — das alles bildete mitsammen ein wohlgefälliges Ganzes. Von seiner Mutter hatte er einen Gesichtsausdruck geerbt, der je nach den Umständen von imponirender Majestät

Digitized by Google

zu zwanglos lächelnder Leutſeligkeit überzugehen vermochte, und umgekehrt. Er war geſund, muſkelſtark, voll Kraft und Feuer, abgehärtet, in allen körperlichen Uebungen und Künſten gewandt. Er hielt ſich ſehr reinlich und kleidete ſich ſauber, aber einfach. Daheim in ſeinen Gemächern wie auf Reiſen in der Fremde ging er in der ſogenannten „deutſchen“ Tracht mit dunkelfarbigem Frackrocke. Schmuck legte er ſelten an, auch keine Ringe. Von Uniformen trug er am liebſten die grüne, rothausgeſchlagene der nach ihm benannten leichten Reiterregimenter (Chevauxlegers). Bei feierlichen Veranlaſſungen wußte er in der Feldmarſchallsuniform, weiß und roth, und im blitzenden Ordensſchmucke die kaiſerliche Majeſtät recht gut herauszukehren. Sonſt überſchleierte zumeiſt ernſte, faſt ſchwermüthige Nachdenklichkeit ſeine Züge; aber dieſer Schleier verſchwand und wich dem Ausdrucke liebenswürdigſter Offenheit und Güte, wenn er mit Menſchen verkehrte, denen gegenüber er ſich gehen laſſen durfte. Er verſtand es auch nicht übel, der Vorſtellungsweiſe und Sprache der verſchiedenen Volksklaſſen ſich anzupaſſen und gelegentlich ſich „populär“ zu machen. Verſtändige können freilich an und für ſich kein Gewicht auf den Umſtand legen,

Digitized by Google

daß Josef auf den Reisen durch seine Provinzen einmal oder zweimal allerhöchsteigenhändig mit dem Pflug eine Ackerfurche gezogen. Allein für eine Zeit, wo die „Götter dieser Erde" und das „dumme Bauernvolk" nichts mit einander gemein hatten als die Luft, bedeutete es doch wohl mehr als eine bloße Komödie, wenn der Kaiser seine Hand da an den Pflug legte, wo unmittelbar zuvor die Hand eines Bauern gelegen.

Ein so frugales und bedürfnißloses Leben wie Josef haben gewiß nur sehr wenige große Herren geführt. Es ist bekannt, daß er, sobald er konnte d. h. unmittelbar nach dem Tode seiner Mutter, den sinnlos verschwenderischen Hofhalt auf den Fuß einer vernünftigen Einschränkung und Sparsamkeit setzte. Er war hierzu um so mehr berechtigt, als er in seiner eigenen Lebensweise ein Vorbild der Einfachheit, Mäßigkeit und Sparsamkeit aufstellte. Er schlief bis zu seiner letzten Krankheit auf einem Maisstrohsack, über welchen eine Hirschhaut gebreitet war; ein Leintuch mit leichter Decke und ein lederüberzogenes, mit Roßhaaren gestopftes Kopfkissen vervollständigten dieses gewiß nicht sybaritische kaiserliche Bett. Im Sommer um 5, im Winter um 6 Uhr aufgestanden, ging er mit seinen Kabinettsekretären sofort an die Erledigung

Digitized by Google

von Regierungsgeschäften. Um 9 Uhr ließ er sich frisiren, rasirte sich selbst, kleidete sich für den Tag an und nahm Kaffee oder Chokolade zum Frühstück. Nach diesem begab er sich in sein Kabinett auf dem berühmten „Kontrolorgang", wo alltäglich, wann er in Wien war, jedermann zu dem Kaiser Zutritt hatte, um ihm Wünsche, Bitten, Vorstellungen und Vorschläge vorzutragen. Von 12 bis 2 Uhr ging oder ritt oder fuhr er spaziren. Schöpfte er im Wagen frische Luft, so pflegte er die Zügel seines Zweigespanns selber zu lenken. Sein Mittagsmahl nahm er zwischen 3 und 5 Uhr, je nachdem die Geschäfte es erlaubten. Es war einfach genug und bestand, durch eine Mundköchin hergestellt, aus nur 2 Trachten von 6 Schüsseln, welche aber der Kaiser nicht alle kostete, indem er sich fast immer mit Suppe, Rindfleisch, etwas Gemüse, Braten, gekochtem Obst und süßem Backwerk begnügte. Spirituosen trank er gar nicht, sondern sein Lebenlang nur Wasser. Bloß im Feldlager und auch da nur auf Andringen der Aerzte genoß er etwas Ungarwein. In der Hofburg speis'te er gewöhnlich allein; weilte er aber auf einem seiner Sommerschlösser, so liebte er Gäste zu haben. Nach der Tafel, welche nicht länger als

Digitized by Google

eine halbe Stunde währte, an welcher aber eine ebenso anständige als zwanglose und, wenigstens in der früheren Zeit Josefs, muntere Unterhaltung herrschte, fand ein Koncert statt, bei welchem der kaiserliche Wirth häufig selber mitwirkte, sei es als Klavierspieler, sei es als Cellist. Er hat sich auch einmal als Tondichter versucht und eine Sonate zuwegegebracht, welche er dem großen Mozart zur Beurtheilung vorlegte. „Nun, wie finden Sie meine Sonate, lieber Mozart?" „Hm, nun ja, Majestät, die Sonate ist schon gut; aber der sie gemacht hat, ist doch viel besser."

Gerade in den Beziehungen Josefs zu Mozart trat der Zauber des Menschlichen, welcher jenem zu eigen, schön zu Tage. Der sparsame Kaiser, unter dessen Regierung die Völkerschaften Oestreichs zum erstenmal erfuhren, daß die Staatseinkünfte nicht zum Belieben und Vergnügen der herrschenden Klassen, sondern zur Deckung der Staatsbedürfnisse da wären, gab dem großen Meister einen Jahrgehalt von nur 800 Gulden. Von anderwärtsher, aus England, aus Berlin, erhielt Mozart Einladungen und Anerbietungen, welche ihm ein Einkommen sicherten, das, verglichen seinem bescheidenen wienerischen, ein

Digitized by Google

glänzendes war. Aber Joſef bat mit ſeiner unwiderſtehlichen Freundlichkeit den Meiſter: „Bleiben Sie bei uns, lieber Mozart!“ und dieſer: „Ich bleibe, Majeſtät.“

Die als „bezaubernd“ gerühmte Liebenswürdigkeit ſeiner Umgangsformen verdankte der Kaiſer zweifelsohne dem Umſtand, daß er ſein Lebenlang gern in Damenkreiſen verkehrte. Er befolgte einen bekannten Rath Göthe's, ohne deſſen Taſſo zu kennen. In fraulichen Kreiſen hat er auch wohl zuerſt gelernt, den brutalen Er-Stil mit dem humaneren Sie-Stil zu vertauſchen — auch ein Zeichen der Zeit, und zwar kein bedeutungsloſes. Denn es lag ja in dem Gebrauch einer und derſelben Anredeform zwiſchen Hoch und Niedrig, Vornehm und Gering doch auch ein Stück Ahnung vom Heraufdämmern eines neuen, des demokratiſchen Weltalters . . . .

Nachdem das Nachmittagskoncert vorüber, ertheilte Joſef Audienzen, hörte Vorträge und gab Beſcheide. Dann begab er ſich Abends 7 Uhr ins deutſche Theater oder in die italiſche Oper. In beiden bevorzugte er die komiſchen Stücke. Sein Lieblingsluſtſpiel war Großmann's auf die Rohheit, Plumpheit und Verſchwendungsſucht des Adels ge-

Digitized by Google

münztes „Nicht mehr als sechs Schüsseln". Dem Zeugniß von Da Ponte zufolge, welcher bekanntlich das Textbuch zu Mozarts „Don Juan" verfasst hat, war der Kaiser einer der Ersten, welcher den Werth dieser herrlichen Tondichtung erkannte, die, wie jedermann weiß, bei ihren ersten Aufführungen den Wienern nicht gefiel. Josef sagte: „Das Werk ist himmlisch, lieber Mozart; es ist noch schöner als die ‚Hochzeit des Figaro', aber es ist kein Bissen für meine Wiener." Worauf der Meister: „Ei was, Majestät; man muß den Wienern nur Zeit lassen, den Bissen zu kosten."

Nach dem Theater pflegte der Kaiser noch eine der kleinen Abendgesellschaften zu besuchen, welche in solchen Häusern der wiener Aristokratie stattfanden, wo Hausfrauen von feiner Bildung und gutem Ton „das Skepter der Sitte führten". In seinen späteren Lebensjahren verbrachte Josef seine Abende zumeist in jenem Kreise von fünf älteren Damen (zwei Fürstinnen Liechtenstein, Fürstin Clary, Gräfin Kinsky, Gräfin Kaunitz) und drei Herren (Feldmarschall Lascy, Oberkämmerer Rosenberg und Oberhofmarschall Kaunitz), wo er in der Form freundschaftlichen Gespräches einige Erholung von seinen schweren

Digitized by Google

Sorgen fand. Noch von ſeinem Sterbelager aus hat der Kaiſer in einem Schreiben voll Zartſinn und Erkenntlichkeit den fünf Damen für alle ihm erwieſene Güte, Nachſicht und Freundlichkeit gedankt. Gegen 11 Uhr fuhr Joſef aus dieſen Abendgeſellſchaften nach Hauſe, ließ ſich die neu eingelaufenen Depeſchen und Berichte vorlegen und arbeitete, ohne ein Abendeſſen zu ſich zu nehmen, oft bis lange nach Mitternacht. Allem leeren Prunk und Pomp war der Kaiſer abhold, geräuſchvolle und koſtſpielige Vergnügungen verachtete er, die Jagd liebte er nicht, das Spiel verdammte er und kaum jemals hat er eine Karte berührt. Seine Mäßigkeit, Prunkloſigkeit und ſpartaniſche Abhärtung nahm er auch auf ſeine häufigen Reiſen mit, welche für ſein Gefolge nichts weniger als Luſtpartieen waren. Er wohnte dabei in Gaſthäuſern, wurde nie müde, zu ſehen und zu lernen, vermied keineswegs die Berührung mit dem Volke und verkehrte zwanglos mit allen Klaſſen deſſelben. Ein ſchöner, für dazumal doppelt ſchöner Zug war es, daß er, in einer Stadt angelangt und von der Bewohnerſchaft erkannt und begrüßt, ſogleich im Wagen ſich erhob, um ſtehend und entblößten Hauptes den Willkomm vonſeiten des Volkes entgegenzunehmen.

Digitized by Google

So war, in flüchtigem Umrisse gezeichnet, Kaiser Josefs Lebensführung. Wer die Hofgeschichten damaliger Zeit kennt, namentlich auch die deutschen, wer die widerliche Reihenfolge gleichzeitiger Fürstlichkeiten, diese Jagdwütheriche, Menschenschinder, Seelenverkäufer, Prasser, Trunkenbolde, Wüstlinge an seiner Erinnerung vorübergehen lässt, der wird verstehen, daß und warum die Persönlichkeit des guten und unglücklichen Kaisers dem Volksgedächtniß unverwischbar sich einprägen mußte.

Ja, des guten und unglücklichen Kaisers, der auch als Mensch, als Gatte und Vater kein Glücklicher gewesen ist. Zwar seine erste, im Oktober 1760 geschlossene Ehe mit der Infantin Isabella von Parma, welche, ohne schön zu sein, graziös und liebenswürdig zu sein verstand, schien eine glückliche werden zu wollen. Josef liebte seine Frau zärtlich, allein Isabella litt an unheilbarer Melancholie und trug sich fortwährend mit Todesgedanken, welche auch nur allzu bald sich verwirklichten, indem die Prinzessin in ihrem zweiten Wochenbett von den Pocken ergriffen wurde und im November von 1763 starb. Ihr zweites Kind, Christine, war ihr im Tode vorangegangen; ihr erstes, Maria Theresia, folgte der Mutter

Digitized by Google

bald ins Grab. Der junge Witwer litt furchtbar unter diesen Schicksalsschlägen. Ob, wie eine historisch nicht erwiesene Sage will, sein Schmerz über den Verlust der geliebten Isabella noch verschärft oder vielmehr vergiftet worden sei dadurch, daß seine Schwester Christine in der wohlmeinenden Absicht, den niedergeschmetterten Bruder zu trösten und aufzurichten, ihm mittheilte, sie wüßte von der Verstorbenen selbst, daß dieselbe ihn nie wirklich geliebt hätte, mag dahingestellt sein. Nur das unabläßige Drängen vonseiten seiner Eltern vermochte Josef, zu einer zweiten Ehe zu schreiten, und halb willenlos ließ er sich im Januar von 1765 mit der Prinzessin Josefa von Baiern verheiraten. Das schlug ganz übel aus. Der Widerwille, welchen die arme Josefa, in jedem Sinne ein Opferlamm der „Staatsraison", vom Anfang an ihrem Gemahl oder Scheingemahl einflößte, war so stark, daß Josefs Gutherzigkeit nicht dagegen aufzukommen vermochte. Er sah es als eine Erlösung von Unerträglichem an, als Josefa im Mai 1767 durch die Pocken in ihrer bösartigsten Gestalt weggerafft wurde, und war durch nichts zu bewegen, einen dritten Heiratsversuch zu machen. Verschiedene seiner vertraulichen Briefe bezeugen aber,

Digitized by Google

daß er den Mangel häuslichen Glückes bitter genug empfand. Er suchte den ihm ziemlichsten Trost und Ersatz für dieses ihm versagte Glück darin, daß er sich mit ganzer Seele der Erfüllung seiner Regentenpflichten hingab. Das ist ja das Vorrecht edler Naturen, daß sie, wann das eigene Glück in Trümmern liegt, noch für das Glück anderer zu leben, zu denken und zu sorgen vermögen.

3.

Mammon und Moloch, das goldene Kalb und der eherne Stier, Geld und Erfolg, das sind die einzigen Götter, an welche unsere Zeit mit Inbrunst glaubt. Auch eine unsittliche Geschichtschreibung, wie sie dermalen nur allzu sehr und namentlich in Deutschland obenauf ist, kniet und räuchert vor diesen Götzen. Sie thut groß damit, das ethische Princip aus der Geschichtewissenschaft verbannt zu haben. Sie hat es glücklich dahin gebracht, die Gegensätze von gut und bös, recht und schlecht, edel und gemein, hochherzig und niederträchtig in die „Harmonie

Digitized by Google

wissenschaftlicher Objektivität" aufzulösen und den Erfolg oder Nichterfolg als einzigen Werthmesser von Gedanken und Thaten, von Menschen und Dingen anzuerkennen und auszurufen. Sie vergiftet die Jugend, indem sie in den unerfahrenen Augen derselben den Unterschied von Recht und Unrecht, Wahrheit und Lüge, Freiheit und Knechtschaft als „wissenschaftlich unwesentlich" erscheinen zu lassen sich bemüht und die jungen Leute förmlich zur charakterlosen Streberei verleitet und ermuntert. Sie hat in nicht geringem Grade die moralische Krankheit unserer Zeit mitverschuldet. Denn, des Gewissens ledig, wie sie ist, hat sie mittels ihrer ganzen Gebarung nach Kräften das Rechtsgefühl geschwächt, das Pflichtbewußtsein untergraben, die Begeisterung für das Ideale und den Haß des Schändlichen lahmgelegt, die Grundsatzlosigkeit für preiswürdig „objektiv" ausgegeben, die Laxheit und Leichtfertigkeit der Anschauung und der Lebensführung gefördert.

Eine solche Auffassung und Darstellung der Geschichte kann dem Kaiser Josef nicht gerecht werden. Sie hat für ihn nur ein dünkelhaftes Achselzucken. Er beging ja die unverzeihliche Sünde, kein Glück, keinen Erfolg zu haben. Hätte er das gehabt, so

Digitized by Google

würden die Pfaffen des ehernen Stieres „Josef den Großen“ unendlich behallelujahen, über alle seine Mängel und Mißgriffe „objektiv“ hinwegsehen und mit Napoleon singen und sagen: „Le succès justifie tout.“

Und hatte denn wirklich Josef keinen Erfolg? Ein Mann, der mehr Schärfe des Blickes und Urtheils, mehr geschichtlichen Sinn besaß als hundert schulweise Pedanten, Georg Forster, hat anders gesehen und geurtheilt. Sein bekannter Ausspruch: „Aus der Fackel von Josefs Geist ist ein Funke in Oestreich gefallen, der nie erlöschen wird“ — enthält eine Wahrheit, welche nur ganz Urtheilslose zu bestreiten sich versucht fühlen dürften. Allerdings nur ein „Funke“. Aber alles Licht, was seither in Oestreich aufgegangen, aus diesem josefischen Funken ist es entsprungen. Ist das etwa kein Erfolg?

Josefs Beschreiten der politischen Bühne wird markirt durch seine im März von 1764 erfolgte Wahl zum „Römischen König“, d. h. zum bezeichneten Nachfolger seines Vaters in der deutschen Kaiserwürde, durch das Kurfürstenkollegium des deutschen Reiches. Im April fand seine Krönung zu Frankfurt a. M. statt, welche weitschichtige Haupt-

Digitized by Google

und Staatsaktion, wie jeder weiß, Göthe aus den Erinnerungen ſeiner Knabenzeit ausführlich und anziehend in „Dichtung und Wahrheit“ beſchrieben hat. Der Gekrönte ſelbſt nahm dieſelbe, wie ſein Briefwechſel darthut, mehr von der heiteren als von der erhabenen Seite. Er muß in dem anachroniſtiſchen Krönungsornat mehr lächerlich als feierlich ſich ausgenommen haben und fühlte das ſelber ganz gut*). Konnte er doch, ſo wie die Sachen im deutſchen Reiche lagen, das ganze Krönungsſpektakel nur für eine Maſkerade anſehen. Das deutſche Reich, ſeit dem weſtfäliſchen Frieden ein ſterbendes, war ſeit dem hubertusburger ein todtes. Joſef hatte, als er nach dem unerwartet baldigen, im Auguſt von 1765 er-

*) „Der junge König ſchleppte ſich in den ungeheuren Gewandſtücken mit den Kleinodien Karls des Großen wie in einer Verkleidung einher, ſo daß er ſelbſt, von Zeit zu Zeit ſeinen Vater anſehend, ſich des Lächelns nicht enthalten konnte. Die Krone, welche man ſehr hatte füttern müſſen, ſtand wie ein übergreifendes Dach vom Kopfe ab. Die Dalmatika, die Stola, ſo gut ſie auch angepaſſt und eingenäht worden, gewährte doch keineswegs ein vortheilhaftes Ausſehen. Skepter und Reichsapfel ſetzten in Verwunderung; aber man konnte ſich nicht leugnen, daß man lieber eine mächtige, dem Anzuge gewachſene Geſtalt um der günſtigen Wirkung willen damit bekleidet und ausgeſchmückt geſehen hätte.“ Göthe.

Digitized by Google

folgten Tode seines Vaters aus dem römischen König zum deutschen Kaiser geworden, ganz zweifellos die redliche Absicht, dem Reichskadaver neues Leben einzublasen. Aber da war alle Liebesmühe umsonst. In diesem Moder konnte keine Reformsaat mehr Wurzel schlagen. Josef mußte bald erkennen, daß seine deutsche Kaiserschaft nur eine ceremonielle Bedeutung hätte und höchstens dazu ausreichte, dann und wann einem der kleinsten und wüstesten unter den deutschen Duodez- oder Sedeztyrannen von damals einen heilsamen Schrecken einzujagen, und so wandte er denn Wollen und Thun der Staatsleitung von Oestreich zu.

Maria Theresia, welche die unruhige Neuerungslust ihres Sohnes gar wohl kannte und scheute, hatte denselben von einer thätlichen Betheiligung an den Staatsangelegenheiten bislang möglichst fernzuhalten gesucht und gewußt. Nun aber, durch den Tod ihres Gemahls, über dessen Flattereien sie großmüthig hinweggesehen, so tief gebeugt, daß sie ihren heiteren Sinn als Frau und ihren Muth und ihre Kraft als Herrscherin nie mehr völlig zurückgewann, suchte sie nach einer Stütze, und die nächste und naturge-

Digitized by Google

mäßeste war ihr Sohn Josef, welchen sie darum förmlich und feierlich zum Mitregenten annahm.

Das war ein unerquickliches und nicht selten geradezu peinliches Verhältniß von Anfang an, was sich sofort herausstellte, wenn der Mitregent Oestreichs seine Rolle ernsthaft zu nehmen Miene machte. Zugleich mit der Bekanntmachung des Mitregentschafts-patentes begann die heimliche Minirarbeit und das offene Widerstreben, welche mitsammen schließlich das Herz des Kaisers brachen und sein Werk vernichteten. Alles, was bisher von den Mißbräuchen der Staats- und Kirchenverwaltung gelebt und sich gemästet hatte, verschwor sich gegen den Neuerer Josef, welcher es wagte, in das ungeheure östreichische Drohnennest der Faulheit, des Schlendrians und des Wohllebens mit reformatorischer Hand einzugreifen. Alle die aufgestörten oder auch nur mit Aufstörung bedrohten bureaukratischen, hierarchischen und aristokratischen Drohnen wurden zu Wespen, zu Hornissen wider den Kaiser, der es versuchte, sie aus dem Halb-schlummer träger Genüsslichkeit zum Denken und Schaffen für das allgemeine Beste, zur Arbeit, zum Fleiß, zur Pflichttreue zu rufen. Kanzlei, Sakristei und Kaserne verbündeten sich gegen ihn und das

Digitized by Google

Hofungeziefer aller Grade und Sorten kam mit den Nadelstichen giftiger Bosheit den Keulenschlägen zur Hilfe, welche Kamaschenhelden, Bonzen und Schreibstubenmatadore zu führen unternahmen. Den vereinigten Gegnern Josefs gelang es sehr bald, seine Mutter auf die doch immerhin sehr bescheiden und rücksichtsvoll gehandhabte Mitregentschaft ihres Sohnes eifersüchtig zu machen, und in Folge dessen stand sie nicht an, Josefs Thätigkeit nach Möglichkeit einzuschränken, ja wohl auf gewissen Gebieten ganz brachzulegen. Mit Recht darüber ungehalten, zog er sich zeitweilig ganz von den Geschäften zurück oder suchte seinen Kummer auf Reisen zu vergessen. Allbekannt ist, welches Erstaunen die Einfachheit, Mäßigkeit und Lernbegierde des Grafen von Falkenstein — unter diesem Namen pflegte der Kaiser im Auslande zu reisen — im Jahre 1777 am Hofe von Versailles und in der schon dem großen Revolutionskrach sich zuschwindelnden pariser Gesellschaft erregten, sowie, daß er die Unbesonnenheit und Verschwendungssucht seiner Schwester, der Königin Marie Antoinette, ganz offen tadelte. Acht Jahre zuvor, 1769, war er in den Straßen von Rom vom Volke mit dem Rufe: „Evviva il imperatore!“ begrüßt worden und hatte

Digitized by Google

den Kardinal Ganganelli als Papst Klemens den Vierzehnten aus dem Konklave hervorgehen gesehen.

In demselben Jahre 1769 hatte er seine berühmte Zusammenkunft mit Friedrich dem Großen zu Neisse in Schlesien, gegen welche Zusammenkunft der Groll Maria Theresia's sich lange gesträubt. Hätten glücklichere Sterne über Deutschland gestanden, so würde sich aus dieser Begegnung der beiden Fürsten und aus einer zweiten, welche ein Jahr später zu Mährisch-Neustadt stattfand, wohl ein aufrichtiges Einvernehmen zwischen Oestreich und Preußen entwickelt haben. Es sollte nicht sein und hundert und etliche Jahre mußten noch vergehen, die furchtbarsten Krisen und Katastrophen, Kämpfe und Leiden mußten die beiden Staaten noch durchmachen, bevor ein solches Einvernehmen möglich wurde. Josefs Hast und Vorschnelligkeit wird deutlich aufgezeigt in den vertraulichen Berichten an seine Mutter über das Zusammentreffen mit Friedrich, welchen er zweifelsohne bewunderte und über den er dennoch sehr ungünstig urtheilte. „Der König" — schrieb er — „hat uns mit Höflichkeit und Freundschaft überhäuft, aber alle seine Vorschläge lassen herausfühlen, daß man es mit einem Schelm zu thun hat. Ich glaube,

Digitized by Google

daß er den Frieden wünscht, aber nicht aus gutem Herzen, sondern weil er sieht, daß er einen Krieg nicht mit Vortheil führen könnte."

Friedrich seinerseits urtheilte viel besonnener und auch viel wohlwollender. „Ich bin" — schrieb er im September von 1770 an Voltaire — „in Mähren gewesen und habe da den Kaiser besucht, der sich anschickt, in Europa eine große Rolle zu spielen. Er ist an einem bigoten Hofe aufgewachsen und hat den Aberglauben abgestreift; er ist im Pomp und Prunk auferzogen und hat einfache Sitten angenommen; er wurde mit Weihrauch großgenährt und er ist bescheiden; er glüht von Ruhmbegierde und opfert seinen Ehrgeiz der kindlichen Pflicht; er hat nur Pedanten zu Lehrern gehabt und besitzt doch Geschmack genug, Voltaire's Werke zu lesen und zu schätzen!"

Von hochpolitischer, aber auch tieftrauriger Natur war die Reise, welche der Kaiser im Juni von 1780 nach Rußland unternahm, um in Mohilew mit Katharina der Zweiten zusammenzutreffen, die persönliche Bekanntschaft der „Semiramis des Nordens" zu machen und, wenn immer möglich, die Zarin von dem Bündniß mit Preußen abzuwenden und zu

Digitized by Google

einer Allianz mit Oeſtreich herüberzuziehen. Man muß der greiſen Maria Thereſia nachrühmen, daß ſie ganz entſchieden gegen dieſe Reiſe und gegen dieſes Projekt war. Aber Joſef brannte darauf und ließ ſich nicht abhalten. „Ich kann nicht leugnen“ — ſchrieb er an Laſcy — „daß ich neugierig bin, dieſe Bekanntſchaft zu machen. Könnte ich dadurch die Galle des geliebten Friedrichs ſo aufregen, daß er daran umkommen würde!“

Ja, das war's. Der unſelige Dualismus zwiſchen Oeſtreich und Preußen, deſſen einzelne Phaſen und Metamorphoſen Deutſchland allzeit ſo ſchwer zu büßen hatte, regte ſich wieder einmal mit ſeiner ganzen Schärfe. Joſefs Reiſe nach Mohilew bezeichnete den Beginn vom Wettlauf des wiener Hofes mit dem berliner um die Gunſt der Zarin, deren ſkrupelloſe, geradezu dämoniſche, infernaliſche Schlauheit Oeſtreich geradeſo zur Förderung ihres „türkiſchen Projektes“ zu benützen verſtand, wie ſie Preußen zur Förderung ihres „polniſchen Projektes“ vorzuſpannen verſtanden hatte. Es iſt wahr, zu einer ſolchen faſt kriechenden Unterwürfigkeit, zu einer ſo widrig-ſüßlichen Schmeichelei, wie Friedrich ſie der Semiramis von der Newa gegenüber ver-

Digitized by Google

schwenderisch bezeigte, hat Josef sich nicht entwürdigt. Aber doch ließ er sich von der Zarin mittels Vorspiegelung einer Theilung der Türkei zwischen Rußland und Oestreich schließlich in einen Krieg mit den Türken hineingaukeln, welcher für ihn und für Oestreich so opfervoll und unglücklich wurde und nur den russischen Interessen diente.

Es ist nur zu gewiß und bildet eins der jammervollsten Kapitel der von solchen Kapiteln strotzenden Geschichte Deutschlands, daß die Wettbuhlerei des berliner und des wiener Hofes um die Freundschaft — gerechter Gott, die „Freundschaft"! — des Zarenthums dieses erst recht groß, mächtig, ländergierig und völkerfresserisch gemacht und jene lange und unselige Abhängigkeit unseres Landes von den Interessen, ja von den Launen dieses Zarenthums verschuldet hat, von welcher man jetzt annehmen darf, daß sie endlich aufgehört habe.

Daß Kaiser Josef in die gewissenlosen Tendenzen der Kabinettspolitik von damals mit leidenschaftlicher Hast eingegangen, das ist die schwärzeste Makel an ihm, eine Makel, welche nur Unwissenheit oder reptilische Geschichtefälschung zu vertuschen oder gar

Digitized by Google

wegzuwischen sich versucht fühlen könnten. Josef war ein geradezu leidenschaftlicher Betreiber der ersten Theilung von Polen, welche mittels des Uebereinkommens zwischen Rußland, Preußen und Oestreich vom August 1772 zur diplomatischen und ein Jahr später mittels der schnöden Vergewaltigung des polnischen Reichstages zur vollendeten Thatsache wurde. Die Gerechtigkeit will, daß man sage: Wie der Nutzen, so ist auch die Verschuldung Josefs bei diesem Raubgeschäfte großen Stils größer gewesen als die Friedrichs. Dieser konnte wenigstens zu seiner Entschuldigung Triftiges vorbringen. Durch des großen Königs Walten im Krieg und Frieden war Preußen eine europäische Macht geworden, aber eine Großmacht, welche bedenklich einer auf ihre Spitze gestellten Pyramide glich. Es galt, der Pyramide eine bessere, eine breitere Basis zu geben. Es mußte — falls Friedrich sein eigenes Werk nicht zerstören wollte, und wie *konnte* er das wollen? — das schreiende Mißverhältniß zwischen der militärisch-politischen Stellung und Bedeutung Preußens und der materiell-territorialen Unterlage dieser Stellung und Bedeutung wenigstens annähernd ausgeglichen werden. Diese Ausgleichung mittels einer Vergrößerung des preußi-

Digitized by Google

schen Staates durch Theile des von seinen Junkern und Pfaffen zu Grunde gerichteten, in der Agonie der Anarchie röchelnden Polens zu bewerkstelligen, dazu lag die Versuchung sehr nahe. Josef dagegen konnte eine solche Entschuldigung nicht für sich anführen. Das Ländergebiet Oestreichs war wahrlich groß genug, um eine Großmacht zu sein. Der östreichische Staat hätte weit mehr der inneren Festigung, Civilisirung und Entwickelung bedurft als der Vergrößerung nach außen. Maria Theresia's Rechtsgefühl empörte sich vergeblich gegen das polnische Raubgeschäft, und wenn sie dem stürmischen Drängen ihres Sohnes und dem beharrlichen ihres Ministers Kaunitz schließlich wich, so that sie es doch nicht, ohne in ihrem bezüglichen Handbillet an den letzteren der Welt ein unwidersprechliches Zeugniß zu hinterlassen, daß es sich um ein Verbrechen handelte, welches zugleich ein großer politischer Fehler war. „In dieser Sach, wo nit allein das offenbare Recht himmelschreiet wider uns, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft wider uns ist, mueß bekhennen, daß zeitlebens nit so beängstiget mich befunden und mich sehen zu lassen schäme." Friedrich hat sich freilich über die Bedenken und die Scham der Kaiserin in

Digitized by Google

nicht eben feiner Weiſe luſtig gemacht*). Allein heute darf man wohl die Frage aufwerfen, ob Maria Thereſia hinſichtlich der Theilung Polens nicht richtig geſehen und gefühlt habe. Höfiſche Schreibſklaven, welche alles zu rechtfertigen wiſſen, was man ſie recht-

---

*) Dem Zeugniſſe des Landgrafen Karl von Heſſen-Kaſſel zufolge, welcher während des bairiſchen Erbfolgekrieges viel um den alten Fritz war und welchem der König eines Tages in Jägerndorf bei Tiſche inbetreff der Theilung Polens dieſe Mittheilung machte: — „Benoit (preußiſcher Geſandter in Warſchau) hatte in Polen alte Anſprüche entdeckt, von welchen er wollte, daß ich ſie zur Geltung bringen möchte. Ich ließ ſie unterſuchen, und da ich ſie nicht unbegründet fand, baute ich meinen Plan darauf. Die Kaiſerin von Rußland nahm ihn alsbald an, aber Maria Thereſia war viel zu gewiſſenhaft, darauf einzugehen. Ich ſchickte darauf Edelheim nach Wien, den Beichtvater zu gewinnen, welcher dann Maria Thereſia überzeugte, daß ſie wegen ihres Seelenheils genöthigt ſei, den Theil (von Polen), der ihr beſtimmt war, anzunehmen. Darauf fing ſie an ſchrecklich zu weinen. Unterdeſſen drangen die Truppen der drei Theilhaber in Polen ein und bemächtigten ſich ihrer Antheile; Maria Thereſia unter beſtändigem Weinen. Aber plötzlich hörten wir zu unſerer großen Ueberraſchung, daß ſie viel mehr genommen hätte als den ihr beſtimmten Theil; denn ſie weinte und nahm ohne Aufhören, und wir hatten viele Mühe, daß ſie ſich mit ihrem Antheil am Kuchen zufrieden gab.“ Denkwürdigkeiten des Landgrafen Karl von Heſſen-Kaſſel. Von ihm ſelbſt diktirt. Herausgegeben von K. Bernhardi (1866), S. 125.

Digitized by Google

fertigen heißt, sagten und sagen freilich: Falls Oestreich und Preußen nicht mitgethan, so hätte Rußland den polnischen Raub allein eingesackt. Und wenn? fragen dagegen das „offenbare Recht“ und die „gesunde Vernunft“. Wäre es etwa ein Unglück für Deutschland, für Oestreich, für Europa, wenn Rußland den ganzen polnischen Pfahl in seinem Fleische stecken hätte?

4.

Unerquicklich also, sahen wir, war die Mitregentschaft Josefs, aber unersprießlich war sie trotz allen ihr bereiteten Hindernissen doch nicht. Die Reihe der während ihrer Dauer angehobenen und durchgeführten Reformen beweis't das klärlich. Der in dem Sohn arbeitende neuzeitliche Gedanke war kräftig genug, der widerstrebenden, widerwilligen, häufig gegen Josef arg verhetzten Mutter eine Einräumung nach der andern abzuringen, und so konnte denn die Entmittelalterlichung Oestreichs ernstlich beginnen. Der Staatsrath, die oberste Centralbehörde der Monarchie, erhielt i. J. 1774 eine auf Josefs Vorschlägen be-

Digitized by Google

ruhende neue Organisation, welche denselben befähigte, die reformatorischen Ideen des Kaisers hinsichtlich der Verwaltung, des Justizwesens und der Staatsfinanzen wenigstens theilweise der Verwirklichung entgegenzuführen. Man begann denn doch den Odem des Jahrhunderts der Aufklärung auch in Oestreich zu spüren. Schon i. J. 1767 war das „Verbrechen der Ketzerei" aus dem Strafkodex gestrichen worden. Am Schlusse von 1775 wurde die „peinliche Frage", die „Tortur", die Folterung abgeschafft und Maria Theresia's Mitregent ließ in seinem hochfliegenden Optimismus sogar schon das Problem einer theilweisen oder ganzen Beseitigung der Todesstrafe in Berathung nehmen. Auch in das tiefe kirchliche Dunkel fielen einige Lichtstralen hinein. Im Jahre 1768 wurde die Besteuerung des ungeheuer großen geistlichen Besitzes durchgesetzt; im folgenden Jahre erfuhr das überwuchernde Bruderschaftswesen eine Beschränkung, ebenso die allzu häufige Veranstaltung von Processionen. Wieder ein Jahr später ergingen Verfügungen, welche die Leistung geistlicher Ordensgelübde vor erreichtem 24. Lebensjahre verboten, das Strafrecht der Ordensoberen beschnitten, die scheußlichen Klosterkerker beseitigten, die Erwerbungen der

Digitized by Google

„todten Hand“ einschränkten und die geistliche Erbschleicherei erschwerten. Vom Jahre 1773 an arbeitete Josef an der Durchsetzung des großen Grundsatzes religiöser Duldsamkeit, allein von der Räthlichkeit und Nützlichkeit der Toleranz vermochte er seine Mutter und Mitregentin nicht zu überzeugen. Dagegen gewann er derselben, obzwar nur nach langem und schwerem Ringen, die Einwilligung zur Aufhebung der von ihr so hochverehrten „Gesellschaft Jesu“ ab, also die Zustimmung zu jener großen von den katholischen Höfen getroffenen Maßregel, welche kulturgeschichtlich den Höhepunkt bezeichnet, bis zu welchem innerhalb des Bereiches der katholischen Kirche die Aufklärung und die Thatkraft des „erleuchteten Despotismus“ hinan zu gelangen vermochten. Der Jesuitenorden war seit dem Koncil von Trient der eigentliche Träger der mittelalterlichen Idee gewesen, der Staat müßte der Kirche untergeordnet sein. Die Entwickelung der modernen Kultur hatte aber diese Idee zu einer unerträglichen Ungeheuerlichkeit gemacht. Sie mußte abgeworfen werden, wenn die europäische Gesellschaft nicht stillstehen und versumpfen wollte. Dieser Einsicht verschloß man sich zuletzt selbst im Vatikan nicht mehr und am 11. Juli von 1773 erließ Papst

Digitized by Google

Klemens der Vierzehnte (Ganganelli) die berühmte Bulle „Dominus ac redemptor noster“, kraft welcher die Geſellſchaft Jeſu im Umfange der ganzen Chriſtenheit aufgehoben wurde. Der Jeſuitismus war damit und dadurch freilich nicht beſeitigt; aber es kennzeichnet die entſetzliche Erſchöpfung, Ermattung und Verdumpfung, in welche die Völker durch die ungeheuren Anſtrengungen und Leiden der Revolutions- und Napoleonszeit geworfen wurden, daß einundvierzig Jahre nach jenem Julitag von 1773 ein anderer Papſt, Pius der Siebente, kraft ſeiner am 7. Auguſt von 1814 erlaſſenen Bulle „Sollicitudo omnium“ den Jeſuitenorden wieder herſtellen, ja ſogar dieſe Herſtellung für einen nahezu einſtimmigen Wunſch der Chriſtenheit ausgeben konnte und durfte. . . . Weiter ſind zwei Reformen zu betonen, welche noch während der Mitregentſchaft Joſefs angebahnt worden ſind: die Verbeſſerung des geſammten Schul- und Unterrichtsweſens auf allen Stufen und die Erleichterung der Bauerſchaft von dem qualvollen Druck des Feudalſyſtems. Von einer gänzlichen Erlöſung von dieſem furchtbaren „Syſtem wohlerworbener Rechte“ konnte noch keine Rede ſein, aber ſchon die „Erleichterung“ mußte als eine unermeſſliche Wohlthat angeſehen werden zu

Digitized by Google

einer Zeit, wo ein Mitglied des östreichischen Staatsrathes bei Gelegenheit der Robotregelung im östreichischen Schlesien auszurufen sich gedrungen fühlte: „Mit Staunen, ja mit wahrem Grausen und peinlicher Rührung ersieht man das äußerste Elend, in welchem der arme Unterthan durch die Bedrückung vonseiten seiner Grundherren schmachtet.“ Josef, welcher gar wohl wußte, daß eine kräftige Bauersame die einzige zuverlässige Grundlage eines gedeihlichen Staatswesens sei, darf der Bauernfreund genannt werden, und er mühte sich redlich ab, auch der Bauernbefreier zu sein. Daher die Wuth des Hasses, von welcher weltliche und geistliche Feudalherren gegen den Kaiser glühten.

Maria Theresia starb am 29. November 1780. Ihre letzten Lebensjahre waren noch beunruhigt worden durch den freilich nicht sehr ernsthaft geführten sogenannten baierischen Erfolgekrieg, welchen Josefs ungestümes Verlangen nach dem Besitze von Baiern und Friedrichs argwöhnische Wachsamkeit herbeigeführt hatten. Die Kaiserin ermannte sich noch einmal zur souveränen Handhabung ihrer Macht und Gewalt und schloß über den Kopf ihres grollenden Sohnes hinweg im Mai von 1779 zu Teschen den

Digitized by Google

nach dieſem Orte benamſeten Frieden mit ihrem alten Feinde, dem Preußenkönig. Dieſe ſeltene Frau hat bis zu ihrem Todestag alle ihre Pflichten nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen erfüllt und iſt mit heldiſcher Faſſung geſtorben. Als ſie die letzte Einſchlummerung herannahen fühlte, ſagte ſie zu ihren Frauen: „Laſſt mich nicht ſchlafen; denn ich will den Tod kommen ſehen und ihm ſo feſt, als ich vermag, in die Augen blicken.“ Als die Botſchaft von ihrem Hinſcheiden nach Potsdam gelangte, ſagte Friedrich: „Die Kaiſerin iſt nicht mehr, eine neue Ordnung der Dinge beginnt.“ Dann ließ der König in ſeinem Kabinett eine Büſte Joſefs aufſtellen und bemerkte: „Das iſt ein junger Mann*), auf welchen man ein Augenmerk haben muß. Hat Kopf, könnte viel ausrichten. Schade nur, daß er immer den zweiten Schritt thut, bevor er den erſten gethan hat.“ Ein meiſterliches Urtheil und, leider, auch ein prophetiſches Wort!

Joſef war jetzt Selbſtherrſcher und eilte, der Welt zu zeigen, daß und wie er es wäre. Von der wiener Hofburg ging alsbald ein Reformſturm aus,

*) Der „junge Mann“ war übrigens 39 Jahre alt. Der alte Fritz bemaß eben Joſefs Alter nach ſeinem eigenen.

Digitized by Google

welcher vieles, geradezu vieles Beste von dem, was die Franzosen etliche Jahre später mittels einer blutigen Revolution erringen mußten, den Völkerschaften Oestreichs als ein kaiserliches Geschenk darbot. Warum wurde dieses herrliche Geschenk nur mit Mißmuth hingenommen, nur mit Undank erwidert? Weil man die Völker zur Vernunft und Freiheit gerade so wenig zwingen kann wie die Menschen zur Liebe. Sodann, weil doch eigentlich niemand in Oestreich auf ein solches Reformwerk recht vorbereitet gewesen ist, und demnach dem kaiserlichen Reformer, der im Grunde mehr ein Revolutionär zu nennen war, ein Mittel und Werkzeug nach dem andern versagte und ihm schließlich auch die eigene Kraft viel zu vorzeitig ausging. Endlich, weil er in Tagen schaffen wollte, wozu es Jahre, in Jahren, wozu es Jahrzehnte gebraucht hätte, in einem Jahrzehnt, wozu ein Jahrhundert erforderlich gewesen wäre.

Das Programm, womit der Kaiser seine Allein- und Selbstregierung eröffnete: „Ein Reich, das ich regiere, muß nach meinen Grundsätzen beherrscht, Vorurtheil, Fanatismus, Parteilichkeit, Sklaverei des Geistes unterdrückt und jeder meiner Unterthanen in den Genuß seiner angeborenen Freiheit gesetzt werden"

Digitized by Google

— dieſes Programm hat er treulich eingehalten und an der Verwirklichung deſſelben hat er ruhelos mit Herz und Hirn und Hand gearbeitet, ja dafür nicht nur ſein perſönliches Glück und Behagen, ſondern auch ſein Leben ſelbſt hinzugeben kein Bedenken getragen. Aber den Deſpoten, und wenn auch den „erleuchteten“ Deſpoten konnte weder Joſefs Programm — „mein Reich muß nach *meinen* Grundſätzen beherrſcht werden“ — noch deſſen Ausführung verleugnen. Einer der edelſten Dichter unſeres Jahrhunderts, Anaſtaſius Grün, hat am Fuße von des Kaiſers Erzbild geſungen:

„Ein Deſpot biſt du geweſen! Doch ein ſolcher wie der Tag,
Deſſen Sonne Nacht und Nebel neben ſich nicht dulden mag.
Ein Deſpot biſt du geweſen! Doch fürwahr ein ſolcher bloß
Wie der Lenz, der Schnee und Kälte treibt zur Flucht
erbarmungslos —“

und gewiß iſt das ebenſo wahr als ſchön geſagt. Allein mit ſchönklingenden Verſen treibt man nicht die weltgeſchichtliche Thatſache zur Flucht, daß der dem erleuchteten Deſpotismus anhaftende, ſogar in ſeinem beſten Wollen und Vollbringen anhaftende Fluch auch an Joſef ſich erfüllte. Dieſer Fluch aber war das Allesbeſſerwiſſenwollen, die dünkelhafte Mißachtung

Digitized by Google

des historisch Gewordenen und Gegebenen, das zudringliche Hineinregieren in alles und jedes, das abstrakte Generalisiren und Schablonisiren, die gewaltsame Gleichmacherei. Gewiß, es bedurfte, um Oestreich aus seiner so langen geistigen, materiellen und socialen Versumpfung herauszureißen und auf die Vorschrittsbahn zu stellen, einer eisernen Hand, ja, sagen wir es nur geradeheraus, einer eisernen Despotenhand. Aber diese Eisenhand hätte mit einem Sammethandschuh bekleidet sein sollen. Das war Josefs Hand nicht. Es hieße überhaupt Schönfärberei treiben, so man verschweigen wollte, daß Josef zur Zeit, wo er zur Alleinregierung kam, keineswegs mehr der naivjugendliche Schwärmer von früher mit ungetrübtem Seelenspiegel gewesen ist. Was er als Mitregent seiner Mutter hatte durchmachen, verbergen, verbeißen müssen, war ihm zu einer Schule der Verbitterung geworden. Mißtrauen und Argwohn hatten sich in ihm festgesetzt und verleiteten ihn häufig, das einzelnen Personen oder den Menschen im allgemeinen schuldzugeben, was nur die Schuld der Verhältnisse war. Daher seine oft so verletzend schneidende Sprache und sein maßloses Drauf- und Dreinfahren. Er wußte wohl zu handeln, aber er verstand nicht,

Digitized by Google

zu motiviren, vorzubereiten und annehmlich zu machen. Weil er ſelbſt zielbewußt war, wähnte er, alle Leute müßten die guten Ziele, denen er ſie entgegentreiben wollte, ebenſo deutlich erkennen wie er.

Und doch, trotz alledem und alledieſem, war Joſef für Oeſtreich der große Lichtbringer und Luftſchaffer. Mochten ſelbſt die beſten ſeiner Entwürfe an der Ueberſtürzung in der Aus- und Durchführung von vornherein theilweiſe ſcheitern, büßten auch die größten ſeiner Maßnahmen durch die Mangelhaftigkeit der Inſceneſetzung, ſowie durch die Beſchränktheit und das Uebelwollen der damit beauftragten Beamtenſchaft nicht ſelten gerade die wohlthätigſte Seite ihrer Wirkſamkeit ein, ſo bleibt doch ganz unbeſtreitbar wahr, daß, wie ich anderwärts geſagt und nachgewieſen*), des Kaiſers reformatoriſche Unternehmungen und Veranſtaltungen: — die Brechung des Geiſterzwanges mittels des „Cenſuredikts“ von 1781, die bürgerliche Gleichſtellung der Proteſtanten mit den Katholiken mittels des preiswürdigen „Toleranzedikts“ von 1781, die Aufhebung der bäuerlichen Leibeigenſchaft, die Ablösbarbeit der Robot, die Her-

*) Blücher; ſeine Zeit und ſein Leben, 2. Aufl. I, 57.

Digitized by Google

beiziehung aller Staatsangehörigen zur Mitträgerschaft der Staatslasten („Steueredikt" von 1789), die Reform der Civilgesetzgebung und der Strafrechtspflege („Civilgesetzbuch" von 1786 und „Kriminalgesetzbuch" von 1787), die Aufhebung von mehr als 700 Klöstern, die Förderung der Volksbildung durch Schuleinrichtungen, die Gründung und Ausstattung höherer Lehranstalten und humaner Heilstätten aller Art — zu den edelsten Kulturthaten nicht nur des 18. Jahrhunderts, sondern aller Jahrhunderte gezählt werden dürfen und müssen. Es ist durch diese Josefsthaten in den klafterdicken altösterreichischen Zwinger, aufgemauert aus Volksdummheit, Junkerselbstsucht und Pfaffenhochmuth, denn doch eine Bresche gelegt worden, so klaffend, daß sie nie wieder ganz vermauert werden konnte, wie sehr man sich auch nach Josefs Hingang die Wiedervermauerung angelegen sein ließ.

Man muß den vorjosefischen Geisterzwang in Oestreich kennen, man muß wissen, daß ein Zeitgenosse des Kaisers, Sonnenfels, zu der Frage und Anklage sich berechtigt fühlte: „War es ein Wunder, wenn es da so lange Nacht blieb, wo man aus Plan und Absicht den Tag ausschloß?" um zu verstehen,

Digitized by Google

daß und inwieweit Josefs Censuredikt von 1781 ein wahrhaft hochsinniger Akt der Befreiung gewesen ist. Es war für dazumal ein im besten Sinne freisinniges Gesetz, wie schon der Paragraph 3 desselben darthun kann*). Die schöpferische Wirkung zeigte sich alsbald. In Wissenschaft, Kunst und Literatur regte es sich denkend und schaffend. Ein Geisterfrühling brach an, wie solchen Oestreich zuvor noch nie gesehen, und es war nicht die Schuld des hochherzigen Befreiers, daß nach seinem Verschwinden die Blüthen dieses Frühlings, bevor sie zu Früchten reifen konnten, durch den eisigen Wirbelwind einer brutalen Rückwärtserei von den Zweigen gerissen wurden. Josefs Duldsamkeit erstreckte sich bekanntlich, wie auf die nichtkatholischen Christen, so auch auf die Juden und die Freimaurer. Sein Judenpatent von 1782 markirt eine sehr wichtige Station auf dem Wege zur Judenemancipation. Die Frei-

*) „Kritiken, wenn es nur keine Schmähschriften sind, sie mögen nun treffen, wen sie wollen, vom Landesfürsten bis zum Untersten, sollen, besonders wenn der Verfasser seinen Namen dazu drucken läßt und sich also für die Wahrheit der Sache dadurch als Bürgen darstellt, nicht verboten werden, da es jedem Wahrheitsliebenden eine Freude sein muß, wenn ihm solche auf diesem Wege zukommt."

Digitized by Google

maurerei sah Josef nur für eine gesellig gestaltete Auszweigung der aufklärerischen und humanitären Tendenzen des Jahrhunderts an, wobei er nicht anstand, das Ceremoniell der Brüderschaft als „Gaukelei" zu bezeichnen. Mittels Kabinettschreibens vom December 1785 stellte er die Freimaurer unter den Schutz des Staates.

Die Klösteraufhebungen haben das wildeste Bonzengegrunze gegen den Kaiser hervorgerufen, obzwar die aktenmäßig festgestellte Verrottung dieser Faulstätten die kaiserliche Maßregel vollständig rechtfertigte, ja nothwendig machte. Denn, wohlverstanden, Josef, welcher ja bis an sein Lebensende in allem Wesentlichen ein gläubiger Katholik war und blieb, unterschied scharf zwischen Klöstern und Klöstern. Kraft seiner Resolution vom 29. November 1781 verwarf er nur „diejenigen Orden, welche dem Nächsten ganz und gar unnütz sind und darum auch nicht gottgefällig sein können, also diejenigen Orden, welche keine Jugend erziehen, keine Schule halten, keine Kranken pflegen, sondern, sowohl männliche als weibliche, bloß vitam contemplativam führen", d. h., kurzweg deutsch gesagt, faulenzen, wobei noch zu bemerken, daß diese Faulenzerei natürlich nur auf

Digitized by Google

Kosten der gläubigen Dummheit des Volkes vegetiren konnte. Selbstverständlich hat das 19. Jahrhundert Kaiser Josefs „Sacrilegium" wieder vollauf „gutgemacht". Oesterreich ist ja heutzutage wieder so glücklich, sich ein Klösterreich nennen zu dürfen.

Der Grundgedanke von Josefs Reichsregiment war die Staatseinheit. Wollte er diese — und warum sollte er sie denn nicht wollen? — so konnte er sie nur auf der Basis deutscher Bildung und Sprache planen und anstreben. Allerdings war der Kulturgrad der Deutsch-Oestreicher von dazumal nur ein sehr mäßiger; aber wo war denn — so wir von den östreichischen Niederlanden und der Lombardei absehen — in den östreichischen Ländern zu jener Zeit, wo war in diesem Gemengsel von Bevölkerungen, welche man damals noch nicht „interessante" nannte, sondern nur als halb oder auch ganz barbarische kannte, überhaupt eine andere Kultur zu finden als die deutsche? Man hat nachmals den josefischen Staatseinheitsgedanken aufgegeben und hat an die Stelle einer folgerichtigen Weiterverwirklichung desselben „autonomistische" Experimente gesetzt. Es dürfte jedoch sehr fragwürdig sein, ob es dann, wann diese Experimente zu ihren Zielen gelangt sind, noch ein Oestreich geben werde.

Digitized by Google

Die große Verfehlung des Kaisers in Führung der auswärtigen Politik ist bereits berührt worden. Bei der ungeheuren Schwierigkeit des von ihm kühn unternommenen inneren Reformwerkes, welches ein viel längeres Leben als das seinige vollauf ausgefüllt haben würde, hätte er sich doppelt hüten sollen, in die Rolle eines Eroberers und Ländererwerbers sich hineinzuträumen. Er war kein Feldherr und er war kein Diplomat, was er doch beides im hohen, im höchsten Maße hätte sein müssen, um es mit denen aufnehmen zu können, mit welchen er es bei den Versuchen, seine Träume zu verwirklichen, zu thun hatte, mit Friedrich von Preußen und Katharina von Rußland. Vielleicht darf man, die Sachen nicht politisch, sondern menschlich angesehen, auch sagen, daß Josef zu gut gewesen sei, um mit jenem gekrönten Aufklärer höchster Potenz und mit dieser gekrönten Aufklärungsheuchlerin tiefster Abgefeimtheit wettlaufen zu können. Friedrich und Katharina behandelten die Menschen, wie diese es verdienten und behandelt sein wollten, d. h. sie verblendeten, verbrauchten und verachteten dieselben, und hatten darum Glück und Erfolg, wurden bestaunt und bewundert. Josef glaubte an die Menschen, liebte sie und behandelte sie so, als

Digitized by Google

wären ſie ſammt und ſonders ſo idealiſtiſch geſtimmt, ſo wohlmeinend, redlich, pflichttreu und aufopfernd wie er ſelber, und darum miſſlang ihm ſchließlich alles und wurde er verkannt, verketzert und gehaſſt. Eine Politik, die etwas ausrichten, etwas Dauerndes ſchaffen will, darf ſich niemals die Denkfaulheit des unteren und die Selbſtſucht des oberen Pöbels zugleich zu Feindinnen machen.

Joſef hielt die Menſchen und die Völker für viel beſſer, als ſie waren, ſind und ſein können. Sie gaben ihm ſchmerzlich zu fühlen, daß und wie ſehr er ſich getäuſcht. Der Abend ſeines Daſeins war voll von Bitterniſſen. Er mußte Abfall und Empörung ernten, wo er Völkerglück geſät zu haben glauben durfte. Er ſah ſich von Feindſeligkeit, Drohung und Aufruhr überall umbräut, ſah ſich gezwungen, die eigene Hand zerſtöreriſch an den von ihm unternommenen Reichsbau zu legen. Eine ſeiner Lieblingsſchöpfungen nach der andern mußte er ſtocken, zerbröckeln, zuſammenſtürzen ſehen. Sein Sterbebett ſtand inmitten der Trümmer ſeines Werkes. Aber bis zur letzten Stunde hat der gewiſſenhafte „Staatsverwalter“, wie er ſich ſelber zu nennen liebte, ſeine Schuldigkeit gethan: noch in der letzten Nacht

Digitized by Google

seines Lebens hat er bis um 10 Uhr mit seinen Sekretären Regierungsgeschäfte erledigt. Sieben Stunden später, im Frühmorgen des 20. Februars von 1790, ist der schwergeprüfte Mann gestorben. Unverstand, Niedertracht und Bosheit hatten die Nachricht von seiner tödtlichen Erkrankung mit unverhohlener Freude aufgenommen. Die ganze Rotte der Dunkelmänner jubelte auf, als es bekannt geworden, daß der Zustand des Kaisers hoffnungslos, und setzte die Spottverse in Umlauf: „Der Bauern Gott — Der Bürger Noth — Des Adels Spott — Liegt auf den Tod." Unverstand, Bosheit und Niedertracht verfolgten mit ihren Schmähungen und Verwünschungen den Kaiser-Befreier noch bis in seine Gruft bei den Kapuzinern hinein. Der bekannte Volksdank hat sich also auch bei dieser Gelegenheit in gewohnter Weise sehen und vernehmen lassen. Gerecht ist man dem unglücklichen Kaiser erst geworden, als er nichts mehr davon hatte, was ganz in der Ordnung, d. h. unserer bekannten „sittlichen Weltordnung" gemäß war.

Eine der letzten Aeußerungen Josefs ist gewesen: „Ich glaube meine Pflicht als Mensch und Regent erfüllt zu haben." Durfte er so sprechen? Welt-

Digitized by Google

richterin Geſchichte, welche nicht Erfolg und Nicht-erfolg, ſondern Verdienſt und Verſchuldung in gerechter Wage wägt, hat längſt dieſe Frage bejaht, von ganzer Seele bejaht.

Noch mehr. Es war nicht nur eine pietätvolle Handlung ſpäter Reue und Sühne, als die Wiener am 15. März von 1848 dem Kaiſer Joſef die deutſche Fahne in den Erzarm ſeines Standbildes legten, ſondern es war das auch eine Offenbarung von Zukunftsinſtinkt. Früher oder ſpäter wird man auf die joſefiſche Tradition zurückkommen und den joſefiſchen Gedanken der Reichseinheit wieder aufnehmen müſſen, wenn es noch ein Oeſtreich geben ſoll.

Welche Wege aber immer die Geſchicke ſuchen, finden und wandeln werden, dies iſt gewiß und bleibt beſtehen: Niemals wird Kaiſer Joſef vergeſſen ſein —

„So lange ſchlägt ein deutſches Herz".

Digitized by Google

Literatur.

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Rabelais.

Im Frühling von 1553 war François Rabelais von seiner Pfarre Meudon nach Paris hereingekommen, um seine Freunde zu besuchen, und an einem Apriltag, am 9., besuchte ihn seinerseits „Freund Hein", um den lustigen „Horashetzer", „Vigilienbürster" und „Messenabzäumer", welcher das Lachen für das eigenste Merkmal des Menschen erklärt hatte („Pour ce que rire est le propre de l'homme"), hinüberzurufen ins „große Vielleicht".

Der alte und standhafte Gönner und Beschützer des Satirikers, der Kardinal Du Bellay, schickte — so wird erzählt — einen Pagen zu dem Sterbenden, nach dessen Befinden zu fragen. „Melde Monsigneur," stöhnte der Vater Gargantua's, Pantagruels

Digitized by Google

und Panurgs, „daß ich im Begriffe sei, un grand Peut-Être aufzusuchen. Zieh' den Vorhang, die Posse ist aus."

Waren das wirklich des Mannes letzte Worte, so enthielten sie eine bündige und richtige Selbstcharakteristik. Die Weltanschauung des Pfarrers von Meudon war eine absolut skeptische gewesen. Der Zweifel war in seiner Hand zu einem kolossalen, ebenso genialisch als kühn gehandhabten Hohlspiegel geworden, in welchem er alle Thorheit und alle Lasterhaftigkeit seiner Zeit aufgefangen hatte.

Das war keine kleine Arbeit. Im Gegentheil, ein richtiges Gargantua-Geschäft. Die Menschen des Zeitalters der Renaissance und der Reformation waren eher alles andere als nüchtern und spröde. Je wüthender der Pfaffenzank um Dogmen und Kultformen, desto wilder die Lebenslust hüben und drüben. Der „Saufteufel" und das „spanische Feuer" grassirten um die Wette. So sehr, daß Rabelais annehmen durfte, mußte, sein Publikum wäre aus von jenem Besessenen und aus von diesem Gebrannten zusammengesetzt. „Beuveurs très-illustres, et vous Verolez très-precieux!" redet er am Eingang des Prologs zum ersten Buch seiner Romansatire seine

Digitized by Google

Leſer an — „car à vous, non à aultres sont dediez mes escripts“. Wer die Sitten-, will ſagen Unſittengeſchichte der zweiten Hälfte des 15. und der erſten des 16. Jahrhunderts kennt, wer vollends über die Anſchauungen und das Gebahren der franzöſiſchen Geſellſchaft unter Franz dem Erſten und Heinrich dem Zweiten unterrichtet iſt, der weiß, daß Rabelais ſchreiben mußte, wie er ſchrieb, ſo er ſeinem Genius gerecht werden wollte. Es war ein kraftſtrotzendes Geſchlecht, das von dazumal. Der Menſchheit, wenigſtens der europäiſchen oder, noch genauer geſprochen, der romaniſchen und der germaniſchen, war es zu enge geworden in ihrer mittelalterlichen Haut. Alswie das Morgenroth einer freieren, helleren Zukunft glühte die wiedererweckte Kunde von der klaſſiſchen Schönheitswelt die finſteren Mauern der gothiſchen Münſter an. Ein an den Brüſten der Antike großgeſäugter Heros, ſprang der Humanismus jugendlich übermüthig in die vermönchelte Geſellſchaft herein, mit der Keule der Entrüſtung wie mit der Pritſche des Spottes auf die Kutten losſchlagend, daß Staub und Stank in ganzen Wolken davonſtoben. Wie hoffnungstrunken die Menſchen beim Beginne der großen Häutungsprocedur waren, hat unſer theurer

Digitized by Google

Ritter Ulrich bezeugt, wenn er, aus dem bäuerischen Düster einer fränkischen Ritterburg in die Lichtwelt der Klassik herübergetreten, den Jubelruf erhob: „O Jahrhundert! Die Studien blühen! Die Geister erwachen! Es ist eine Lust, zu leben!“

Nun, sie trieben es auch wirklich lustig genug, die Herren Humanisten, um nicht zu sagen liederlich. Aber ihre Zukunftsblüthenträume gelangten nur in sehr bescheidenem Maße zur Reife. Der große Häutungsproceß ging keineswegs so glatt und so vollständig vonstatten, wie gehofft worden war. Große und dicke Stücke mittelalterlicher Haut blieben auf dem gesellschaftlichen Körper sitzen. Die Dummheit brummte auch jetzt, wie ja allzeit, den Grundbaß in der kolossalen Kakophonie, so man Weltgeschichte betitelt. Der Süden von Europa trug jedoch aus der großen Reformbewegung wenigstens einen entschiedenen Gewinnst davon, seine Renaissancekunst und Literatur, der Norden dagegen nur den etwas zweifelhaften des protestantischen Theologismus. Die besten Herzen, kühnsten Denker und selbstlosesten Idealisten gingen natürlich, der bekannten „sittlichen Weltordnung“ gemäß, in dem wüsten Trubel zu Grunde. So Hutten, Servet, Zwingli und als

Digitized by Google

Nachzügler Bruno. Die Realpolitiker und Opportunisten von damals zeichneten sich ihrerseits eine nicht allzuweit hinausgerückte Gränzlinie des Vorschreitens vor und setzten ihre ganze Kraft an die Behauptung derselben. So Luther, welcher auf der Basis des von ihm erfundenen Dogma's vom beschränkten Unterthanenverstand sein Kompromiß mit der fürstlichen und der städtischen Aristokratie schloß, um das Lutherthum zu begründen und zu befestigen. Es gab aber zu damaliger Zeit noch eine dritte Klasse von denkenden und wissenden Männern, welche weder unter die idealistischen Märtyrer noch unter die realistischen Macher gingen, sondern vielmehr, Idee und Wirklichkeit mit gleichskeptischem Blicke betrachtend und werthend, auf den Schwingen des Humors sich erhoben, um aus der Vogelperspektive herab das ganze Gewimmel und Gewusel da drunten mit schallendem Gelächter zu überschütten.

Der bedeutendste dieser Lacher war Rabelais.

Er hatte die Tragikomödie des Daseins vollauf mitgelitten und mitgenossen, hatte unter dem Volk, unter Gelehrten, unter großen Herren und Damen gelebt. Er war Mönch gewesen, erst Franciskaner, dann Benediktiner, hatte als Doktor docirt, als Arzt

Digitized by Google

kurirt oder auch nichtkurirt. Einer der größten Gelehrten seiner Zeit, war er wie kein zweiter vom Bewußtsein der Eitelkeit alles menschlichen Wissens erfüllt. Er hatte prälatische, fürstliche, königliche, päpstliche Höfe gründlich kennen gelernt. Er war, wie in Paris, so auch in Rom daheim. Er verstand die Sprache der Hierarchie, der Chevalerie, der Diplomatie und der Pedanterie so gut wie die der Bürger, der Bauern, der Fuhrleute, der Schiffersknechte, der Bettler, Vagabunden, Gaukler und Strolche. Die Höhen wie die Tiefen der Gesellschaft lagen in gleicher Blöße vor seinen Augen. Er wußte, daß die Menschen nicht belehrt und bekehrt, sondern belogen und belustigt sein wollten. Frühzeitig war er zu der Erkenntniß gekommen, daß es ebenso schmerzlich als erfolglos wäre, an der ehernen Mauer der menschlichen Dummheit und Niedertracht sich den Schädel einzurennen, und er hatte es daher vorgezogen, diese Mauer zu behandeln, wie sein riesiger Held Gargantua im 17. Kapitel die zudringlich mauläffischen Pariser behandelt hat. Auf die Hierarchie im Großen und Ganzen und auf die Klerisei im Besonderen und Besondersten Ströme von Spott ausgießend, war der große Skeptiker um das Dogma

Digitized by Google

respektvoll herumgegangen. Die von angesengtem Menschenfleisch duftenden Scheiterhaufen hatten schlechterdings nichts Verlockendes für einen Autor, welcher dem Axiom huldigte: „Mieulx est de ris que de larmes escrire“. Er wußte ganz genau, daß man, so man der Schützling eines Kardinals sein und bleiben wollte, wohl die Träger der Monstranz verhöhnen dürfte, aber niemals die Monstranz selbst. Aus der Mönchskutte in die Soutane des Weltgeistlichen hinübergeschlüpft, hat er seine letzten Jahre als pflichttreuer und beliebter Dorfpfarrer verbracht, nachdem er lange zuvor zu der Einsicht gelangt war, daß es viel gescheider, die menschliche Tragikomödie zu belachen, als sie zu beweinen.

Diese Einsicht und Ueberzeugung hat ihn inspirirt und hat ihm die Feder geführt. Es war in ihm nicht die düstere Menschenverachtung, welche aus den ätzenden Satiren seines älteren Zeitgenossen Machiavelli („La Mandragola“ — „Il Principe“) sardonisch herauslacht. Es war in ihm noch weniger die Großheit der Anschauung seines jüngeren Zeitgenossen Cervantes, welcher seinen Don Quijote auf einer Grundidee aufbaute, der an Tiefsinn nur der Grundgedanke des äschyleischen Prometheus und

Digitized by Google

des göthe'schen Faust gleichkommt. Allerdings wollte Rabelais nicht ausschließlich nur lachen und lachen machen. Es fehlt bei ihm nicht an ernsten Anwandelungen und Anläufen. Mitunter blüht aus dem wilden Gestrüppe seiner kolossalen Späße der reformistische Drang seiner Zeit mächtig und schön hervor. So namentlich in den prächtigen Kapiteln von der Abtei Thelema und dem Leben der Thelemiten. Aber die Skepsis beansprucht sofort wieder ihr Recht und wischt die optimistischen Zukunftsträume wie Spinnengewebe hinweg. Wenn am Schlusse der Geschichte des Gargantua eine räthselhafte Weissagung vorgetragen wird und der König auf Befragen vonseiten des Frère Jean meint, diese Prophezeiung deute „auf den Kampf und Sieg der göttlichen Wahrheit (le decours et maintien de verité divine)", so antwortet der Mönch frischweg: „Donnez-y allegories et intelligences tant graves que vouldrez, et y ravassez, vous et tout le monde ainsi que vouldrez. De ma part, je n'y pense aultre sens enclos, qu'une description du jeu de paulme soulz obscures paroles". Es zucken also beim Rabelais wohl reformistische oder, wenn man will, sogar revolutionäre Blitze auf, aber sie schlagen nicht

Digitized by Google

ein. Denn er trägt Sorge, daß sie im Handumdrehen in prasselnde Raketenbündel des Witzes sich verflüchtigen, und wenn er warnende und strafende Donner losläßt, so schwächt er dieselben alsbald zu harmlos knatternden Gelächtersalven ab.

Die Höllenfeuerfunken einer Satirik à la Juvenal oder à la Swift zu verspritzen, war der Pfarrer von Meudon zu gutmüthig und zu klug. Er erinnerte sich sein Lebenlang sehr deutlich, daß er als junger Mönch im Franciskanerkloster Fontenay le Comte seinem eigenen Geständniß und Berichte zufolge, so um das Jahr 1512 herum, wegen „friponneries d'importance" vom Kapitel zum „in pace", d. h. zu ewigem Klostergefängniß verdonnert worden und nur mit knappster Noth durch die Dazwischenkunft vornehmer Gönner diesem Schreckniß entgangen war. Eine solche Erinnerung war wohl geeignet, selbst der unbändigen Phantasie eines Rabelais mitunter einen Kappzaum anzulegen. Die Mönche freilich, wie die gelehrten Pedanten aller Sorten, die humbugsirenden Aerzte, die kauderwelschenden Juristen, geißelte er bis aufs Blut; aber er wußte es so einzurichten, daß die Schwielen und Blutstriemen, welche seine

Digitized by Google

Geißel hervorlockte, für den großen Haufen gar nicht sichtbar wurden, sondern nur für Leute, welche auf der Höhe der Zeitbildung standen und von denen er also voraussetzen durfte, daß sie sich waidlich daran ergötzen und dem Geißelschwinger vorkommenden Falles ihren Dank mittels schutzkräftiger Gönnerschaft bezeigen würden. Diese Rechnung hat sich als vollständig richtig erwiesen. Auf das „Volk" hatte es der große Satiriker gar nicht abgesehen, und das Volk wußte und weiß auch heute noch nichts von ihm, selbst in seinem Vaterlande nicht. Zwar seine Werthung war in Frankreich stets eine große und seine Wirksamkeit eine ebenso dauernde als bedeutende, aber doch immer nur innerhalb eines verhältnißmäßig kleinen Kreises. Welche Anregungen Molière, Voltaire, Beaumarchais und später noch Balzac beim Rabelais holten, ist bekannt. Man kann ihn auch ohne Zwang geradezu als einen Vorläufer von Voltaire bezeichnen. Als Menschen wie als Schriftsteller weisen die Beiden manche gemeinsame Charakterzüge auf, die Zeitunterschiede natürlich in Abrechnung gebracht. Für Beide war der Spott das Lebenselement, und wie der große Spötter des 16. Jahrhunderts, so sorgte auch der große Spötter des 18.

Digitized by Google

klüglich für ausreichende Deckung gegen die unliebsamen Folgen seiner satirischen Thaten.

Für die französische Literatur hat Rabelais in sprachlicher wie in poetischer Hinsicht eine Bedeutung, welche er außerhalb Frankreichs auch nur annähernd nie gewinnen konnte und nie gewinnen kann. Für Nichtfranzosen wird der Genuß seines Werkes durch den daran haftenden starken Bodengeschmack specifischen Franzosenthums nicht wenig erschwert und beeinträchtigt. Bei uns in Deutschland ist er für das große Publikum noch heute nur ein großer Unbekannter, obzwar unser ihm congenialer Johann Fischart, sein jüngerer Zeitgenosse, den „Gargantua" schon frühzeitig in Deutschland einzubürgern versuchte, mittels einer Verdeutschung — („Affentheuerliche Naupengeheuerliche Geschichtklitterung", 1582) — welche man füglich eine Zerdeutschung nennen könnte. Denn Fischart knetete den Franzosen geradeweg zum Deutschen um. Zweihundert und fünfzig Jahre später unternahm es Gottlob Regis, uns einen vollständigen deutschen Rabelais zu geben, und führte dieses höchst mühsälige Unternehmen mit ebenso großer Sachkenntniß als Energie zum Ziele („Meister Franz Rabelais', der Arzenei Doktoren, Gargantua und

Digitized by Google

Pantagruel", 1832—41). Regis hat sich keine Mühe verdrießen lassen, das alterthümliche Französisch seines Originals deutsch nachzusprechen. Auch hat er zur Erklärung seines Textes ein sehr umfangreiches gelehrtes Material herbeigeschafft. Allein die drei schweren Bände seines Rabelais vermochten wohl die Thüren von Büchereien und Gelehrtenstuben aufzustoßen, flößten jedoch dem größeren Publikum nur einen fortlaufenden Respekt ein. Heute sind sie blos noch antiquarisch aufzutreiben. Daher war es ein guter Griff des Bibliographischen Instituts in Leipzig, in seine höchst verdienstvolle „Bibliothek ausländischer Klassiker in deutscher Uebertragung" eine neue Verdeutschung des Rabelais einzureihen, welche unter dem Titel „Rabelais' Gargantua und Pantagruel", aus dem Französischen von F. A. Gelbcke, (1880), in zwei mäßig starken, sehr hübsch-gedruckten und handlichen Kleinoktavbänden erschienen und ganz dazu angethan ist, endlich auch weitere Kreise diesseits der Vogesen mit dem alten Satiriker bekanntzumachen. Der Uebersetzer hat seinem Autor augenscheinlich ein langes und ernstes Studium gewidmet. Die seiner Arbeit vorangestellte „Einleitung", die Verdeutschung selbst, sowie die am

Digitized by Google

Schluſſe des zweiten Bandes angefügten „Allegoriſch-hiſtoriſchen Deutungen", bezeugen das gleichermaßen. Faſt wäre man, ſo der Chauvinismus einem Deutſchen gutſtände, verſucht, zu ſagen: So etwas kann doch nur ein Deutſcher! Jedenfalls darf Gelbcke der Ueberzeugung leben, die zum Ruhme unſerer Univerſalität zahlreichen deutſchen Ueberſetzungskunſtwerke um eins vermehrt zu haben, obzwar die mikroſkopiſche Unterſuchung einer Leiſtung dieſer Art den einen oder den andern, einen dritten oder vierten Irrthum oder Mißgriff an derſelben entdecken wird. Nur die Bekanntſchaft mit dem Original macht die Schwierigkeit einer Verdeutſchung deſſelben ganz klar. Kein Kenner des Urtextes aber wird anſtehen, anzuerkennen, daß der Ueberſetzer dieſe Schwierigkeit im Ganzen wie im Einzelnen tapfer und ſiegreich überwunden habe. Fraglos that er, im Hinblick auf das große Publikum, ſehr gut daran, das rabelais'ſche Franzöſiſch des 16. Jahrhunderts nicht deutſch nachzukünſteln. Wie ermüdend, ja verleidend ſolche Nachkünſtelung auf Leſer von heute wirke, wirken müſſe, hat der Rabelais von Regis ſattſam erfahren. Gelbcke übertrug den genialen Franzoſen ſinn- und wortgetreu, geradezu pietätvoll, ohne alle Rückſicht auf Prüderie

Digitized by Google

und Hypokrisie, aber in fließendes neuzeitliches Deutsch, und so hat er den Rabelais uns wirklich „angeeignet“*). Mögen sich nur recht viele deutsche

*) Ich versäume nicht die Gelegenheit, auf eine andere, sehr willkommene „Aneignung“ aufmerksam zu machen, auf die „Griechischen und Römischen Lyriker“, übersetzt von Jakob Mähly, in zwei Bändchen ebenfalls in der Klassikersammlung des Bibliographischen Instituts erschienen (1880). Diese Verdeutschungen sind schön ausgereifte Früchte vieljähriger, mit sinnigem Sinn, kundigem Geist und liebevoller Hand gethanen Arbeit. Wenn es schon bewundernswerth, daß der Verdeutscher in unserer bleiern realistischen Zeit viele Jahre hindurch die idealistische Stimmung sich zu bewahren vermochte, durch welche das Gelingen eines so kühnen und schwierigen Unternehmens bedingt wird, so steigert sich unsere Bewunderung, wenn wir bemerken, mit welcher Pietät, ja wir möchten sagen mit welcher Anmuth er in die sehr verschiedenen Stimmungen sich hineinzufühlen vermochte, denen seine Griechen und Römer Ausdruck gegeben und denen auch er in deutschen Lauten Ausdruck zu geben hatte. Mit dieser Fähigkeit, seine Originale nachzuempfinden, verband er jenes feine Formgefühl, welches nicht angelehrt und angelernt werden kann, sondern angeboren sein muß. Dieses Formgefühl verleiht der Beherrschung des Stoffes und der Sprache erst die rechte Weihe und befähigt den Dolmetsch fremder Dichter, ein wirklicher und wahrhafter Nachdichter zu sein. Als ein solcher erweis't sich Mähly fast durchweg. Der Kundige wird eine große Freude haben an der meisterlichen Kunst, womit der Uebersetzer nicht nur den Sinn und Geist, nicht nur die äußeren Formen, die Rhythmen, Versmaße und Strophen, sondern auch die elementare Eigenart, den dichterischen Blutumlauf, die nationale Klangfarbe,

Digitized by Google

Hypochonder an dem prächtigen alten Kerl — („Kerl" in jenem Sinne gemeint, in welchem Göthe ſich ſelbſt und Schiller mitſammen „ſo ein paar Kerle" nannte) — geſund lachen! Sie werden es können, ſo ſie ein bekanntes göthe'ſches Wort (mit kleiner Variante) berückſichtigen und beherzigen wollen: —

„Wer den Dichter will verſtehen,
Muß in Dichters Zeiten gehen."

Ja, im Zuſammenhange mit ſeiner Zeit muß man den Rabelais leſen und beurtheilen. Einer jener wenigen, ſehr wenigen Fixſterne der Poeſie, welche mit ſtätigem Glanz und Feuer über alle Zeiten hinleuchten, iſt er nicht. Er war ein Mann von urwüchſigem Talent, aber kein Mann von Genie. Er hat wohl der Satirik eine neue Bahn gewieſen, indem er dieſelbe vom beſchränkt-nationalen Boden

---

ja den beſonderen Lokalton der großen Lyriker von Hellas und Rom nachzudichten vermochte. Welche Fülle von Schönheit blüht uns aus Blättern dieſer zwei ſchmalen Bände entgegen! Welcher Zauber des Reinmenſchlichen erregt uns das Herz bei dieſer Wiederleſung altvertrauter Lieblinge! Jeder, welcher in unſeren Tagen, d. h. in einer Epoche des platteſten Banauſenthums, die Empfänglichkeit für das „was ſterblich nicht im Menſchen", ſich noch bewahrt hat, wird unſerem Dolmetſch dankbar ſein für ſeine Gabe.

Digitized by Google

auf die Stufe des Allgemein-Menſchlichen hob; aber eine neue Erzader im Bergwerke der Kultur- und Literaturgeſchichte hat er nicht aufgethan. Gelehrte Tiftler haben bekanntlich viel Zeit und Mühe darauf verwendet, herauszuſpüren und nachzuweiſen, auf welche ſeiner vorragenden Zeitgenoſſen und Landsleute der große Satiriker ſeine Eulenſpiegeleien gemünzt hätte, und ſie haben glücklich herausgebracht, daß Rabelais mit ſeinem Grandgouſier eigentlich Ludwig den Zwölften, mit ſeiner Gargamella die Anna von Bretagne, mit ſeinem Gargantua Franz den Erſten, mit ſeiner Badebec die Königin Claude von Frankreich, mit ſeinem Pantagruel Heinrich den Zweiten, mit ſeinem Panurg den Kardinal von Lothringen, mit ſeinem Frère Jean den Kardinal Du Bellay gemeint habe. Nun iſt es ja natürlich, daß die Satire jeder Zeit zuvörderſt nach den Spitzen der Geſellſchaft zielt, und ſo mögen ſicherlich die höfiſchen Verhältniſſe und Perſönlichkeiten ſeines Landes dem Pfarrer von Meudon manche ſatiriſche Anregung gegeben haben. Aber hiſtoriſche Deuteleien und allegoriſche Spiegelfechtereien zur Hauptſache im Rabelais machen wollen, heißt nur als ein würdiger Wahlverwandter des Meiſters Janotus de Bragmardo

Digitized by Google

ſich aufſpielen, jenes Urbildes eines Pedanten, welcher, „tondu à la Cesarine, vestu de son liripion à l'antique“, im achtzehnten Kapitel des Gargantua als Abgeſandter der pariſer Univerſität zu dem jungen Rieſen geht, um im neunzehnten ſeine berühmte hochergötzliche Glockenrede zu halten. Für den äſthetiſchen Genuß unſeres Satirikers iſt es völlig gleichgiltig, ob er ſeine Rieſen und Rieſinnen als ins Ungeheuerliche vergrößerte Abbilder franzöſiſcher Könige und Königinnen, ſowie gleichzeitiger Hofherren und Hofdamen, Poeten, Prälaten, Profeſſoren u. ſ. w. angelegt und ausgeführt habe oder nicht.

Wenn ich ſagte, im Zuſammenhange mit ſeiner Zeit müſſe man den Rabelais leſen und beurtheilen, meinte ich etwas anderes. Nämlich ſeine Sprache und Ausdrucksweiſe, welche der Art, daß er ſelbſtverſtändlich für Flegeljährige und für Backfiſche gar nicht da iſt. Auch wohl für Frauen überhaupt nicht, ausgenommen ſolche, welche etwa im Stande ſind, Luthers Streitſchriften und „Tiſchgeſpräche“ zu leſen und zu vertragen. Dazu gehört aber bekanntlich ein ſehr wetterfeſt gepichter Magen. Im 16. Jahrhundert war der eigentliche Schutzpatron der Literatur kein anderer als der heilige Grobianus, welchen gerade

Digitized by Google

auch Luther alltäglich anrief. Die Menschen von damals hegten und bethätigten die Ueberzeugung „Naturalia non sunt turpia“ im weitestgehenden Sinne. Beim Rabelais kommt noch hinzu, daß er zumeist von Riesen und Riesinnen handelt und demnach die „naturalia“ bei ihm riesige Dimensionen annehmen. Beim Shakspeare heißt es mal von einem: „Er weint Mühlsteine“; vom Rabelais kann es mitunter heißen: Er lacht Käslaibe, so groß wie Wagenräder und von nichts weniger als rosenöligem Geruch. So z. B. in dem, unbefangen humoristisch angesehen, zwar unsauberen, aber überaus lustigen 13. Kapitel vom Gargantua. Der Pfarrer von Meudon nahm fürwahr kein Feigenblatt vor den Mund, noch anderswohin. Er nennt die Dinge sammt und sonders frischweg mit ihren echten und rechten Namen. Er ist so ehrlich, aufrichtig und natürlich, daß ich es begreiflich fände, wenn die guten Deutschen und besseren Deutschinnen unserer Tage sich ob ihm entsetzten, — dieselben guten Deutschen und besseren Deutschinnen, welche die schamlosesten französischen Hetärendramen mit Entzücken auf deutschen Bühnen willkommen heißen; dieselben guten Deutschen und besseren Deutschinnen,

Digitized by Google

welche mit brutalſtem Kynismus geſchriebene franzöſiſche Unflatbücher — von Zola's „Nana“ ſind in Deutſchland nicht viel weniger Exemplare verkauft worden als in Frankreich — mit Begierde verſchlingen. Hundert Rabelaiſe würden wahrlich nicht ausreichen, die ſchandbare Tartufferie, welche heutzutage in allem und jedem den Grundton der Geſellſchaft angibt, nach Gebühr zu züchtigen. Verglichen mit der bodenloſen Verderbtheit der neueſten auch in Deutſchland ſo bevorzugten franzöſiſchen Literatur iſt Rabelais ein unſchuldiges Kind. Er iſt geradeheraus, ungeſchminkt und ungeſchlacht, ja wohl, aber niemals iſt er lüſtern und ſchlüpfrig. Ich ſtelle den Satz auf und bin bereit, ſelbigen gegen jedermänniglich zu verfechten: — Im ganzen Rabelais ſteckt nicht ſoviel Gift, lange nicht ſoviel Gift, wie in jeder Nummer von einem jener infamen Lupanar-Journale, welche täglich auf den Boulevards von Paris ausgeboten und maſſenhaft verkauft werden — ad majorem Franciae gloriam.

Die Romanſatire „La vie inestimable du grand Gargantua“ (1535) und „Pantagruel roy des Dipsodes“ (1533) — die Fortſetzung erſchien zwei Jahre vor dem Anfang — iſt kein planmäßig

Digitized by Google

entworfenes und ſyſtematiſch ausgeführtes Kunſtwerk. Sie hat auch keinen wirklichen Abſchluß, ſondern iſt, als Ganzes genommen, nur ein Koloß-Torſo. Die Form oder, wenn man will, die Formloſigkeit des Werkes läßt ganz deutlich erkennen, daß der Verfaſſer nicht nach einem regelrechten Plane, ſondern nur nach Luſt und Laune ſchrieb. Schon in den beiden erſten Büchern, welche ſich mit den Geſchicken und Erfahrungen des einer Rieſendynaſtie entſtammten Gargantua und ſeines Sohnes Pantagruel beſchäftigen, verliert ſich die Handlung häufig ganz ins Epiſodiſche. Vom dritten Buch an iſt der nominelle Held, der König Pantagruel, nur noch der Zuhörer und Zuſchauer von dem, was der Erzſchelm Panurg und der Mönch Jean reden und thun. In der Darſtellung der Reden, Thaten und Schickſale dieſer Beiden erhebt ſich die rabelais'ſche Satirik zur Glanzhöhe ihrer Macht und Gewalt. Die Schöpfung der genannten beiden Geſtalten iſt weitaus das Genialſte, was dem großen Satiriker gelungen. Panurg iſt der ſiebenfach deſtillirte, völlig ſtrupelloſe Realpolitiker und Opportuniſt, Bruder Hanns der unverdorbene, derbe Kraftmenſch, welcher an den Mönch Iſan im „Roſengarten" unſeres mittel-

Digitized by Google

alterlichen Heldenbuches erinnert, aber durch deſſen Naturwüchſigkeit doch eine ſtarkpulſirende Ader von Idealismus läuft und der allen theologiſchen und juriſtiſchen Dunſt und Quark mit dem kräftigen Athemaushauch des geſunden Menſchenverſtandes zerbläſ't und wegfegt. Wahre Kabinettſtücke burleſker und groteſker Spottdichtung ſind in dieſem dritten Buche die Heiratsverſuche oder vielmehr nur Heiratsgedanken des Panurg und ſodann die Gerichtsſcenen, in welchen der Richter Reitgans (Bridoye), „lequel sentencioit les procès au sort des dez“, die Hauptrolle ſpielt. Das 4. und 5. Buch bringt die phantaſtiſche Schilderung der Seefahrt Pantagruels und ſeiner Gefährten zum Orakel der göttlichen Flaſche, d. h. zur Aufſuchung der Wahrheit. Denn wir haben hier eine in rieſigen Verhältniſſen entworfene und vollendete Allegorie vor uns, aus deren Rahmen aber eine reiche Reihenfolge ſatiriſcher Zeitgemälde draſtiſch-lebenswahr hervorſpringt. Allen Arten von Thoren und Sündern wird darin fürchterlich mitgeſpielt. Aber ſein Kühnſtes leiſtete Rabelais in den Kapiteln vom Leben und Treiben auf der Inſel Bimbam (Isle sonnante). Da wird die geſammte Hierarchie, vom letzten Mönche bis hinauf zum Papſte, durch

Digitized by Google

eine so scharfe Hohnhechel gezogen, daß Haut und Haare davonfliegen. Zum Schlusse schlägt der Verfasser einen richtigen humoristischen Purzelbaum. Denn, nachdem unsere Wahrheitsucher endlich glücklich an ihr Reiseziel gelangt sind und die Priesterin Bacbuc mit großer Feierlichkeit den Panurg dem Orakel vorgestellt hat, „da drang aus der Göttlichen Flasche ein Geräusch, wie wenn Bienen aus dem Leib eines jungen erschlagenen Stieres hervorschwärmen, oder wie eine Armbrust, die man mit einem Widerrist abspannt, oder wie ein heftiger Regen, der plötzlich vom Himmel herunterdrischt. Dann vernahm man das Wort: Trink!" Der Weisheit letzter Schluß wäre also dem Rabelais zufolge: „Im Wein ist Wahrheit." Denn „de vin on devient divin" oder, wie Gelbcke übersetzt:

„Was der Traub' entquoll,
Gottes voll
Machen soll".

Man sieht, die menschliche Tragikomödie lös't sich beim Rabelais schließlich in absolute Heiterkeit auf, wie ja das auch in den Stücken seines Zwillingsbruders im Geiste, des Aristophanes, der Fall ist. Neben dem großen attischen Komöden wird der große

Digitized by Google

franzöſiſche Satiriker ſtets ſeinen Platz in der Weltliteratur behaupten. Die Gegenwart iſt zu ſchwächlich und ungeſund, um einen Rabelais hervorzubringen und zu ertragen. Hoffentlich erſteht in der Zukunft wieder einer. Ja, ich will wünſchen, daß, wenn dereinſt auf der ſterbenden Erde der letzte Akt beſagter Tragikomödie zu Ende gehen und des engliſchen Dichters vorahnende Viſion:

„The Sun's eye had a sickly glare,
The Earth with age was wan,
The skeletons of nations were
Around that lonely man" —

zur Wirklichkeit geworden ſein wird, dieſer „lonely and last man" zugleich der letzte Humoriſt und noch Rabelais genug ſein möge, um gute Miene zum böſen Spiele zu machen und mit Lachen zu ſich ſelber zu ſagen: „Tire le rideau, la farce est jouée".

Digitized by Google

II.

Hermann Kurz*).

„Der Himmel lacht und heit're Lüfte ſpielen“ . . .

Auf den kräftigen Schwingen ſeiner Silcher'ſchen Melodie rauſchte das Lied durch den vom Tabaksqualm erfüllten Saal, wo ich — es iſt lange, fürchterlich lange, volle 43 Jahre her — als Fuchs meinen erſten Kommers mitmachte.

Text wie Weiſe ergriff mich gleichermaßen.

„Von wem?“ fragte ich meinen Nachbar.

„Der Hermann Kurz hat es gedichtet, der Silcher in Muſik geſetzt.“

„Wer iſt der Kurz?“

*) Geſammelte Werke von Hermann Kurz. Mit einer Biographie des Dichters herausgegeben von Paul Heyſe. 10 Bde. Stuttgart, A. Kröner, 1874.

Digitized by Google

„Ein Stiftler.“

„Ein Stiftler?“

„Ja wohl, aber ein hinausgeſchmiſſener.“

Das klang ganz eigen. Ungefähr ſo, als hätte der Sprecher ſagen wollen: „Ein famoſer Kerl!“ Vielleicht war auch eine Miſchung von Eigenliebe dabei; denn mein liebenswürdiger Nachbar war ſelber ein „hinausgeſchmiſſener“, d. h. ein weiland Inſaſſe des berühmten Tübinger „Stiftes“, welchem er, rebus theologicis haud bene gestis und nachdem es ihm gelungen, die faſt unergründliche Langmuth des „Ephorus“ Jäger, genannt Sabel, zu ergründen, zwar unfreiwillig, aber doch mit Freuden Valet geſagt hatte, um ſich der Juriſterei zu befleißigen, wenn auch nicht gerade leidenſchaftlich.

Der mir zu- oder auch abgeneigte Leſer wolle gefälligſt beachten, daß vorſtehendes Präludium vor 43 Jahren geſpielt hat. Wie es heutzutage mit dem Stift und mit den Stiftlern beſtellt ſein mag, iſt mir, der ich ſeit dem großen Exodus von 1849 mein ſchwäbiſches Heimatland, welches man bekanntlich auf Diſtanz am innigſten liebt, nicht mehr betreten habe, gänzlich unbekannt, und darum verwahr' ich mich förmlich dagegen, daß man aus den

Digitized by Google

Prämissen der Vergangenheit etwa unliebsame Schlußfolgerungen für die Gegenwart ziehe. Anno dazumal freilich, d. h. in meiner Fuchsenzeit, galt es für ausgemacht, daß der „Stiftler" von echtem Schrot und Korn eine absonderliche Species vom Genus Homo darstellte. Das Verhältnis des Stiftlers zum Deutschen und Schwaben ließe sich etwa so bestimmen, daß man sagte: Wenn der Deutsche gleich wäre einem Viereck, so wäre der Schwabe gleich einem Sechseck, der Stiftler aber gleich einem Achteck. Im Grunde genommen, flößte der richtige Stiftler Respect ein, nämlich mittels der durchschnittlichen Tüchtigkeit seiner Bildung. Schade, daß dieser Bildung ein fataler Beigeruch anhaftete, das berühmte „Stiftsg'schmäckle", nur für Schwaben spürbar, aber keineswegs von allen Schwaben gern gespürt. Unter den Stoffen, aus welchen dasselbe zusammengesetzt war, nahmen die Ausschließlichkeit und Selbstgefälligkeit, die man den Stiftsbewohnern im allgemeinen schuldgab, vortretende Stellen ein. Das Ab- und Eingeschlossensein, welches die Stiftsordnung vorschrieb, verleitete die Herren Stiftler häufig dazu, sich für etwas ganz Besonderes zu halten. Es hatte sich demzufolge im Laufe der Zeit ein hochgradiges

Digitized by Google

Stiftsbewußtsein entwickelt, welches sich mehr und mehr versteifte im Hinblick auf die lange Reihe von ausgezeichneten Männern, welche innerhalb des Stiftes ihre Universitätsstudien gemacht. Eine Anstalt, aus welcher Hölderlin, Schelling, Hegel, Pahl, Schwab, Stälin, Baur, Strauß, Zeller, Schwegler, Vischer, Waiblinger, Mörike, Hauff, Pfizer, Zimmermann, Seeger, Kurz u. s. w. in die Welt, will sagen in die Wissenschaft und in die Literatur ausgegangen, war sicherlich berechtigt, ihren Stolz zu haben. Dieses wohlberechtigte Stiftsbewußtsein kam nun aber, wie die Menschen einmal sind, in den Stiftlern nicht eben liebenswürdig zur Erscheinung. Nämlich in Gestalt einer Großmannssucht und Ueberhebung, welche freilich in den Augen Wissender und Unbefangener weit mehr Belustigendes als Verletzendes hatten. War es doch erheiternd anzusehen, wie so ein Musterstiftler, eingemauert in sein potenzirtes Schwabenthum, in sein bloßes Bücherwissen, in seinen rührenden Mangel an Welt- und Menschenkenntniß, zu einem Selbstbewußtsein oder, schwäbisch zu reden, zu einem „Krattel" sich verstieg, welcher ihn selber glauben ließ und andere glauben machen wollte, er hätte den Schelling oder Hegel oder Hölderlin oder

Digitized by Google

sonst eine oder gar mehrere der Berühmtheiten früherer „Promotionen“ im Leibe. Wirklich bedeutende Stiftler haben sich oft genug über diesen „Stiftlerkrattel“ lustig gemacht, aber scharfnasige Leute wollten behaupten, daß auch die bedeutenden, bedeutenderen und bedeutendsten Stiftler das erwähnte „G'schmäckle“ ihr Lebenlang nie losgeworden wären.

Wer es ganz gewiß nie loswurde, war der Hermann Kurz, zur Zeit seines Stiftlerdaseins von seinem Mitbewohner der Stube „Eisleben“ im Stift „Das blaue Genie“, später in unserem stuttgarter Freundekreis kurzweg „Der Blaue“ genannt. Der Ursprung dieses Kriegs- oder Biernamens ist etwas mythisch. Von Einem, der zugleich mit Kurz die Stube Eisleben „behorstete“, erfuhr ich, daß der Dichter dazumal leidenschaftlich Spaniol geschnupft, dabei blauer Schnupftücher sich bedient habe und in Folge dessen häufig mit angeblauter Nase herumgegangen sei. Da nun der Inhaber dieser Blaunase seinen Kommilitonen für ein Genie gegolten, so hätten sie ihn das blaue Genie genannt. Kurz ließ sich das gefallen, nur latinisirte er es, indem er sich zu seinem Privatgebrauche Cäruleus — der Blaue — nannte. Unter diesem

Digitized by Google

Namen hat er sich in seine allerliebste Novellenskizze „Das Wirthshaus gegenüber" humoristisch eingeführt.

Sechs Jahre nach jenem Tage, wo ich Hermann Kurz zum erstenmal hatte nennen hören, wurde ich in Stuttgart mit ihm persönlich bekannt und befreundet. Die Bekanntschaft wurde gemacht im Hause der Frau von Suckow (Emma von Niendorf), jener liebenswürdigen und anspruchslosen Schriftstellerin, welche ihr Empfangzimmer mit feinstem Takte zu einem neutralen Boden zu machen verstand, auf welchem Menschen der verschiedensten Anschauungen und Richtungen zwanglos einander begegnen konnten. Die Freundschaft wurde gestiftet und befestigt beim „Burger Frank" und beim „Bürger Ochsenjergle", also in einem Bierkneiplein und in einer Weinstube, welche Oertlichkeiten in der Zeit von 1843—49 allen von der damals jüngeren schwäbischen Generation, die sich zum Liberalismus, Demokratismus, Republikanismus bekannten, vertraut waren und uns wenigen heute noch Lebenden jenes Kreises unvergesslich sind. Denn ach! es gilt, zu klagen:

„Ich habe gekannt manch schönes Kind
Und manchen guten Gesellen!
Wo sind sie hin? Es pfeift der Wind,
Es wogen und wandern die Wellen. . . ."

Digitized by Google

Die Biographie, womit Paul Heyse die Sammlung der Werke von Kurz eingeleitet hat, zeugt auf jeder Seite von warmer und feinfühliger Freundschaft. Da und dort wäre jedoch dem Biographen eine genauere Kenntniß schwäbischer Menschen und Dinge zu wünschen gewesen. Auch ist Heyse über mehr als einen wichtigen Punkt und Wendepunkt in dem Lebenslaufe des schwäbischen Poeten hinweggegangen mit einem Stillschweigen, welches recht fein diplomatisch oder meinetwegen pietätvoll sein mag, aber vieles unerklärt lässt. Hier ist jedoch zu Erklärungen nicht der Ort, wie denn diese Zeilen überhaupt nicht darauf ausgehen, die biographische Arbeit Heyse's zu ergänzen. Nur auf einen Punkt will ich flüchtig hindeuten. Der Lebensbeschreiber hat wiederholt und ganz richtig betont, daß Kurz kein vom Glücke begünstigter Mann gewesen. Aber eine andere Frage ist, ob diese Thatsache nur den Verhältnissen schuldzugeben war. Am Ende aller Enden bleibt es doch immer wieder wahr, daß ein jeder seines Glückes eigener Schmied sei und sein müsse, und da möchte nicht zu leugnen sein, daß unser Dichter als ein ungeschickter und lässiger Schmied sich erwiesen. Allerdings muß sogleich beigefügt

Digitized by Google

werden, daß dieſe Läſſigkeit und dieſer Unſchick zu ſeinem Weſen gehörten. Er war eben ein Träumer all ſein Lebtag. Er konnte es nie dazu bringen, aus der Traumwelt, welche er ſich in ſeinem Innern zurechtgemacht, entſchieden und entſchloſſen herauszugehen, und ich bin überzeugt, daß es der oben gekennzeichnete „Stiftlerkrattel" geweſen, welcher ihn wider Wiſſen und Willen verführte, ſich für ſo etwas Apartes zu halten, daß er gar nicht nöthig hätte, mit der Proſa des Lebens ſich auseinanderzuſetzen*).

---

*) Beſtätigung dieſer Anſicht gibt das „Nachlaß" überſchriebene Gedicht:

„Ich werde ſo von hinnen eilen
Mit tief geſchloſſenem Viſir,
Und ein paar arme ſtumpfe Zeilen
Die bleiben dann der Welt von mir.
Nach dieſen werden ſie mich wägen,
Verdammung ſprechen oder Lob,
Nicht ahnend, ach, mit welchen Schlägen
Sich oft mein Herz in meinem Buſen hob;
Wie ich am ſchönen Tag, in guter Stunde
Verſchmelzend Geiſt in Geiſt verwebt,
Mit einem kleinen Menſchenbunde
Ein ganzes, volles Leben durchgelebt;
Wie wir das Herz, wie wir die Welt gemeſſen,
Wie manch gewichtig Wort in Lethe's Wellen fiel
Und wie wir dann in ſeligem Vergeſſen
Manch kecken Scherz geübt, manch übermüthig Spiel.

Digitized by Google

So ist es dann gekommen, daß er jede der ihm gebotenen Gelegenheiten, bei guter Zeit sich eine festumfriedete Existenz zu gründen, vornehm vorübergehen ließ. Ich möchte aber dieses „vornehm" nicht allein im tadelnden Sinne verstanden wissen, sondern auch im lobenden.

Ja, dieser Sohn der alten Reichsstadt Reutlingen war eine vornehme Natur und ist es in allen Bedrängnissen seines Daseins geblieben. Er ist im ganzen Wortsinn eine „anima candida" gewesen und man darf auch von ihm sagen, was von seinem größten Landsmann mit vollem Rechte gesagt worden, daß nämlich: „tief unter ihm das Gemeine im wechsellosen Scheine gelegen". Daher wirkte auch das ihm anhaftende „Stiftsg'schmäckle" nicht verletzend. Seine Milde und Duldsamkeit verleugneten sich selten. Seine Entrüstung mußte schon sehr groß sein, wenn sie in heftiger Form hervorbrach. Sonst war dieser hochbegabte, mit so vielseitigem Wissen

---

Vor solchem Leben frisch und reich
Wie sind die Lettern todt und bleich!
Doch was ich mir in mir gewesen,
Das hat kein Freund geseh'n, wird keine
Seele lesen."

Digitized by Google

ausgestattete Mann mild im Urtheilen, maßvoll im Tadeln. Die schnöde deutsche Unsitte der Nörgelei lag ihm fern. Männer seines Schlages müssen gewiß immer schmerzlicher vermisst werden in einer Zeit' wo jeder dumme Junge sich zum Kritiker berufen glaubt und wo Gesellen, welche nie etwas, und wäre es auch nur das Geringste, geleistet haben und nie etwas leisten werden, sich erfrechen dürfen, den Geifer ihres grünen Neides gegen alle Autoren zu verspritzen, welche etwas können und der Nation etwas sind. Wie noch so manches andere Gute könnten die Deutschen auch literarischen Anstand von den Franzosen lernen, wenn unsere mehr oder weniger lieben Landsleute es nicht vorzögen und nicht von jeher vorgezogen hätten, den westlichen Nachbarn nur ihr Schlechtes und Schlechtestes abzugucken. In Frankreich ist es undenkbar, daß literarische Gassenbuben die großen Gestalten der Literatur mit Koth bewerfen dürften. Bei uns dürfen sie es und können dabei sogar der heimlichen oder offenen Zustimmung vonseiten des oberen und des unteren Pöbels sicher sein.

Einen wissenden Mann hab' ich Kurz genannt und das war er in der That. Es gereichte dem

Digitized by Google

höheren Schulwesen Wirtembergs von jeher zur Ehre, daß jedes studirende Landeskind, so es wollte, in den Stand gesetzt war, mit einem tüchtig gefüllten Schulsack die Universität zu beziehen. Auf dieser ist Kurz seinem Brotstudium, der Theologie, soweit fleißig obgelegen, daß er im Stande, seinen Hochschulkursus mit Bestehung des regelrechten Examens zu beschließen. Sein sodann gemachter Versuch, vikarisirend als „Diener am Worte" thätig zu sein, war freilich von kurzer Dauer. Wahrscheinlich hat der Umstand, daß er kein Redner war, diesen Versuch noch beträchtlich abgekürzt. Fortan hatte er mit der Theologie keinen näheren Verkehr mehr. Innerste Neigung führte ihn der Literatur zu und er hatte sich für die Schriftstellerei philologisch und philosophisch sehr eifrig und erfolgreich vorbereitet, wie das ja auch sein Alters- und Studiengenoß, Mitpoet und Freund, der lange nicht genug gekannte Ludwig Seeger, der geniale Verdeutscher des Aristophanes und des Béranger, gethan hatte. Es ist bedauerlich, daß die zerstreuten kritischen und literarhistorischen Forschungen und Findungen von Kurz nicht gesammelt sind. Eine Zusammenstellung dieser Arbeiten würde die gründlichen Kenntnisse, den spürenden

Digitized by Google

Scharfsinn und das besonnene Urtheil des Verfassers erfreulich darthun. Schon während seiner Gymnasialjahre in Maulbronn hatte Kurz nicht allein auf dem Gebiete der alten, sondern auch der neuen Sprachen fleißig und mit schönem Erfolge sich umgethan. Zeugnisse hierfür sind seine zahlreichen poetischen Uebersetzungen, verdeutschte Dichtungen von Ariosto, Shakspeare, Byron, Moore, Cervantes. Den Ton von Shakspeare und Byron hat der Uebersetzer, wie mir vorkommt, nicht ganz getroffen. Dagegen müssen seine Verdeutschungen von Ariost's „Orlando furioso" und von Moore's „Paradise and the Peri" zu den Meisterwerken deutscher Uebersetzungskunst gestellt werden. Es ist unmöglich, die „corbellerie" — um nicht, wie die andere Lesart lautet, zu sagen die „coglionerie" — des Messer Lodovico gutlauniger und anmuthiger nachzudichten, als es Kurz gethan hat, und unvergleichlich schön wußte er auch das Schimmernde und Flimmernde, den lyrischen Schmelz und die sprachliche Musik des berühmten moore'schen Gedichtes wiederzugeben. Die Uebertragung der schwankhaften „Zwischenspiele" des großen spanischen Dichters ist ebenfalls vortrefflich gelungen. . . .

Digitized by Google

Zur Zeit meiner Befreundung mit Kurz stand er in der Vollkraft seines Wollens und Könnens. Der Roman „Schiller's Heimatjahre" war erschienen und hatte zwar nicht bei der Menge, aber doch bei Urtheilsfähigen einen Beifall gefunden, welcher den Verfasser wohl zu weiterem Schaffen ermuthigen konnte. Zunächst arbeitete er an der Neudeutschung und Beschließung des „Tristan" Gottfried's von Straßburg, welches Werk, mit einer gediegenen Einleitung ausgestattet, unlange darauf veröffentlicht wurde. Kurz war dazumal eine hochragende, hagere, schmalschulterige Gestalt, mit vorgeneigtem Kopfe etwas schlotterig einhergehend. Bleicher Gesichtsfarbe, blonden Haares und Bartes, eckigen Gebarens und zugeknöpfter Haltung, wie er war, hatte seine ganze Erscheinung für den flüchtigen Beobachter wenig Anziehendes. Bei genauerem Zusehen mußten die anmuthige Bildung seines Mundes, der treuherzige Blick ungewöhnlich glänzender Augen und ein über die ganze Physionomie gebreiteter Hauch träumerischer Resignation den Beschauer gewinnen. Zu seinen Gewohnheiten gehörte, zum „Burger Frank" und zum „Bürger Ochsenjergle" immer zu spät zu kommen, um sich dann darüber zu ärgern, daß wir anderen seiner Meinung

Digitized by Google

zufolge immer zu früh gingen. Ein Hochgenuß war es, den Rubens (Seeger), den Oſtjäk (Fink) und den Blauen (Kurz) mitſammen in Erinnerungen an ihre Stiftlerjahre ſich ergehen zu hören. Dem Seeger fielen da die tollſten Schnurren nur ſo aus den Aermeln; der Fink lachte dazu, daß die Zimmerdecke ſchütterte; der Kurz lächelte, ſtill in ſich vergnügt „wie ein Maikäfer", und nahm eine „währſchafte" Priſe.

Zur Politik verhielt ſich der Dichter damals noch ganz gleichgiltig. Das änderte ſich aber mit ſeiner Ueberſiedelung nach Karlsruhe, wo er in mehrjährigem Umgange mit den Führern der badiſchen Kammeropoſition zum regelrichtigen Liberalen ſich auswuchs. Er hat ſpäter die Wendungen und Wandelungen der liberalen Doktrin in aller Ehrlichkeit mitgemacht und ſelbſt die kindlichſten Illuſionen der Partei aufrichtig getheilt. Iſt es ihm doch unter anderem begegnet, daß er — zu Anfang des Jahres 1848 nach Stuttgart zurückgekehrt und nach dem großen Zuſammenbruch von 1849 und der Flucht des braven Adolf Weißer mit der Redaction vom „Beobachter" betraut — lange noch mit der Seifenblaſe der ſogenannten „Trias-Idee" ernſthaft ſpielte, nachdem der Bundes-

Digitized by Google

tag schon wieder im thurn- und taxis'schen Palast in der Eschenheimer Gasse installirt war. Die Sache ist, Politik war und blieb dem Träumer von Poeten im Grunde allzeit etwas Aeußerliches, etwas blos Anempfundenes, etwas Unsympathisches. Hat er mir ja mitten im Wirbel des großen Sturmjahres einmal seufzend gestanden, der ganze Zeitungskram ekelte ihn an, und er fühlte sich recht glücklich, wenn er sich aus der „heulenden Wüste" der Tagesfragen für etliche Stunden in die stille Oase der Beschäftigung mit irgendeinem literarischen Problem zurückziehen könnte. Natürlich hat er dessenungeachtet den schimmernden Märztraum von 1848 mit ganzer Seele mitgeträumt. Zeugniß dessen sein „Vaterlandslied", welches edle Gedicht das ganze Vertrauen, die ganze Hoffnung, den ganzen Jubel und Ueberschwang jener wunderbaren Märztage gerade so seelenvoll offenbart, wie Freiligrath's Zornflammenschrei „Der Todten an die Lebenden" die ganze Enttäuschung, den ganzen Grimm und Groll der Novembertage herzzerreißend kundgibt.

Es ist heutzutage schwer, in die Stimmung sich zu versetzen, aus welcher heraus Kurz sein „Vaterlandslied" sang. Ja, ich stehe nicht an, zu sagen, daß man jenen Frühling miterlebt haben muß, um

Digitized by Google

begreifen zu können, wie der schwäbische Dichter auf die Aetherhöhe weltbürgerlichem Idealismus sich zu schwingen vermochte, von welcher aus er der „großen Mutter“ Germania in den Schlußstrophen seines Gedichtes zurief:

„Lauschend nach des Geistes Sonnen,
Sankst du hin, zum Sterben wund;
Aber Flut vom Lebensbronnen
Quoll dir aus des Todes Schlund.
Keine Freiheit ohne diese!
Bleiche Weltbefreierin,
Deine kühne Wahrheit gieße
Ueber alle Völker hin!

Deine Seher, deine hellen,
Kannten wohl der Sterne Lauf:
Endlich steigt aus Sturm und Wellen
Jenes Friedenseiland auf,
Wo aus Dornen sich die Rose
Ungeknickt entfalten kann, —
Ja, und säuselnd bricht der große
Schöne Völkerfrühling an.

Endlich siegt der wahre Glaube,
Der die Menschheit menschlich macht.
Mit dem Oelblatt kommt die Taube
Und der Rabe flieht zur Nacht.
Aller Völker bunt Gewimmel
Wird ein freier Volksverein
Und der längst verlorne Himmel
Kehrt auf Erden wieder ein.“

Digitized by Google

Das Vaterlandslied erschien im „Beobachter“ am 26. März von 1848, an jenem sonnigen Sonntag, an welchem zu Göppingen am Fuße des Hohenstaufen die große Volksversammlung stattfand und welcher wohl der schönste Tag der bekanntlich sehr harmlosen schwäbischen „Revolution“ genannt werden darf. Als wir vom Bahnhof durch das Menschengetümmel dem Platze vor dem Rathhause zuschritten, von dessen Balkon herab die Ansprachen gethan und die Schlußnahmen beantragt werden sollten, disputirte unterwegs Kurz mit dem „rothen Pfau“, welcher schließlich gelassen das große Wort aussprach:

„Das Gescheideste wäre halt doch, wenn wir ohne weiteres die Republik proklamirten.“

Wogegen Kurz ganz furibund: „Was? Du wilde Gans, wohin verfliegst du dich? Ihr Ueberstürzler werdet alles zu Grunde richten.“

„Der „rothe Pfau“ war über diesen unerwarteten Ausbruch des „sanftlebenden Fleisches von Reutlingen“ für einen Augenblick bis zur Sprachlosigkeit verblüfft. Dann brummte er: „Jetzt hört aber doch alles auf, wenn auch noch der Blaue den Staatsmann heraushängen will.“

Der hinter ihm hergehende Ostjäk tröstete ihn:

Digitized by Google

„Ja, weißt du, Pfaule, seit etzlichen Tagen grassiren halt die Staatsmänner. Jedennoch die blaue Staatsmännischkeit kommt mir grün vor, sehr grün."

Wir lachten, der Blaue lächelte und nahm eine unendliche Prise. Ueberhaupt ging es bei der schwäbischen „Revolution" selten ganz ohne Humor und Lachen ab, und das war wohl das Beste daran. Die Spuren bewahrt ergötzlich der „Eulenspiegel", welchen Ludwig Pfau im Sturmjahre redigirte. Kurz führte übrigens in der politischen und literarischen Debatte selten die Keule als Waffe, sondern zumeist den zierlich damascirten, aber scharfschneidigen Stoßdegen der Ironie. In seiner Streitschrift gegen einen leidenschaftlichen Bekrittler seines „Tristan", welche unter dem Titel „Der Kampf mit dem Drachen" 1845 erschien, kann ich zwar nicht mit Heyse ein Meisterstück „polemischen Humors" erblicken, wohl aber in der auf die auerbach'sche Dorfhistorik gemünzten „Dorfgeschichte" (Ges. Werke, IX, 259 fg.) eine der besten und zugleich gutmüthigsten literarischen Satiren, die jemals in Deutschland geschrieben wurden. Da ist attisches Salz oder auch allerbestes schwäbisches. Zu der lyrischen Stimmungsfülle und dem Stilglanze, welche im „Vaterlandslied" walteten, hat sich

Digitized by Google

der Dichter ſpäter nur einmal noch erhoben, in dem prächtigen Gedichte „Der Fremdling“, einer hochpoetiſch-ſymboliſirenden Transfiguration des eigenen Schickſals.

Faſſt man die dichteriſche Thätigkeit unſeres Freundes und die Ergebniſſe derſelben zuſammen, ſo könnte man ihn, die Vorſtellung von einer ſchwäbiſchen Dichterſchule als eine berechtigte vorausgeſetzt, als den letzten Mohikaner dieſer Schule bezeichnen. Er war ſo recht ein ſchwäbiſcher Binnenmenſch, ein Schwabe im Superlativ, ein Reutlinger. Er iſt nie in einer großen Stadt geweſen, München ausgenommen; er hat nie das Meer geſehen, auch die Hochalpen nicht, kaum flüchtig ein Stück Voralpen. Sein Heimatland war ihm A und O, war und blieb ihm die Welt. Darum iſt in keines anderen ſchwäbiſchen Dichters Werken ſo entſchieden viel vom beſten Bein, Fleiſch und Blut des Schwabenthums wie in den Werken von Hermann Kurz. Dieſer Thatſache gegenüber konnte es wundernehmen, daß Kurz in ſeinem Heimatlande keineswegs populär geworden iſt, wenn man nicht beachtete, daß es von jeher ein ſchwäbiſches Specifikum geweſen, einheimiſche Talente zu miſſachten und hintanzuſetzen, unter Umſtänden

Digitized by Google

auch zu verleumden, zu verfolgen oder zu vertreiben. Vollends solche, welche sich unter die Schablone des altherkömmlichen wirtembergischen „Schreiberregiments“ nicht zu fügen verstanden oder nicht fügen wollten.

Die Werke des schwäbischen Dichters par excellence, namentlich seine zwei großen Romane, wurden und werden in Norddeutschland und sonst außerhalb Schwabens entschieden mehr gelesen und gewürdigt als daheim. Freilich auch in der Fremde noch lange nicht nach Verdienst. Den Hauptgrund ihrer geringen Verbreitung sehe ich darin, daß Kurz es nie verstand, die Frauen für sich zu gewinnen, — die Frauen, von welchen doch die Beliebtheit eines Poeten vorzugsweise abhängt. Und warum gewann er sie nicht? Weil seinen Schriften durchweg das Glattgestrichene, Geschminkte, Kokette und häufig das Packende, Spannende, Sensationelle abgeht, weil er weit mehr ein Dichter der sinnenden Betrachtung als ein Dichter der elementaren oder der raffinirten Leidenschaft ist, weil es endlich in seinen Erzählungen vor lauter Motiviren nicht häufig genug zu dramatisch bewegtem Leben und Handeln kommt. Und wenn es dann doch dazu kommt, so ist der Leser und gar noch die

Digitized by Google

Leserin gewöhnlich schon so ermüdet und abgespannt, daß sie das Interesse an der ganzen Geschichte verloren haben.

Kurz besaß fraglos viele der besten Eigenschaften eines besten Erzählers, aber diese Vorzüge wurden nicht selten paralysirt durch den großen Fehler, daß unser Freund jenen Besuchern glich, welche die Thüre nicht mehr finden können. Er verstand es nicht, bei guter Zeit zu Ende zu kommen und abzuschließen. Das gab dann selbst kleineren Sachen, z. B. der, psychologisch angesehen, so meisterhaften Novelle „Der Weihnachtsfund", etwas so Gedehntes, daß die Geduld der meisten Leser daran erlahmte. Dieses Nichtendigenkönnen ist daran schuld, daß in der Kurz'schen Novellistik mehr als einmal der Ausgang nicht hält, was der Anfang verspricht. Man fühlt mit einer gewissen peinlichen Theilnahme, wie dem Verfasser im Verlaufe seiner Erzählung mehr und mehr die Stimmung abhanden kommt und die Dialektik ersetzen soll, was die Phantasie verweigert. Mitunter fällt darum das Ende dem Anfang gegenüber wahrhaft erschreckend ab. So in der Novelle „Die beiden Tubus". Die erste Hälfte hat ein Meister des Humors gedichtet, aber die zweite verläuft in Tri-

Digitized by Google

vialität. Was Gleichmaß und Geschlossenheit der Form angeht, so hat Kurz nichts Besseres geliefert, als seine zumeist auf Familientradition beruhenden Erzählungen, welche in der Gesammtausgabe unter der Ueberschrift „Hauschronik" zusammengestellt sind. Sie standen ursprünglich in dem kurz'schen Novellenbuch „Genzianen". Mir persönlich sind, wie ich gestehe, diese Geschichten das Liebste von allem, was der Freund geschaffen. Hier, meine ich, sei es ihm so gut wie sonst nirgends geglückt —

„Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
Den goldnen Duft der Poesie zu weben."

Die eigentliche Domäne von Kurz war die Geschichte Wirtembergs im 18. Jahrhundert. Auf diesem Gebiete kannte er jeden Weg und Steg, jeden Berg und Bach, jeden Baum und Busch, jeden Wald und Weiler. Auf dem Hintergrunde der Regierungszeit des Herzogs Karl hat er seine beiden großen Romangemälde „Schillers Heimatjahre" und „Der Sonnenwirth" ausgeführt. Jenes ist das frischer empfangene und künstlerischer gezeitigte und herausgearbeitete, dieses das tiefer angelegte und seelenkundiger entwickelte. In jenem herrschen

Digitized by Google

idealistisch-romantische Motive, in diesem realistisch-psychologische. Als eine „schwäbische Volksgeschichte" durfte der Dichter seinen Sonnenwirth mit Fug bezeichnen. Ich wüßte kein Buch zu nennen, in welchem das altwirtembergische Volksdasein zur angegebenen Zeit so umfassend, so anschaulich und so lebenswahr geschildert wäre wie hier. Den Höhepunkt erreicht die Erzählung und damit zugleich den Höhepunkt des tragischen Könnens unseres Dichters im 37. Kapitel, da, wo der Sonnenwirthle, nachdem er den Fischerhanne erschossen, seinem durch das Todesthal ahnungslos daherkommenden Vater von der Bergwaldwand herab zuruft: „Sonnenwirth von Ebersbach, wo hast du deinen Sohn?" Schade, daß auch bei diesem Werke die schauende und gestaltende Kraft des Verfassers nicht bis zum Ende vorhielt. Der letzte Theil ist nur eine fleißige, aber trockene Relation nach Kriminalakten. „Schillers Heimatjahre" leiden an einer gewissen Zwiespaltigkeit. Der Roman hat keinen rechten Mittelpunkt. Der Held desselben im Romansinne soll Heinrich Roller sein, aber er wird durch die Erscheinung Schillers fortwährend verdunkelt und in den Hintergrund gedrängt. Die beste Figur im ganzen Buche macht der Herzog Karl. Er ist über-

Digitized by Google

haupt die am meiſten plaſtiſche und typiſche Geſtalt, welche Kurz geſchaffen hat. Dieſer Erzmiſchmaſch von aufgeklärtem Deſpoten, Jagdwütherich und Wüſtling, von Tyrann und Schulmeiſter leibt und lebt vor unſern Augen, obzwar unſer Dichter die Farben, mit denen er das Porträt malte, etwas abgedämpft hat. Es iſt ihm gelungen, den Herzog ſo zu ſagen dichteriſch zu rehabilitiren, indem er einen Stral altwirtembergiſcher Pietät auf denſelben fallen ließ.

Heyſe hat ſich mittels Veranſtaltung und Veröffentlichung der vorliegenden Geſammtausgabe gewiß den Dank aller Wiſſenden und Empfänglichen verdient. Aber verwunderlich iſt, daß in dieſer Geſammtausgabe gerade das Werk von Kurz fehlt, welches, wenn vom Dichter im engeren Sinne die Rede, fraglos für ſein bedeutendſtes gelten muß. Ich meine ſelbſtverſtändlich den von dem Freunde gedichteten Beſchluß des von Gottfried von Straßburg unvollendet gelaſſenen Triſtan. Noch im Mittelalter hatte, wie jeder weiß, das wunderſame Werk Gottfrieds zwei Poeten, den Heinrich von Freiberg und den Ulrich von Türheim, zur Vollendung angeeifert, und die Beiden hatten ſich auch nach einander ihrer Aufgabe entledigt, ſoweit eben ihre Mittel reichten.

Digitized by Google

In unserem Jahrhundert sodann hatten Follen und Immermann den reizenden Stoff zu selbstständiger Behandlung wieder aufgenommen und hatte es der erstgenannte nur zur Schaffung etlicher Bruchstücke gebracht. Auch Immermann's herrlicher Wurf war nicht zum Ziele gelangt, weil den düsseldorfer Meister der Tod vorzeitig hinwegnahm, wie er den straßburger vordem vorzeitig hinweggenommen hatte. Kurz war glücklicher. Ja, als einen rechten Glücksfall rechne ich es ihm an, daß ihm gegönnt gewesen, das „Hohelied von Tristan und Isolde" zu beschließen. Denn wie hat er es beschlossen! So, daß der alte Gottfried, falls er aus seinem unbekannten Grabe sich erheben und seines Nachfolgers Leistung betrachten könnte, wohl sagen würde: „Das ist mein lieber Sohn; an dem hab' ich Wohlgefallen." Ich will damit nur auf die Kongenialität des alten Beginners und des neuen Vollenders hingewiesen haben, indem ich ja nicht meinen kann, Kurz hätte in knechtischer Schmiegsamkeit ganz im Sinn und Stil des mittelalterlichen Meisters gedichtet. Allerdings hielt er treulich die Grundlinie ein, welche die Sage und sein Vorgänger ihm vorgezeichnet hatten. Aber statt den Ton des 13. Jahrhunderts ängstlich nachzukünsteln,

Digitized by Google

ſchlug er kraftvoll den des 19. an, und wenn trotzdem ſeine Krönung von Gottfried's graziöſem Bau ſo harmoniſch zu demſelben ſtimmt, ſo hat das ſeinen Grund darin, daß durch die ganze alte Liebesmär von Triſtan und Iſolde unverkennbar ein ſtark moderner Zug geht und daß ja auch der mittelalterliche Romantiker Gottfried von einem Vorwehen neuzeitlichen Geiſtes angehaucht war. Man denke nur daran, mit welcher lächelnden Ironie dieſer überlegene Genius da, wo er ſeine Heldin die Feuerprobe beſtehen läſſt, das Ordalien-Inſtitut behandelt hat. Selbſt Heine hätte dieſe Mittelalterlichkeit nicht köſtlicher verſpotten können. Es iſt unmöglich, den Beſchluß vom Triſtan zu leſen, ohne den Beſchließer achten zu lernen und liebzugewinnen. Hier hält das Ende ganz, was der Anfang verſpricht. Mir iſt, wenn ich dieſe ſinn- und geiſtvollen, phantaſiereichen und melodiſchen Geſänge wieder leſe, immer, als blickten mich daraus die Augen des Freundes ſo träumeriſch-treuherzig an wie vor Zeiten. Dann vermag ich mich auch des bitteren Gefühles nicht zu erwehren, wie wenig die deutſche Leſerwelt dieſem vaterländiſchen Schriftſteller bislang gerecht geworden. Schade, daß er kein Franzos geweſen! Schade, daß

Digitized by Google

er, ſtatt aus der Geſchichte, aus der Landes- und Volksart ſeiner Heimat heraus ſeine Romane und Novellen zu ſchreiben, nicht aus boue de Paris wüſte Fratzen geknetet hat! Schade, daß er, ſtatt ein ſtandhafter Idealiſt und echter Poet zu ſein, nicht den photographiſchen Apparat des hochgelobten „Realismus" in Boulevardstheatern, Branntweinkneipen und ſonſtigen Kloaken herumgeſchleppt hat! Wäre er ein Franzos geweſen und hätte er ſo geſchmierakelt, ja dann würden die guten Deutſchen und beſſeren Deutſchinnen zweifelsohne ſeine Bücher verſchlungen haben und verſchlingen.

Von den Verhältniſſen und Stimmungen des Freundes in ſeinen letzten Lebensjahren hab' ich keine nähere Kenntniß. Ich weiß nur, daß er ſeinen Lebensabend verhältnißmäßig ſorglos verbringen konnte. Der Ungerechtigkeit und Theilnahmeloſigkeit des Publikums müde, hatte er der dichteriſchen Hervorbringung entſagt und ſich ganz ſeinem ſpät, zu ſpät erlangten Amt als einer der Univerſitätsbibliothekare zu Tübingen, ſowie ſeinen literariſchen und hiſtoriſchen Forſchungen gewidmet. Eine gediegene Frucht der letzteren war die im Jahre 1871 in Buchform erſchienene geſchichtliche Bilderreihe „Aus

Digitized by Google

den Tagen der Schmach". Wie Kurz im großen Jahre der Deutschen fühlte und dachte, bezeugt schön die Zusatzstrophe, welche er dazumal (1870) seinem zehn Jahre zuvor gedichteten Märchen „Die zwölf Brüder und der Menschenfresser" anfügte. Dieses politische Märchen hatte die Schlußzeile gehabt: „'s gibt keinen Oger mehr." Die Zusatzstrophe von 1870 nahm das auf und sagte:

„Doch ja, den Oger gibt's zur Frist
In seiner stolzen Babel,
Doch der begrab'ne Bruderzwist
Macht ihn erst recht zur Fabel.
Ein Zorn im Volk, ein Muth im Heer,
Vorüber Hohn und Spott,
Und lächelnd reicht er uns den Speer,
Der alte Siegesgott."

Die Periode der Enttäuschung, Ernüchterung und Erbitterung, welche dem beispiellosen Aufschwung des großen Jahres folgte, hat Kurz nicht mehr mitdurchleben müssen. Der Anblick der traurigen Ebbe, welche so bald nach der prächtigen Hochflut von 1870—71 eintrat, blieb dem Patrioten erspart. Auch ist ihm das Sterben leichter geworden, als ihm das Leben gewesen. Am 10. Oktober von 1873 beschloß ein plötzlicher Tod das innerlich so reiche,

Digitized by Google

äußerlich so dürftige Leben des am 30. November von 1813 geborenen Dichters. „Das Herz war ihm gesprungen," meldet sein Biograph und fürsorglich treuer Freund Heyse.

Have, anima candida!

Digitized by Google

III.

Ein öſtreichiſcher Dichter.

Zweifelsohne werden in deutſchen Landen dermalen mehr Bücher gekauft, auch in Verſen geſchriebene, als in den dreißiger und vierziger Jahren, und es verwirklicht ſich mehr und mehr die Anſicht, daß zur Einrichtung eines anſtändigen Haushaltes auch eine Bücherei von kleinerem oder größerem Umfange gehöre. Aus eigener in den letzten Sommern gemachter Erfahrung kann ich bezeugen, daß die ſchmierigen Leihbibliotheken-Bände, welche an ſchweizeriſchen Kurorten früher eben ſo häufig als widerwärtig in den Händen deutſcher Damen ſichtbar waren, allmälig Büchern Platz gemacht haben, deren Einband auf Privatbeſitz hindeutet. Aber wenn meine Landsleute jetzt mehr Geld für die Literatur haben

Digitized by Google

als früher, so ist ihre Theilnahme für dieselbe keineswegs in demselben Grade gestiegen. Ich meine die wirkliche, die echte und rechte Theilnahme, nicht die gemachte und nach den Vorschriften der Konvenienz zur Schau gestellte.

Kein Wissender wird mir widersprechen wollen, wenn ich sage: Das Geschlecht von heute kann sich keine deutliche Vorstellung davon machen, was alles uns anderen, uns Menschen der älteren Generation, die Literatur gewesen ist, welche Bedeutung Dichter und Dichtungen zu unserer Zeit hatten. Was hatten wir denn anderes in unseren Studentenjahren, so wir nicht etwa, was freilich vielen von uns begegnete, im Irrgarten der Hegelei herumtaumeln wollten? Das deutsche Vaterland war ja nur als „geographischer Begriff" erlaubt. Als treugehorsamster Unterthan einer der drei Dutzende deutscher Bundesstaaten sich zu fühlen, konnte doch wohl nur die allerordinärsten Packeselseelen befriedigen. Auch mit dem gebratenen Eis der Weltbürgerei hatten wir alle, die nicht zur genannten Seelen-Kategorie gehörten, uns gründlich den Magen verdorben und wollten davon nichts mehr wissen. Das Bestehende in Staat und Kirche widerte uns

Digitized by Google

an, und weil uns daran so vieles mißfiel, mißfallen mußte, verwarfen wir nach der Art brausender Jugend alles. Wie glücklich sind die jungen Leute von heutzutage! Die haben gut „positiv" sein. Sie „stört nicht im Innern vergeblicher Streit". Sie brauchen sich um Deutschland keine Sorge zu machen. Sie gehören zur „Partei Bismarck sans phrase", überlassen beruhigt alles dem Allesmacher, arbeiten realpolitisch an ihrer eigenen Carrière und haben daneben noch Zeit und Stimmung, ihren nicht gerade großen literarischen Appetit mit allerhand dermalen wieder aufgewärmtem romantischem, niedlich in Versen servirtem Kohl oder auch mit durchaus harmlosen antiquarischen Romansuppen zu stillen, zu welchen altdeutsche Reckenknochen oder egyptische Mumien mehr oder minder recht geschickt verkocht worden sind. Solche Kost erhält das Blut in ruhig reichsunterthänlichem Umlauf, fördert einen regelmäßigen und sanften geistigen Stuhlgang — was man jetzo Gehirn-Sekretionen nennt — und schwellt Männerherzen und Frauenbusen mit dem lauwärmlichen Winde „zielbewußten" Patriotismus. Dabei ist dieses Geschlecht ganz außerordentlich mit sich selbst zufrieden und in seinem Opportunismus laut vergnügt. Junge

Digitized by Google

Leute — mitunter sind es auch alte Laffen — welche nie ein anderes Leid erlitten, als daß sie etwa durch's Maturitäts-Examen gefallen oder daß der auserwählte Backfisch ihnen einen andern dummen Jungen vorgezogen oder daß sie, falls sie zur zweitgenannten Kategorie gehören, bei der Vertheilung von Ordens-Almosen einmal leer ausgegangen, kurzum Bursche, denen das Buch der Geschichte ein siebenfach versiegeltes und der Kampf ums Dasein eine unbekannte Größe ist, erklären hoch herab, nicht begreifen zu können, wie man so altfränkisch sein möge, sich „von der Menschheit ganzem Jammer anfassen" zu lassen, und erlassen faselnde Manifeste gegen den „grundverderblichen Pessimismus", von welchem sie ungefähr so viel wissen und verstehen, wie ein Kakadu von den Logarithmen.

Ja wir anderen waren nicht so gut daran und konnten uns nicht in solcher Selbstgefälligkeit wiegen. Wir hatten kein deutsches Reich, keinen allesmachenden Bismarck, keinen alleinseligmachenden Opportunismus. Wir hatten nur unsere „ideologische" Begeisterung, unsere Liebe und unsern Haß, unsern nur allzu begründeten Groll und Zorn, nur das lastende Gefühl der Gegenwart und nebelhafte Zukunftshoffnungen.

Digitized by Google

Eine ſolche Zeitſtimmung macht aber die Menſchen empfänglich und dankbar für die Offenbarungen der Poeſie, von welcher dazumal ein jetzt vergeſſener Poet mit Fug und Recht ſagen durfte:

Noch wandelt immerdar wie weiland
Mit Feuerworten inhaltsſchwer
Die Poeſie vor jedem Heiland
Als taufender Johannes her.

Der arme Heiland, welcher eigentlich eine Heilandin war, iſt ſeitdem obſolet geworden und gänzlich aus der Mode gekommen. Die Urſache iſt traurig klar. Die Arme hat es ja erleben müſſen, daß ihr die abſonderlichſten Lug- und Trugpropheten erſtanden, franzöſiſche und deutſche Kommuniſten, römiſche Bonzen, zariſche „Völkerbefreier". Sie hat es erleiden müſſen, daß ſie, ſtatt mit Lorbeer und Eichenlaub bekrönt zu werden, mit Petrol geſalbt wurde. Kein Wunder, daß ſie in ſchlechtem Geruch jetzunder. Zu unſerer Zeit war ſie hold und ſchön, von Ambroſia und Nektar duftend, und roſenbekränzt zog ſie mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele den Völkern voran. Ihrer Vorläufer, ihrer Johanneſe waren viele, auch etliche auserwählte. Wunderliche Heilige gab es ebenfalls darunter. Aber ich frage alle meine

Digitized by Google

Altersgenossen, welchen noch ein Sonnenstral von Jugend in der Seele haften geblieben, ob ihnen nicht das Herz höher schlage bei der Erinnerung an die Spannung, mit welcher wir dem Erscheinen neuer Dichtungen von Rückert, Uhland und Chamisso, von Platen und Immermann, von Heine und Grabbe, von Lenau und Grün, von Mosen und Freiligrath entgegensahen und mit welcher innigen Theilnahme die erschienenen begrüßt und genossen wurden. Ja, damals gab es noch literarische „Ereignisse", und manchmal könnte einen wohl ein leiser Zweifel beschleichen, ob alle die politischen und socialen, welche wir seither erlebten, die Menschen wirklich glücklicher gemacht hätten. Besser und weiser jedenfalls nicht.

Dem Deutsch-Oestreicherthum gebührt der Ruhm, zu der berufenen Schar deutscher Dichter der dreißiger und vierziger Jahre ein auserlesenes Fähnlein gestellt zu haben. Während Grillparzer, verbittert durch eine blödsinnig-brutale Theatercensur und die Ungerechtigkeit seiner Zeitgenossen, sich grollend in sein Kämmerlein zurückzog und sozusagen nur noch für sich selbst dichtete, rückte das besagte Fähnlein rüstig ins Feld, und zwar unter der Führung von Nikolaus Lenau und Anastasius Grün. Man hat

dafür wol auch ein anderes Bild gebraucht, indem man dieſen die Lerche, jenen die Nachtigall der deutſchen Freiheitslyrik nannte. Ohne Bild will ich ſagen, daß der im Oktober von 1822 zu Teplitz geborene Alfred Meißner, von welchem hier die Rede ſein ſoll, wie zu den begabteſten, ſo auch zu den wirkſamſten deutſch-öſtreichiſchen Dichtern gehörte, denen Niembſch und Auersperg aus dem metternichig vermauerten Oeſtreich hervor und nach Deutſchland herein die Bahn gebrochen haben.

Damals mußte man noch etwas ſein, um literariſch etwas vorzuſtellen und zu bedeuten. Die Literatur war noch nicht ſo rein oder unrein geſchäftsmäßig organiſirt wie ſie es heute iſt. Die jetzt ſo blühenden Vor- und Rückverſicherungs-Anſtalten für Ruf und Ruhm oder wenigſtens für das „Gefragtſein“ auf dem Büchermarkte waren erſt in ſchüchternen Anfängen vorhanden. Die Reklame, welche jetzt zu einer ſo üppigen Roſe von Saron ſich entfaltet hat, lief noch in der „Unſchuld Flügelkleide“ herum. Die Blitzpoſt exiſtirte noch nicht und die liebe Kameradſchaft konnte darum auch nicht mittels derſelben urbi et orbi verkünden, daß der große Baſel mit einer neuen Komödie ſchwanger ginge oder daß der größere Faſel ſich anſchickte,

Digitized by Google

demnächst von einem neuen Roman entbunden zu werden. Die Freimaurerei der Mittelmäßigkeit, die gelehrte wie die belletristische, besaß noch nicht das weitverzweigte und einflußreiche Logennetz, worüber sie dermalen verfügt, und war demnach auch nicht im Stande, aus jedem beliebigen Spatzen je nach Bedürfniß einen Sprosser oder einen Adler zu machen.

So sah sich denn Meißner auf sich selbst gestellt, als er sich anschickte, dem in der deutschen Literaturgeschichte schon ehrenhaft bekannten Namen, welchen er trug, zu neuen Ehren zu verhelfen. Sein Großvater nämlich war jener 1753 zu Bautzen geborene August Gottlieb Meißner, welchen Kaiser Josef zum Professor der deutschen Literatur an der Universität Prag gemacht hatte und welcher als Verfasser der „Skizzen", der „Bianca Capello" und des „Alkibiades" einer der beliebtesten Erzähler des vorigen Jahrhunderts gewesen war. Im Vorbeigehen sei erwähnt, daß der Enkel Alfred pietätvoll die autobiographischen Aufzeichnungen des Großvaters gesammelt und unter dem Titel „Rokokobilder" (2. Aufl. 1876) zu einem sehr lesenswerthen Buche zusammengestellt hat, welches gar manches helle Streiflicht auf die josefische Zeit wirft.

Digitized by Google

Der junge Mann gewann im Jahre 1846 den Doktorhut der Medicin, hat aber, ſo viel ich weiß, niemals im Schatten dieſer ehrwürdigen Kopfbedachung gewohnt, das heißt ärztlich prakticirt. Wie es ſcheint, wurde er durch die warme Anerkennung, welche ihm die erſte öffentliche Probe ſeines dichteriſchen Talentes eintrug („Gedichte“ 1845) und welche das Erſcheinen ſeiner erzählenden Dichtung „Ziſka“ (1846) raſch zu entſchiedenem Beifall ſteigerte, für immer der Literatur zugewendet. Die „Gedichte“ liegen jetzt in zwölfter, der „Ziſka“ ebenfalls in zwölfter Auflage vor („Dichtungen“, 3 Bände, 1879).

Meißner's Stärke iſt nicht das, was man „reine Lyrik“ zu nennen pflegt. Nicht als ob ihm die lyriſche Stimmung fehlte, aber ſie kommt ſelten unmittelbar heraus. Seine Lyrik iſt keine Blume, die ſich ſelbſtherrlich auf ihrem Stengel, das heißt auf der elementaren Empfindung wiegt. Vielmehr gleicht ſie, wenn ich recht urtheile, einer Rebe, die ſich am Stabe entweder des Gedankens oder der Thatſache emporrankt, ſei dieſe ein Vorgang des Tages, ſei ſie ein Ereigniß der Geſchichte. Wie als Menſch, ſo iſt Meißner auch als Dichter von der Illuſion jener völkerbrüderlichen Weltbürgerei ausgegangen, worin

Digitized by Google

wir ja dazumal alle in Versen und in Prosa herumduselten, bis uns die lieben Nachbarn in Süd und Nord, West und Ost sehr empfindlich auf die ihnen menschenbruderschaftlich und völkersolidarisch entgegengestreckten Hände schlugen. In juvenilem Ueberschwang hatte unser Dichter sogar deutsche Klagelieder für das „unterdrückte" Czechenthum angestimmt, bis ihm sozusagen handgreiflich gezeigt wurde, wie die Herren Czechen mit dem Deutschthum umzuspringen gedächten, sobald sie das Heft in den Händen hätten. Bei guter Zeit hat sich dann Meißner den Thorentraum von der Völkerbruderschaft aus den Augen gerieben und hat sich, wie jeder anständige deutsche Kosmopolit in den letzten zwanzig Jahren gethan, zum patriotischen Kredo bekehrt. Nur notorische Narren oder notorische Lumpe hängen heutzutage noch die fadenscheinige Fahne der Weltbürgerei heraus. Wie warm unserm Dichter das deutsche Blut durch die Adern rollt, beweisen kraft- und klangvoll seine „Zeitklänge" von 1870 bis 1871 („Dichtungen", III, 157—190). Selbstverständlich jedoch ist Meißner's Patriotismus kein bornirter, wie ja überhaupt denkende und wissende Deutsche nie Chauvinisten sind. Wir lassen anderen Völkern gern ihr Recht,

Digitized by Google

nur wollten und wollen wir endlich auch einmal das unſere haben und halten. Die Rolle des kosmopolitiſchen Kulturdüngers kommt uns durchaus nicht mehr begehrenswerth vor, aber niemals ſollen und wollen wir jene Ader von Univerſalität verleugnen, welche ſich durch das Germanenthum zieht und zu deſſen edelſten Eigenſchaften gehört, obzwar ſie ihm ſelber nicht ſelten hochgefährlich wird, weil ſie die Entäußerung der Nationalität ſo ſehr erleichtert. Im beſten Sinne pulſirt dieſe Ader in unſerm Dichter. Vieles vom Schönſten, was ihm gelungen, iſt derſelben entquollen. Das wunderbare Sichhineinfühlen in fremde Länder, Orte und Menſchenſeelen iſt geradezu ein Hauptcharakterzug von Meißner's Poeſie. Man leſe, wie er Byron und Shelley kennzeichnet („Dichtungen", II, 173, 177). Ich glaube nicht, daß jemals ein Poet von einem Poeten bündiger und ſchöner charakteriſirt worden ſei, als Meißner in den ſechs Zeilen:

Ein ernſthaft ſpielend Kind, ein Maientag,
Der Schatten eines Menſchen, eine Laute,
Von jedem Windhauch tongeſchwellt — ein Hag
Voll Roſenduft, ein Geiſt, der Geiſter ſchaute,
Der Wurm und Vogel ſeine Brüder nannte
Und dem Natur ihr tiefſtes Sein vertraute —

Digitized by Google

den armen Shelley charakterisirte, und ich kann es nicht tadeln, sondern nur loben, daß er den Zug „a phantom among men“ aus einer berühmten Selbstkennzeichnung des englischen Dichters herübergenommen hat. Einzig schön ist das Gedicht „Venezia“ (D. II, 57), welches mit der Strophe:

Es schlummert eine Lehre,
Seltsame Stadt im Meere,
Mit tausend bunten Zinnen
Im Meere blau und still;
Schön wie ein Traum zu schauen,
Der bei des Morgens Grauen
In Luft und Duft zerrinnen,
In Nichts zerfließen will —

anhebt. Ich stehe nicht an, zu sagen, daß keiner der vielen Dichter, welche Venedig geschildert, besungen, betrauert haben, keiner, selbst Göthe, Byron und Platen nicht ausgenommen, den traumhaften Zauber der sterbenden Königin der Adria so magisch ergreifend vor das Seelenauge gebracht hat, wie Meißner in dieser herrlichen Elegie gethan — ja, ich glaube nicht zu irren, wenn ich meine, „Venezia“ sei das stimmungsvollste und formschönste seiner Gedichte. Hier ist es dem Dichter gelungen, die poetische Beschreibung zur Lyrik höchsten Stils zu erheben.

Digitized by Google

Als epischer Maler von scharfer Zeichnung und gesunder Farbenblüthe hat er sich erwiesen in den zwei „Reihen" von „Bildern und Gestalten" (D. II, 139 fg. III, 89 fg.), worunter auch die vorzüglich gelungene Historie „Das Ende der Gironde" mit der geistvollen Schlußwendung. Das Romanzenbuch vom Hussitenhelden Ziska dürfte seine bleibende Bedeutung als einer der bestgezielten epischen Würfe behaupten, welche den Poeten unserer Zeit gelungen sind. Es ist in dem Werke ein uns wohlthuend ansprechender, jugendfrischer Sturm und Drang, verbunden mit einer künstlerisch sicheren Beherrschung der poetischen Mittel. Ihre Glanzhöhe erreicht die Dichtung in den prächtigen Romanzen „Die Adamiten" und „Der Winzerzug" (D. I, 119, 127).

Die reiche Thätigkeit, welche Meißner auch im Roman und in der Novelle entfaltet hat, ist bekannt. Etliche zwanzig Bände zeugen davon. Unter den Romandichtungen steht der vierbändige Zeitroman „Schwarzgelb" mit seiner Erzählung „Babel" obenan. Das Werk darf sich ohne Anmaßung Gutzkow's „Ritter vom Geiste" zur Seite stellen. Es ist aber specifisch östreichisch. Es baut auf dem Boden der östreichischen Staats- und Gesellschaftszustände sich auf, wie die-

Digitized by Google

ſelben nach vertoſ'tem Sturm von 1848 ſich geſtaltet hatten. Nur ein geborener Oeſtreicher, der aber zugleich ein ſo feinfühliger, ſcharf beobachtender, geſtaltungsmächtiger und auch des Humors nicht ermangelnder Dichter wie Meißner ſein mußte, war im Stande, ſo zu „öſtreichern", das heißt die charakteriſtiſche Oeſtreicherei in Figuren und Situationen ſo lebenswahr herauszugreifen und vor uns hinzuſtellen. Als die Meiſternovelle unſeres Poeten bezeichne ich ohne Zögern die, welche „Zur Ehre Gottes" überſchrieben iſt. Da kann man ſehen, wie ein rechter Dichter das vielbehandelte Problem des Jeſuitismus faſſt und handhabt.

Wenn ein Schriftſteller von der lang ausdauernden und vielſeitigen Hervorbringungskraft Meißner's auf das durchſchrittene Arbeitsfeld zurückblickt, ſo kann es nicht fehlen, daß er zu einer Nachleſe auf demſelben ſich angeregt fühlt. Liegen doch allenthalben Aehren umher, welche beim Garbenbinden nebenaus gefallen ſind. Eine ſolche Aehrenleſe vollzog auch Meißner und er hat den Ertrag derſelben in einem zweibändigen Buche geſammelt, welches unter dem Titel: „Schattentanz" (Zürich, Cäſar Schmidt, 1881) erſchienen iſt. Der Titel will mir, offen geſtanden,

Digitized by Google

nicht gefallen. Derſelbe thut ja dem Buche geradezu ein Unrecht an, denn der Inhalt iſt nichtsweniger als ſchattenhaft, ſondern voll tüchtiger Weſenheit und Wirklichkeit. Das Ganze kann man, wenn man will, ein originelles Memoirenbuch nennen. Es enthält ein großes Stück vom Leben des Verfaſſers, Stimmungen, Erfahrungen, Erlebniſſe, Erinnerungen; aber nicht in der Form ſelbſtbiographiſcher Darſtellung, ſondern in der mannichfach wechſelnden Einkleidung von Wanderſtudien, Reiſenovellen, Begegnungen und Geſprächen. Dieſe perſönlichen Denkwürdigkeiten in künſtleriſcher Form gewähren einen nicht geringen Grad von äſthetiſchem Genuſſe, welcher durch die Theilnahme für die mit liebenswürdigſter Anſpruchsloſigkeit ſich gebende Perſönlichkeit des Autors noch erhöht wird. Es ſteckt auch viel Ernſt, manche ſehr beherzigenswerthe Lehre in dieſen ſcheinbar ſo leicht hingeworfenen, mit humoriſtiſchen Arabeſken verbrämten Skizzen. Heimat und Fremde, Deutſchland, Italien, Frankreich ſind die Schauplätze derſelben. Mitunter erweitert ſich die Skizze zu einer mit großer Liebe und Feinheit ausgeführten Novelle, wie „Toni“ eine iſt, womit der zweite Band anhebt. Mit tragiſchem Humor getränkt iſt „Die Geſchichte von

Digitized by Google

zehntausend Gulden", eine höchst zeitgemäße Geschichte fürwahr, namentlich gedankenlosen Optimisten zum lesen und bedenken zu empfehlen, welche nicht müde werden, zu sagen und zu singen, „wie so herrlich weit wir es gebracht" — im Gründen und Schwindeln. Feinfühlige Leser und Leserinnen werden auch mit Vergnügen die verschiedenen Tonarten auf sich wirken lassen, welche Meißner in den zwei Kapiteln „Frühlingstage in Ober-Italien" (1858) und „Bilder aus dem neuen Italien" (1874) anzuschlagen verstand. Unter den Gestalten, welche uns da vorgeführt werden, ist insbesondere der „unabweisbare Landsmann" (I, 211 fg.) von hochkomischer Ergötzlichkeit. Kaum minder ergötzlich geht es her am „Tische der Malcontenten" (II, 166 fg.), welcher freilich vor einem sehr ernsten Hintergrunde steht. Unsere innigste, geradezu schmerzliche Theilnahme dagegen weiß der Verfasser zu erregen und festzuhalten mittels seines Aufsatzes „Letzte Erinnerungen an Heinrich Heine" (II, 243 fg.), welche uns an die „Matratzengruft" des todtkranken Dichters in der Rue d'Amsterdam führen. Die Darstellung ist eine keineswegs weinerliche, und doch bewegt sie uns durch die ihr innewohnende Macht der Wahrheit zu Thränen,

Digitized by Google

durch welche hindurch wir dann wol auch wieder lächeln müſſen, wenn von dieſem troſtloſen Krankenbette her ein unverwüſtlicher Humor ſeine klingende Schellenkappe ſchüttelt, wie zum Beiſpiel während der luſtigen Begegnung Meißner's mit dem verſchollenen Auguſt Lewald in der Matratzengruft geſchah... Summa: Eine ſolche Aehrenleſe laſſen wir uns mit Vergnügen gefallen. Die Aehren ſind von gutem Geſchmacke, nahrhaft, erquicklich, und die Art der Leſe bezeugt, daß der Schnitter noch im Vollſafte ſeiner Rüſtigkeit ſtehe. Möge ihm gegönnt ſein, noch manche Garbe zu binden und einzuheimſen!

Dieſem Wunſche will ich noch einen weiteren, größeren, allgemeineren beifügen, einen Wunſch, der dahin geht, daß jeder Deutſche, welcher Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat, nach Vermögen die Deutſch-Oeſtreicher in dem guten Streit unterſtützen ſollte, den ſie für das Deutſchthum dermalen auszufechten haben und noch lange auszufechten haben werden. Solche Unterſtützung kann insbeſondere auch dadurch geleiſtet werden, daß die Mitarbeit Deutſch-Oeſtreichs an der nationalen Kultur, an unſerer Literatur, Kunſt und Wiſſenſchaft bei jeder Gelegenheit beachtet und geachtet, gewerthet und

Digitized by Google

anerkannt wird. Die Deutschen in Oestreich sollen allzeit fühlen und sich bewußt bleiben, daß sie mit uns anderen Deutschen nicht nur ein Fleisch und Blut, sondern auch ein Geist seien, und sie sollen sich dieses Gefühl und Bewußtsein ja nicht stören oder schädigen lassen durch das selbstgefällige und dünkelhafte Geschwätz einer Borussomanie, welche hohenzollern'scher sein will als die Hohenzollern und spreewässeriger ist als die Spree.

Digitized by Google

Zwiſchen Falknis und Piz Alun.

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Ragaz.

Der Sommer von 1880 hat, wie jedermann merken mußte, neben den gewohnten ordentlichen Liebenswürdigkeiten unseres lieben „gemäßigten" Klima's auch noch verschiedene außerordentliche entfaltet. Wir drei Freunde und Stammgäste von Ragaz, welche eine im Propheten Daniel bewanderte Kurgästin die drei Männer Sadrach, Mesach und Abednego — wenn nicht vom nebukadnezarischen Feuerofen, so doch vom kühlen „Quellenhof" — wunderlich benamsete, wir drei Freunde also hatten im Juni sattsame Gelegenheit, im Thale zwischen dem Piz Alun und dem Falknis häufig binnen Tagesfrist zu erfahren, wie es der Epidermis eines civilisirten Menschen am Nordkap oder aber unter

Digitized by Google

dem Aequator und umgekehrt zu Muthe wäre. Am Johannistage, welcher doch von kalenderwegen hätte ſo anſtändig ſein ſollen, etzliche Hochſommerlichkeit zu entwickeln, waren die Berge bis tief herab verſchneit und erfreute ſich eine Dame beim Morgenſpazirgang ihres vorſichtiger Weiſe mitgebrachten Pelzmantels. Wir durchmaßen mit langen Schritten die große Wandelhalle, eine der Zierden von Ragaz, und führten mehr oder minder anmuthige oder unmuthige Wettergeſpräche, als mir eine Karte gebracht wurde, welche beſagte, daß der liebe alte H. aus Stralſund im „Hof Ragaz“ eingetroffen wäre. Bald kam er ſelbſt, und wir tauſchten die Erinnerungen an unſer erſtes Zuſammentreffen am Ufer der reißenden und rauſchenden Tamina. Lang, lang war's her, gerade 25 Jahre! Noch ein Jahr früher war ich zum erſtenmal nach Ragaz gekommen und zwar in Geſellſchaft meines Freundes und Verlegers Otto Wigand, der nun auch ſchon lange „ruht im Bann des ewigen Schweigens“.

Ach, eines alternden Menſchen Fuß ſtößt überall an Gräber von Solchen, die Freud' und Leid mit uns getheilt hatten. Ja, ja, das Altwerden! Wohl dem, der auch dieſe ſchofle Einrichtung der „all-

Digitized by Google

gütigen Mutter" Natur, wie noch verschiedene andere, mit Humor zu nehmen und zu tragen weiß! Es gibt auch in unserer nüchtern-realistischen Zeit glücklicherweise noch solche Humoristen. Im Wartsale des züricher Bahnhofes war ich auf einen Herrn gestoßen, der mir bekannt vorkam. Ihm ging es mit mir gerade so. Nachdem wir eine Weile vigilirend um einander herumgegangen, trat die Idee in die Phase der Verwirklichung, d. h. wir erkannten uns. Hatten uns so etwa 26 Jährlein nicht mehr gesehen. „Nun, jünger sind Sie gerade nicht geworden, lieber Freund." — „Ja, lieber Freund, glauben Sie denn, ich hätte rückwärts wachsen sollen wie ein Kuhschwanz?" entgegnete er.

Einen Genuß hat das Alter vor der Jugend voraus: den ruhigen Gedankenaustausch zwischen Freunden, welche über verschiedenes verschieden denken können, aber in den Stürmen des Lebens die Reife oder, mit dem alten Lukretius zu sprechen, die „Frömmigkeit" gewonnen haben —

„Mit gleichmüthigem Sinn hinschauen zu können auf alles."

Demzufolge vermochten alle die Rücken und Tücken unseres, wie bekannt, „gemäßigten" Klima's

unſere Laune nicht zu trüben. Peripatetiker vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend, ſprachen wir mitſammen de rebus omnibus et quibusdam aliis, obzwar unſere Geſpräche nicht gerade immer ordonnanzmäßig „reichsfreundlich“ geklungen haben mögen. Weder konſervative Hep-Hep-Rufer, noch nationalliberale Kompromißflickſchuſter würden daran Freude gehabt haben. Auch die Säulenheiligen vom Centrum nicht, obzwar wir am Morgen unſeres Abreiſetages noch der Einweihung einer zwiſchen dem „Hof Ragaz“ und dem „Quellenhof“ erbauten katholiſchen Kapelle durch Seine Gnaden den hochwürdigen Herrn Biſchof von St. Gallen aus andächtiger Ferne zuſahen.

Unſeren Lungen und Beinen mutheten wir nicht mehr zu, als für Beine und Lungen von, wie die Schweizer ſagen, „beſtandenem“ Alter ziemlich. Wenn ich meine Blicke an den Felswänden des Falknis emporſchweifen ließ, kam es mir ſchier verwunderlich vor, daß ich vor Zeiten einmal da droben geweſen, und wie einer halbverklungenen Sage horchte ich dem, was ein anmuthiges junges Mädchen aus Mainz, welches in den letzten Tagen die langwierige und beſchwerliche Erſteigung des Bergrieſen kühn unternommen und tapfer ausgeführt hatte, von dem

Digitized by Google

herrlichen drobigen Ausblick rundum und weithin in die Alpenpracht zu erzählen wußte. Alles hat seine Zeit. Es gab eine, wo auch ich eine Art von „Bergfex" gewesen, obzwar nicht von jener höchsten Potenz der jetzo modischen Bergfexerei, welche zum Frühstück dieses Horn oder jenen Piz „nimmt" und zum Vesperbrot das so- und sovielte Gletscherjoch „macht".

Wir fassten die Resolution, daß es für uns zeit-, lungen- und beinegemäß, den Bergmajestäten unsere Huldigungen für diesmal und fortan bescheidentlich von untenhinauf darzubringen. Wer aber Jugend und einige Uebung im Bergsteigen besitzt, sollte während eines Aufenthaltes in Ragaz nicht versäumen, einen oder etliche der umherragenden Gipfel zu erklimmen. Mit dem Guschakopf und dem Fläscherberg beginnend, mag er zum Piz Alun vorschreiten, um dann an den Vasön (fälschlich Fasanenkopf geheißen) sich zu wagen und schließlich gar den Monte Luna, den Falknis, den Kalanda oder den Piz Sol zu „nehmen". Wer jedoch in Ragaz ernstlich die Kur machen will — ich meine nicht die Damen-, sondern die Wasserkur — der lasse die Bergsteigerei überhaupt bleiben und be-

Digitized by Google

ſchränke ſich auf mäßige Bewegung! Niemand ſollte jedoch verſäumen, von Ragaz auszufliegen — man kann es auch zu Wagen thun — über den Lucienſteig nach Vaduz, der Hauptſtadt des forellenreichen Reiches Liechtenſtein, nach Seewis im Prätigau mit dem Blick auf die Seeſaplana, nach dem kaſkadengeſchmückten Weißthannenthal und endlich nach Vättis. Die Fahrt nach Vättis iſt von den genannten die belohnendſte. Wo auf der Höhe hinter dem Dorfe Pfäfers der Weg ins Taminathal ſich hinabſenkt, erſchaut man rechtshin die ganze zwiſchen den Vaſön und den Monte Luna eingeſpannte Reihe der Grauen Hörner mit ihren phantaſtiſch geformten Felszacken und ihren ſchimmernden Schneefeldern. Vättis ſelbſt liegt hart am nördlichen Fuße der ungeheuren Felspyramide des Kalanda, von welchem das Dichterwort:

„Aus einem tiefen, tiefen Thal
Steigt auf der Berg als wie ein Stral“ —

buchſtäblich gilt. Ueberſchreitet man den Bergſtrom und geht die kurze Strecke bis zur Baſis der unterſten Felsterraſſe des Kalanda hinan, zu einer Stelle, wo ich in verſchiedenen Jahren noch im Monat September die Schneetrümmer einer im Frühling herabgeſtürzten

Digitized by Google

Lawine vorgefunden habe, so thut sich ein Einblick in das wildschöne Kalfeuserthal auf, aus dessen Hintergrund, falls nämlich unser „gemäßigtes“ Klima der Sonne zu scheinen gerade allergnädigst gestattet, der Sardonagletscher hervorblitzt, der Vater der Tamina.

Weitere Ausflüge der ragazer Kurgäste gehen über Chur, Reichenau und das mit Schlössern und Burgruinen reichgeschmückte Domleschg nach Thusis zur Via mala, welche aber, unmittelbar nach der Quellschlucht von Pfäfers gesehen, keine große Figur mehr macht. Eine solche macht aber die Straße über den Schyn, welche linkshin von Thusis bei der Einmündung der Albula in den Rhein anhebt. Wer einmal dort, sollte den kühn angelegten und wahrhaft prächtig ausgeführten Paßweg hinaufwandern bis zur schwindelnd hoch über die Albula gespannten Solisbrücke. Der Blick hinunter in die Stromschluchten, hinüber zum Piz Beverin, hinauf zu den dräuenden Gehängen des Piz d'Err ist groß. In entgegengesetzter Richtung ziehen die Ausflügler von Ragaz hinunter an den düsterschönen Walensee und dort von Murg oder Mühlehorn hinauf nach Obstalden und auf guter Straße über den Kerenzer-

Digitized by Google

berg hinüber nach Mollis im Glarnerland, um auf dem Rückwege in der über dem Bahnhof von Weeſen hübſch gelegenen Herberge „Zum Speer“ angenehme Raſt zu halten. Iſt man aber im Glarnerland, ſo müßte man ein fühlloſer Barbar ſein, wollte man das zwiſchen den Glärniſch und den Wiggis hineingeſpaltene Klönthal nicht beſuchen, mit ſeinem die Felswände des Glärniſch widerſpiegelnden See unbedingt eins der eigenartigſten Hochthäler der Alpen, das einmal einer — ich glaube, ich war es ſelbſt — treffend mit der Poeſie Lenau's verglichen hat. Und thun Sie mir, meine mehr oder minder werthen Damen und Herren, thun Sie mir oder vielmehr ſich ſelber den Gefallen, von Glarus aus auf der jetzo das Linththal hinanraſſelnden Eiſenbahn bis zum ſchöngelegenen, heilkräftigen und nahrhaften Bade Stachelberg zu fahren, von da, an den Fätſchbach- und Schreienbachfällen vorbei, bis zum Tödihaus im „Thierfehd“ zu wandern und von dort — 's iſt ja nicht mehr weit — über die Pantenbrücke, unter welcher, tief im Abgrund, die junge Linth dahintobt, hinauf zur Ueieli-Alp, allwo euch Se. Majeſtät der Bergkönig Tödi unwiderſprechlich darthun wird, daß er ein Prachtkerl sans phrase. Welche olympiſche

Digitized by Google

Ruhe dort oben! Welche Sicherheit vor alle dem politiſchen, geſchäftlichen, literariſchen und muſikaliſchen Spektakel drunten! Welche Auflöſung der tauſend Diſſonanzen des Menſchendaſeins in die balſamiſche Harmonie feierlichen Schweigens! Mit Wonne gedenk' ich noch jetzt eines milden, wolkenloſen Herbſttages, den ich, ziellos umherſchweifend, vor Jahren einmal ohne jede Störniß auf der Ueieli-Alp verbrachte. Dort iſt mir der Tiefſinn von Hölderlins Wort aufgegangen: „Nun verſteh' ich den Menſchen erſt recht, da ich fern von ihm in der Einſamkeit weile."

Wer aber im Lande, d. h. in Ragaz bleibt, um redlich warmes Waſſer zu trinken, zu baden, ſich nebenbei vortrefflich — vielleicht etwas vortrefflicher als kurgemäß — zu nähren, in den ſchönen Gärten des Quellenhofes und des Hofes Ragaz umherzuſchlendern, im Waldparke droben zu träumen oder in der großen Säulenhalle vor dem Kurhauſe den Weiſen der vortrefflichen Kurkapelle zu lauſchen, der mag Vormittags zur Ruine Freudenberg ſpaziren, um von dort nach den ſieben oder mehr Kuhfirſten (d. h. Kuhrücken, nicht Kurfürſten) am Walenſee, nach den beiden Gonzen und dem Allvier auszuſchauen,

Digitized by Google

und mag dann gegen Abend hin die ſanft anſteigende Waldzickzacksſtraße hinaufwandern bis zur Ruine Wartenſtein, auf die von rechtsher der koloſſale Felsblock, welcher burgartig den Piz Alun krönt, herabſchaut, während links unten das Rheinthal bis Zizers ſich aufthut und das Auge auf dem ſatten Grün der Bergwände des Prätigau's ruht, von woher die Landquart durch die Klus hervorbricht, um ſich unfern der Tardisbrücke dem Rhein in die Arme zu werfen. Sind Luft und Licht dir gewogen, ſo ſiehſt du jenſeits des Stromes Maienfeld und Jenins aus dem grünen Kranz ihrer Weingärten weiß hervorſchimmern und ſpäter, wann die Dämmerung ſchon ihren Duftſchleier auf das Thal zu breiten ſich anſchickt, die rieſigen Felszacken des Falknis im Abendſtrale roth aufglühen. Wer im Beſitz eines leidlich gut erhaltenen Piedeſtals, ſollte auch den Beſuch des Dorfes Pfäfers, des nahebei gelegenen Tabor, ſowie des Bergdorfes Valens nicht verſäumen.

Der Gang von Ragaz die Tamina entlang zum Bade Pfäfers und zur hart dahinter ſich öffnenden Quellſchlucht, deren Großheit keine zweite Kluft oder Klamm im ganzen Umfange der Alpen erreicht, iſt für jeden Kurgaſt und für jede Kurgäſtin ſelbſtver-

Digitized by Google

ständlich. Wer hier einmal gewandelt, unter sich die tosend in ihrem Felsrinnsal daherschäumende Sardona-Tochter, über sich die gigantischen Wölbungen einer kyklopischen Naturarchitektur, der trägt einen Eindruck mit fort, welcher sich niemals verwischt.

In Dunkel und Schweigen liebt die Natur ihre heiligsten Mysterien zu bergen. Aber der Mensch, zugleich ihr Sklave und ihr Tyrann, dringt wißbegierig und nutzungssüchtig in ihre innersten Geheimnisse. So hat er auch hier, unter dem Bogen einer an urzeitliche Erdumwälzungen gemahnenden Riesenhalle, einen Schacht in den Fels gebohrt, um die dampfende Najade bei ihrem Hervorsprudeln aus der Tiefe zu fassen und zu fangen, damit sie ihm dienstbar sei. Umwirbelt von Dampfwolken, welche die Leuchte des Führers nur schwach durchhellt, stehst du, nachdem du etwa fünfzig Schritte in einem engen Stollen gethan, in einer wie von Berggeisterhänden geweiteten Höhlung und blickst über ein hölzernes Geländer hinweg in einen tiefen Kessel hinab, von wo ein leises Gemurmel und Geplätscher heraufkommt, kaum vernehmbar in dem von draußen hereindringenden Rauschen der Tamina. Dort unten quillt die Heilquelle von Pfäfers-Ragaz, kristallhell, das

Digitized by Google

klarſte, reinſte Urwaſſer von 30 Gr. R. Wärme, vergleichbar nur den ſchweſterlichen Waſſern von Gaſtein und Wildbad. Alswie ein von den geheimnißvoll im Erdinnern waltenden Mächten an die Oberwelt geiſterhaft heraufgeſandter Gruß muthet das leiſe Murmeln und Plätſchern dich an.

Biſt du dann wieder hervorgetreten aus Dampf und Dunkel auf die ſchmale Plattform vor dem Quellſchacht, von welchem aus die Röhrenleitung zum Bade Pfäfers und, bald über, bald unter der Erde, immer die Tamina entlang oder dieſelbe überbrückend, die Wegſtundelänge bis hinab nach Ragaz geht — da mag dir wohl der Gedanke kommen, wie wildſchauerlich es an dieſer Stelle vor 800 und etlichen 40 Jahren ausgeſehen haben müſſe, dazumal nämlich, als — wie Urgroßmutter Sage zu plaudern weiß — ſo um das Jahr 1038 herum eines Tages ein kühner Jägersmann, der Karl vom hohen Balken aus Valens, in den Taminaſchlund kecklich ſich hineingewagt und den Heilquell gefunden hat. Die Sage will ihr Recht, und ſo ſoll ihr nicht verübelt werden, daß ſie in ihrer naivpoetiſchen Weiſe dieſe Findung auszuſchmücken liebte. Der Jäger hatte ſein Leben gewagt, um eine von krächzenden Raben in den

Digitized by Google

Abgrund hineingejagte Taube vor ihren Verfolgern zu ſchützen — wohl ein Anklang an die Kloſterſage von Pfäfers-Pirminsberg, derzufolge ja eine „ſchneeweiße" Taube (die Tauben ſind bei ſolchen Gelegenheiten bekanntlich immer weiß, ſchneeweiß) dem heiligen Pirmin und ſeinem Freunde Adalbert den Weg zu der Stelle auf der Bergterraſſe rechts am Fuße des Piz Alun gewieſen hatte, allwo zwiſchen 721 und 730 das jetzt zum Staatsirrenhaus des Kantons St. Gallen umgewandelte Kloſter gegründet und mit Benediktinermönchen aus der Reichenau bevölkert wurde. Längs des tobenden Gletſcherwaſſers durch das Geſtrüppe der bislang noch von keines Menſchen Fuß betretenen Urwaldwildniß ſich Bahn brechend, ſtand der Jäger plötzlich ſtaunend, ſtarrend ſtill, als er aus einem Felsſpalt weiße Dampfwolken hervorwirbeln ſah, welche der heiße Quell aus der verborgenen Tiefe heraufathmete. Der Finder des „Wunders" machte als der Gotteshausmann, der er war, ſeinem Herrn, dem Abte von Pfäfers, ſchleunige Meldung. Aber 200 Jahre lang ließ man den köſtlichen Fund unbenutzt. Der Ort galt für unheimlich; denn möglicher, wahrſcheinlicher Weiſe ſogar waren ja die in ſo grauenvoller Oede

Digitized by Google

geſpenſtig aus der Tiefe dringenden Dampfwolken wohl nichts anderes als der Odem- oder Brodem-aushauch Sr. hölliſchen Majeſtät des Satans.

Die Kunde von dem erſten Quellfund war ſo völlig verſchollen, daß, als um das Jahr 1212 zwei Jäger aus Vilters, Thuoli und Vils, im Taminaſchlund zufällig den Quell wieder auffanden, ihre Entdeckung für etwas ganz Neues galt. Dieſe zweite Findung verſcholl aber nicht wieder. Der Fürſt-Abt von Pfäfers, Hugo der Zweite, machte um 1242 das heilſame Naß zuerſt leidenden Menſchen zugänglich. Aber dieſer Zugang war geradezu mit Lebensgefahr verbunden und zwar noch lange Zeit, auch dann noch, als in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts hart beim zuwegegebrachten Ausfluß der Quelle und auf quer über das toſende Rinnſal der Tamina gelegten Balken ein hölzern „Badhus“ gebaut, ſowie in die Felswand am linken Ufer des Bergſtroms eine Kapelle gehöhlt worden war — Spuren dieſer waldurſprünglichen und troglodytiſchen Bauten ſind noch jetzt bemerkbar — auch dann noch mußten die Badgäſte an Stricken oder hängenden Leitern in die furchtbare Kluft hinabklettern und in derſelben Halsbruch drohenden Weiſe wieder hinauf.

Digitized by Google

So ist auch der schwerkranke und todmüde Flüchtling Ulrich von Hutten, von Zwingli an den reformistisch gesinnten Abt Johann Jakob Russinger — sein Name bleibe in Ehren! — warm empfohlen, als Gast des Prälaten im Juni oder zu Anfang Juli's von 1523 in den Quellschlund hinunter und nach erfolgloser Kur wieder herauf gelangt. Der gute Abt erwies dem verketzerten und verfemten, namentlich von dem gelehrten Klügling Erasmus von Rotterdam bis in den Tod hinein giftig gehetzten Patrioten alle Freundlichkeit, wie solche heutzutage wahrlich kein katholischer Prälat und kein lutherischer Propst mehr einem Ketzer erwiese. Bald darauf — am letzten August oder am ersten September? — ist Hutten im Pfarrhaus auf der Insel Ufnau im Zürichsee gestorben. Der gebildetste, hochherzigste und tapferste der Reformatoren, Ulrich Zwingli, hatte bis zuletzt seine „milde und feste" Hand schützend über dem unglücklichen Mitstreiter gehalten. Am 11. Oktober 1523 schrieb er aus Zürich an Bonifaz Wolfhart: „Hutten hat nichts, gar nichts von irgendeinem Werthe hinterlassen: keine Bücher, keine Fahrhabe, nichts als seine Feder" (nihil reliquit, quod ullius sit pretii: libros

Digitized by Google

nullos habuit, supellectilem nullam praeter calamum). „Nichts als seine Feder!“ Natürlich. Er hatte ja sein Vaterland mehr geliebt als sich selbst. Wäre er ein Opportunitätsschwabbeler, Zweiächseler und Manteldreher gewesen wie sein Denunciant und Verfolger Erasmus und alle die zahlreichen Erasmi unserer eigenen Tage, so würde er reich in seinem eigenen Haus und Bette gestorben sein und die Sippschaft Erasmorum hätte ihm nach seinem Tode auch noch ein Standbild aufgerichtet. „Nichts als seine Feder!“ Man meint das verachtungsvoll-mitleidige Lächeln zu sehen, welches dieser Nachruf unsern „liberalen“ Gründern und Gründergehilfen, welche die patriotische Phrase so hübsch mit der einträglichen Jobberei und Gimpeljagd zu verbinden verstanden, auf die Lippen lockt. Sie wußten und wissen besser für sich zu sorgen, diese Herren „Realpolitiker“ und Redenfeilgaukler, welche es glücklich dahingebracht haben, daß völlige Grundsatzlosigkeit für das Hauptmerkmal eines normalmäßigen deutschen „Reichsfreundes“ gilt. . . .

Etliche Jahre später als Hutten besuchte sein berühmter Zeitgenoß Theophrastus Paracelsus den Heilquell im Taminaschlund und entwarf eine Be-

Digitized by Google

schreibung desselben. Diesen ersten Versuch einer sachkundigen Untersuchung und Würdigung der wohlthätigen Naturgabe ließ der Abt von Pfäfers drucken und veröffentlichen, wodurch der Ruf des Bades immer weiter in die Welt ausging. Die junge Anstalt hatte übrigens Schweres durchzumachen. Wiederholt, 1611 und 1629, brannte das Badhaus ab. Ein andermal war das nach der ersten Einäscherung wiederhergestellte durch den Herabsturz von Felsblöcken zertrümmert worden. Nach dem zweiten Brande verschritt man zu der dazumal sehr schwierigen Untersuchung der Taminaschlucht ihrer ganzen Länge nach, um einen passenderen Platz zur Anlage der Badgebäude ausfindig zu machen, und unter dem Regimente der beiden Aebte Jodokus und Johannes wurde der Bau des Bades Pfäfers da in Angriff genommen, wo das seitdem vielfach umgebaute und vergrößerte noch jetzt steht, und zugleich wurde mit unsäglicher Mühwaltung die erste Röhrenleitung von der Quelle bis zum Badhause hergestellt. Am Pfingstfest von 1630 strömte das Quellwasser zum erstenmal durch diese an den Felswänden der Schlucht aufgehängte Röhrenleitung. Der Grundstock der jetzigen Badbaulichkeiten, deren klösterlicher Stil viele Besucher

Digitized by Google

zu der ganz irrthümlichen Anſicht verleitet, das Haus wäre urſprünglich ein Kloſter geweſen, rührt von dem Abte Bonifaz dem Erſten her (1704).

Alles hat ſeine Zeit, das Bergeſteigen wie das Daſein von Klöſtern. Das Kloſter Pfäfers-Pirminsberg hatte im Jahre 1838 ſo abgewirthſchaftet, daß die Säkulariſation räthlich, ja nothwendig geworden war. Einer der „aufgehobenen" Konventualen hat mir ſeiner Zeit auf dem Wege zwiſchen Mels und Flums erzählt, die Mehrzahl der letzten Mönche von Pfäfers wäre entſchieden für die Aufhebung geweſen. Der Abt hätte die Rede, welche er im Kapitelſale inbetreff der Frage: Sein oder Nichtſein? an den verſammelten Konvent gerichtet, in die Schlußworte zuſammengefaſſt: „Die Sachlage, meine Brüder, iſt ſo, daß wir entweder zur ſtrengen Regel unſeres heiligen Stifters Benediktus zurückkehren oder aber die Regierung von St. Gallen um Aufhebung angehen müſſen" — und darauf wäre zur Antwort ein lautes: „Aufheben! Aufheben!" erſchollen. Man willfuhr dem Wunſche. Der Staat verſorgte die Mönche — es waren ihrer, wenn mein Gedächtniß mir treu iſt, noch 13 oder 15 — auskömmlich, richtete das Kloſter

Digitized by Google

zu einer Irrenanstalt her, erweiterte das Bad Pfäfers und machte dasselbe eigentlich erst recht zugänglich. Denn bislang hatte man von Ragaz her nur auf dem Umwege entweder über Valens oder über Dorf Pfäfers und nur mühsälig zu dem Bade gelangen können. Die St. Galler Regierung baute, in den Besitz der Klostergüter gelangt, die kühne und schöne Straße längs der Tamina von Ragaz aufwärts bis Pfäfers, von wo sie mittels einer Röhrenleitung einen Theil des Quellwassers zum „Hof Ragaz" herabführte, welcher zeitweilig die Residenz der pfäferser Aebte gewesen war und jetzt ebenfalls zu einer Badanstalt eingerichtet, sowie in den nächsten Jahren mittels beträchtlicher Anbauten zu seiner jetzigen Gestalt gebracht wurde. Am 31. Mai von 1840 eröffnet, gedieh die Kuranstalt „Hof Ragaz" bald außerordentlich, besonders vom Jahre 1844 an, wo die Gebrüder Hauser als Pächter der ganzen Staatsdomäne Ragaz die Bewirthschaftung übernahmen. Die beiden Eisenschienenwege, deren einer vom Bodensee, deren anderer vom Walensee heraufführt, haben selbstverständlich zum Aufschwunge des neuen Badortes viel beigetragen. Als ich die ersten Male nach Ragaz kam, existirte die Eisenbahn noch nicht,

Digitized by Google

und dazumal durfte man, ohne beleidigend ſein zu wollen, den Ort wohl ein Neſt nennen. Heute iſt Ragaz mit ſeinen Hôtels und Penſionen, mit ſeiner ſchönen „Dorfbadhalle", mit ſeinen hübſchen Privathäuſern und Gärten ein ſtattlicher Flecken, den eine „Stadt" zu nennen Fremde nicht anſtehen.

Für dieſen Aufſchwung iſt ohne Frage der Uebergang der Staatsdomäne Pfäfers-Ragaz in Privatbeſitz geradezu epochemachend geweſen. Der Staat St. Gallen hatte die Verpachtung doch auch gar zu wenig einkömmlich, die Verzinſung dem Kapitalwerth der großen Domäne nicht entfernt entſprechend gefunden und finden müſſen. Er ſuchte einen vertrauenswürdigen und tüchtigen Käufer und fand einen ſolchen in der Perſon des Architekten Bernhard Simon aus Niederurnen im Glarnerland, eines self-made man im vollen Sinne des Wortes. Kaufweiſe erwarb dieſer ein- und umſichtige Mann die ganze Domäne Ragaz erb- und eigenthümlich, dazu die pfäferſer Heilquelle, die Quellſchlucht, das Bad Pfäfers und die Straße von dort nach Ragaz auf 100 Jahre (vom 1. Januar 1868 bis zum 31. December 1967). Der neue Beſitzer griff das Werk der Um- und Neugeſtaltung energiſch an und führte daſſelbe in großem

Digitized by Google

Stile durch. Der mächtige „Quellenhof", der Kursal mit seinem imposanten Säulenportikus, die schönen neuen Bäder mit der höchst wohlthätigen Wandelhalle wurden erbaut, Gärten- und Parkanlagen mit Springbrunnen und Teichen geschaffen, zu den Ruinen und Aussichtspunkten Wartenstein und Freudenberg, wie hinunter an den mittels kolossaler Steindämme gebändigten Rhein und hinauf in den Buchenwald bequeme Wege geführt. Eine große Wohlthat für die Insassen des Quellenhofes und des Hofes Ragaz ist es auch, daß der Besitzer — wir Stammgäste pflegen ihn scherzweise den „Tyrannen" zu nennen — eine hoch droben am Piz Alun gewaltig hervorsprudelnde Quelle herrlichen Trinkwassers erworben und sorgfältig in eisernen Röhren zu Thale geleitet hat. Die neueste Schöpfung des rastlosen Mannes ist die katholische Kapelle, welche er über der die beiden Höfe verbindenden Galerie erfindungsreich gewölbt hat, den Wünschen gutkatholischer Französinnen und Franzosen zu Gefallen, welche ihre tägliche Messe möglichst bequem hören wollen. Ein protestantischer Betsal findet sich im Hof Ragaz. Das nächste Jahrhundert sieht vielleicht in Ragaz auch eine Synagoge, eine Moschee und eine Pagode erstehen, voraus-

Digitized by Google

geſetzt, daß bis dahin die europäiſche Menſchheit auf ihrem dermaligen Krebsgange nach Kanoſſa und wahlverwandten Orten nicht in dem rieſigen Schafeſtall angelangt ſein werde, welcher die Aufſchrift trägt: „Ein Hirt und eine Heerde.“

Ragaz iſt nachgerade ein Weltbad geworden, aber — Dank den Göttern! — kein geräuſchvolles Vergnügungsbad. Hierher kommt man nicht mehr oder minder läppiſcher Zeitvertrödelungen wegen, ſondern um ſeiner Geſundheit willen. Für Kurgäſte von jener Sorte, welche die Schweizer ſehr treffend „Luſtigmacher“ zu nennen pflegen, iſt der Boden von Ragaz zu heiß oder vielmehr zu kühl. Von Lärm und Tumult keine Rede! Die Kurgeſellſchaft beſteht aus ernſten und geſetzten Leuten, welche ihre Leiden lindern, ausruhen, ſich auffriſchen wollen in dieſem wunderbar ſchönen Alpenthal. Am vollſten wird der Ort im Juli und Auguſt in Folge des Touriſtenzuges. Am angenehmſten iſt der Aufenthalt und Kurgebrauch im Juni oder im September. In dieſen beiden Monaten trifft man dort auch die meiſten deutſchen, deutſchſchweizeriſchen und deutſch-öſterreichiſchen Familien, während im Hochſommer Engländer, Amerikaner, Ruſſen und Franzoſen vor-

Digitized by Google

herrschen, durchsprenkelt mit Italienern und Spaniern, Polen und Skandinaviern. Seit 1870—71 hat auch das jährliche Kontingent deutscher Officiere sehr zugenommen, und es gereicht mir zur besonderen Freude, sagen zu können, daß ein wissender und merkender Mann im Umgange mit diesen Männern unschwer herausfühlen kann, warum und wieso Deutschland in seinem großen Jahre Frankreich besiegen konnte, mußte.

Wär' ich ein orthodoxer Heide oder ein orthodoxer Christ, so hätte ich, dankbaren Gemüthes, längst in der Quellschlucht eine Votivtafel aufhängen müssen. Da ich aber nur ein leidlich frommer Mensch im Sinne des Lukretius bin, so darf ich mich begnügen, dir, o hilfreiche Najade von Pfäfers-Ragaz, dieses bescheidene Weihgeschenk gestiftet zu haben.

Digitized by Google

II.

Zum jüdiſchen Krieg.

1.

Mai 1880.

„In fünfzig Jahren wird der Stephansdom eine Synagoge ſein.“

Der das ſprach, war ein am wiener Hofe beglaubigter Diplomat und zur Stunde, als er es ſprach, mein Tiſchnachbar im „Quellenhof“ in Ragaz.

Als das Wort gefallen, hoben links und rechts und hüben und drüben verſchiedene Mayer und Meyer, item diverſe Meierinnen und Maierinnen und weiterhin mehrere Majer und Mejerinnen die Köpfe und thaten ihre mehr oder minder orientaliſchen Augen fragend auf.

Digitized by Google

„Sie glauben?“ entgegnete ich halblaut; denn meine angeborene Schüchternheit hätte ſich vor dem Kreuzfeuer beſagter Augen, wenigſtens der weiblichen, gern in ein Schneckenhaus zurückgezogen, ſo eins dageweſen.

„Zuverſichtlich!“ erwiderte er frei heraus, maßen ſeine Kurzſichtigkeit ihm gegen das Kreuzfeuer Deckung gewährte. „Zuverſichtlich! Sie werden ſchon ſehen.“

„Hm, ich denke, wir Beide werden es jedenfalls nicht mehr ſehen.“

„Thut nichts. Geſchehen wird es doch.“

„Nun, wenn es geſchieht, ſo wird es ſich auch ertragen laſſen.“

„Sehr reſignirt!“

„Warum nicht? Sind Sie ein rechter Prophet, ſo iſt ja das von Ihnen Prophezeite Schickſalsſchluß und wer vermag dann etwas dagegen?“

„Das iſt wahr. Es iſt ja auch Schickſalsſchluß, daß die Hechte den Karpfen das Daſein ungemüthlich machen.“

„Gewiß. Die Hechte, ſo ſie groß und ſtark genug dazu ſind, freſſen ſogar die Karpfen auf. Aber ich meine, es wäre zeitgemäß und diätetiſch, draußen in der Veranda den Kaffee der Verdaulich-

Digitized by Google

keit zu ſchlürfen und den Glimmſtengel der Beſchaulichkeit zu rauchen."

Draußen ging dann das Zwiegeſpräch unbeaufſichtigter weiter.

„Ja, ja" — ſagte er — „die jüdiſchen Hechte im chriſtlich-germaniſchen Karpfenteiche! Kein übles Bild. Ich fürchte, die Karpfen ſind dumm, träg und feige genug, ſich auffreſſen zu laſſen."

„Dann geſchieht ihnen recht."

„Wohl, wohl. Ich wollte nur, daß beſagte Hechte wenigſtens ſtumm wären."

„Ein grauſamer Wunſch! Bedenken Sie doch, daß die erzwungene jüdiſche Redenverhaltung jahrhundertelang gewährt hat. Als die ſchlechthin gerechte, geſchichtlich nothwendige, von uns allen ein bißchen miterkämpfte Emancipation plötzlich den Spund aus dem Faſſe ſchlug, quoll das langverhaltene Redenwaſſer ſtromweiſe hervor. Das war doch ganz natürlich und in der Ordnung."

„Ja, beim ober- und beim unterirdiſchen Zeus, ſo ſtromweiſe, daß man alle Urſache hätte, das Wort Parlamentarismus mit dem Worte Mauſchelismus zu erſetzen."

„Na, na, keine chriſtlich-germaniſchen Superlative!

Digitized by Google

Wir Beide ſind ja keine Redner-Konkurrenten, und da es einmal zu den tiefgefühlten Bedürfniſſen unſerer Zeit gehört, daß alljährlich ſo und ſo viele Millionen Ellen Reden abgehaſpelt werden, ſo iſt's am Ende aller Enden einerlei, ob Leute mit Knollen- oder mit Stülp- oder mit Haken-Naſen ſelbige abhaſpeln."

„Sie verbitten ſich die Superlative und ſind doch heute ſelber ein Superlativ von Toleranz."

„Bitte, nicht bloß heute. Auch kein Superlativ, aber allerdings ein entſchiedener Poſitiv. Daß die Menſchen einander dulden und ertragen ſollen, das iſt ja doch der Weisheit letzter Schluß."

„Einander dulden und ertragen, was? Und man ſchilt Sie einen Peſſimiſten, Sie Optimiſticiſſimus, Sie! Freſſen oder ſich freſſen laſſen — das iſt die Parole der Weltgeſchichte."

„Leider! Aber wollen wir nicht, ſo lange wir auf dieſem friedlichen Fleck Erde zwiſchen dem Fuße des Piz Alun und dem des Falknis weilen, die ewige Kampfloſung hintanſtellen? Und da wir — mit Ihrer Erlaubniß etwas weniger waldurſprünglich zu ſprechen — vom Eſſen kommen und vom Eſſen reden, ſo möcht' ich Sie fragen: Eſſen Sie gern ungeſäuertes Brot?"

Digitized by Google

„Nein, ich mag die Mazzen nicht.“

„Ich auch nicht. Aber iſt es nicht eigen, daß gerade das Volk, welchem ungeſäuertes Brot von ſakraler Bedeutung war, den Sauerteig der Weltgeſchichte vorſtellen mußte und muß?“

„Daran iſt etwas Wahres.“

„Ja wohl. Das Judenthum war ſchon im Alterthum der weltgeſchichtliche Sauerteig, war es im Mittelalter und iſt es in der modernen Zeit mehr als je.“

„Ei, ja doch, ein zerſetzendes Ferment! Es wirkt auf die Geſellſchaft lockernd, löſend, nivellirend, pulveriſirend.“

„Es wirkt, wie es muß. Wann ſein Müſſen vorüber, ſeine Miſſion vollzogen iſt, wird es verſchwinden, wie ſchon ſo manches welthiſtoriſche Ferment, nachdem es ſeine Arbeit gethan, verſchwunden iſt. Nach den furchtbaren Kriſen und Kataſtrophen, welchen die moderne Geſellſchaft entgegentreibt — Sie ſehen, Sie haben mich angeſteckt mit Ihrer Weiſſagerei — ja, nach dieſen Kriſen und Kataſtrophen, welche, allen Vorzeichen zufolge, wohl ſicherer und früher eintreten dürften, als die Umwandelung Ihres Stephansdomes zur Synagoge, wird es kaum

Digitized by Google

noch Juden geben, wenigstens keine geschlossene Judenrasse mehr."

„Hm, das scheint mir doch eine sehr kecke Vermuthung angesichts der zäh und hochmüthig behaupteten Ausschließlichkeit dieser Rasse."

„Was wollen Sie? Die feste Masse, zu welcher das Judenthum in dem Mörser vielhundertjähriger Unterdrückung zusammengestampft worden ist, kann unmöglich so rasch zerbröckeln, wie allerdings im Interesse eines Verschmelzungsprocesses lebhaft zu wünschen wäre."

„Das ist es ja eben: die unter allerhand sehr durchsichtigen Masken sich bergende hochmüthige, geradezu größenwahnsinnige Einbildung, von jeher das auserwählte Volk gewesen zu sein und fortwährend zu sein, sie erklärt nicht nur, sondern begründet auch das Volksvorurtheil, daß die Juden sammt und sonders Feinde seien."

„Das Vorhandensein dieser populären Anschauung will ich nicht bestreiten. Aber, dieselbe vorausgesetzt, meine ich, daß anständige Menschen auch am Feinde das achten, was achtungswerth. Sodann glaube ich, daß bedeutend viel weniger christlich-germanischer Neid und bedeutend viel mehr

Digitized by Google

chriſtlich-germaniſche Findigkeit und Rührigkeit den Juden gegenüber ſehr am Platze wären. Endlich ſollten wir im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts in der Kultur und in der Gerechtigkeit nachgerade doch ſo weit ſein, zu wiſſen und anzuerkennen, daß es unter jedem Volke und in jeder Raſſe, unter Germanen wie unter Romanen, unter Slaven wie unter Semiten, Gerechte und Schlechte, Biedermänner und Schufte, Helden und Lumpe, Heilige und Böſewichte gebe."

„So iſt es; aber Sie dürfen dieſen Satz beileibe nicht auf die Juden anwenden, wenigſtens nicht öffentlich. Sonſt ſchreit es ſogleich aus allen Ecken und Enden: „Zu deinen Gezelten, Iſrael!", und aus dieſen Gezelten würde ein Schopharblaſen gegen Sie erhoben werden, daß Ihnen Hören und Sehen verginge."

„Bah, ſo gefährlich iſt es denn doch wohl nicht. . ."

Vielleicht hätte ich nicht ſo zuverſichtlich geſprochen, wenn ich zur Stunde, wo der vorſtehende Dialog ſich ereignete, ſchon die etlichen Lebensjahre mehr zählte, die ich jetzt zähle. Denn, traurig zu ſagen, heutzutage darf man das oben behandelte

Digitized by Google

Thema kaum mehr anschlagen, ohne Gefahr zu laufen, aus den erwähnten — journalpapierenen — Gezelten angeschrieen zu werden, man rieche sehr vernehmlich nach einer berliner Hofpredigerkutte, man sei ein Hep-Hep-Rufer, ein mittelalterlicher Fanatiker, ein zeitwidriger Finsterling, und wenn keine asina Bileami, so doch ein deutscher Esel. Ich gebe gerne zu, daß die Hochvernünftigen und Feingebildeten in der Judenheit nicht also mit in den Schophar blasen; allein die Feingebildeten und Hochvernünftigen bilden in der Judenheit gerade wie in der Heidenheit und wie in der Christenheit nur die kleine Minderzahl. Die Mehrzahl der Juden aber — und zu dieser Mehrzahl gehörten sicherlich auch jene direkten Abkömmlinge Abraham's, Isaak's und Jacob's, welche während der Gründerschwindel-Jubelzeit mittels ihres frechen und geräuschvollen Uebermuthes schweizerische Kurorte sommerlang unsicher machten — die Mehrzahl der Juden, sage ich, würde sehr gut thun, etwas weniger empfindlich zu sein und sich zu gebaren. Es steht ihr fürwahr schlecht an, das Judenthum sozusagen für eine Bundeslade auszugeben, welche kein „Goi" kritisch anblicken, geschweige tadelnd anrühren dürfe. Namentlich in Deutschland

Digitized by Google

ſteht ihr das ſchlecht an. Warum? Darum, weil bekanntlich die Deutſchen es auch ſich gefallen laſſen mußten, daß zwei Juden, Börne und Heine, jahrelang und wieder jahrelang das Deutſchthum der bitterſten, unerbittlichſten, giftigſten Kritik, dem ſchneidendſten Spott und Tadel unterzogen. Und doch zählen die Deutſchen ihre Tadler und Verſpotter Heine und Börne zu den Zierden ihrer Literatur. Hierin liegt gewiß mehr Wahrheitsgefühl und Gerechtigkeitsſinn, als in jenem dermalen ſo häufig und ſo widerwärtig ſich breitmachenden jüdiſchen Chauvinismus, welcher alles Ernſtes den lächerlichen Anſpruch erhebt, man müßte von deutſcher Seite alles und jedes Jüdiſche als ein gefeites Rührmichnichtan, das geſammte Judenthum als eine Mimosa pudica betrachten und behandeln, während er dagegen das Recht, alles Nichtjüdiſche zu kritiſiren, im weiteſten Umfange als ſelbſtverſtändlich in Anſpruch nimmt. Ich bin wahrlich weit davon entfernt, dieſes Recht beſtreiten zu wollen; aber ich ſage: Gegenrecht muß ſein, und wie du mir, ſo ich dir. Der chriſtliche Wucher zum Beiſpiel iſt gewiß abſcheulich, aber iſt darum etwa der jüdiſche verzeihlich? Wenn Gründer und Schwindler vom Stamme Teut als Bönhaſen

Digitized by Google

in ihrem Gewerbe ſich herausgeſtellt haben, ſind darum etwa Zunftmeiſter vom Stamme Sem wie die Straußthaler und Kaminheimer als „große Männer“ zu verehren?

2.

November 1880.

Das Vorſtehende iſt im Frühjahr von 1880 geſchrieben worden. Als ich es ſchrieb, konnte ich nicht ahnen, daß im Spätjahr draußen im deutſchen Reiche oder wenigſtens im „führenden“ Staat und ganz namentlich in der „Hauptſtadt der deutſchen Intelligenz“ eine förmliche Judenhetze im Gange ſein würde, betrieben nach den Vorſchriften der bekannten Maxima Charta, d. h. der menſchlichen Dummheit.

Daß man ſich im Auslande baß darüber verwunderte oder wenigſtens ſo that, als verwunderte man ſich, und in allen möglichen Tonarten über die Intoleranz des Volkes der „Denker und Kritiker“ ſpottete oder ſchimpfte, war ganz in der Ordnung. Unſern liebenswürdigen und freundlich geſinnten Nachbarn iſt

Digitized by Google

ja jede Gelegenheit, uns etwas anhängen zu können, ein gefundener und mit Begier verſchlungener Fraß. Das Geſchimpfe brauchte uns alſo weiter nicht aufzuregen, und wenn insbeſondere die engliſche Preſſe ſich auch jetzt wieder durch ihre Lümmelei hervorthat, ſo lieferte ſie uns dadurch nur einen weiteren Beweis, daß ſie der richtige druckpapierene Ausdruck des engliſchen Phariſäismus ſei, welcher jeden Splitter und jedes Splitterchen in fremden Augen ſieht und beſchreit, niemals aber den rieſigen Balken im eigenen. Die Preſſe eines Landes, welches dem konfuſeſten Faſelhanns des Jahrhunderts, dem Phraſentrapezſpringer Gladſtone als ſeinem „genialſten Staatsmann“ ſeine Geſchicke anvertraut, ſollte ſich billig enthalten, über ein fremdes Land Schimpfurtheile abzugeben, welche von der Unwiſſenheit eingeblaſen ſind und von der Heuchelei ſelbſtgefällig hergebetet werden.

Wir ſind vollkommen berechtigt, unſere mehr oder minder lieben Nachbarn zu erſuchen, gefälligſt vor ihren eigenen Thüren zu kehren, wo es ja Unrath genug wegzufegen gibt. Aber wir ſind auch verpflichtet, uns ſelber eine Sache klarzumachen, welche, wie nicht zu leugnen iſt, mehr und mehr eine bedrohliche Bedeutung erlangt hat.

Digitized by Google

War die widerjüdische Bewegung in Deutschland, speciell in Preußen, speciellst in Berlin, eine naturwüchsige und spontane oder eine künstliche und gemachte?

Ja und nein.

Sie hatte in Form eines dumpfen Rasse-Gefühls, einer instinktiven Antipathie schon seit Jahren in der deutschen Volksseele geschwelt und gelostet. Das untersteht für alle, welche die Dinge sehen, wie sie sind, gar keinem Zweifel. Insofern also war allerdings Naturwüchsigkeit und Spontaneität vorhanden. Kirchliche Dunkler und politische Rückwärtser nahmen den schwelenden und glostenden Funken mit Vergnügen wahr und verschritten eifrig dazu, selbigen zu einem Feuer an- und aufzublasen. Der Deutsche liebt es ja, zu systematisiren. Junker, Hofprediger, Hetzkapläne, chauvinistisch-teutonische Streber und dergleichen schöne Seelen mehr brachten demnach Methode in den Unsinn, welcher ein solcher bleibt, auch wenn er als ein keineswegs unbegreiflicher bezeichnet werden muß, sondern im Gegentheil als ein sehr begreiflicher, ja sogar als ein vielfach verzeihlicher — schon aus den Gründen, welche in meinem oben mitgetheilten Tischgespräche mit Herrn von T. im Quellenhof zu Ragaz berührt worden sind.

Digitized by Google

Der widerjüdiſche Lärm iſt eine widerliche Blaſe, welche von der gährenden Verſtimmung emporgetrieben wurde, die ſich der Nation unmittelbar nach ihrem „großen Jahr“ und nach der Gründung des neuen deutſchen Reiches bemächtigt hatte. Dieſe Verſtimmung war ein Rückſchlag, welcher einem Geſetze der Natur wie der Geſchichte zufolge nach der im Jahre 1870—71 bis zum Aeußerſten getriebenen Muſkeln- und Nervenſpannung nothwendig eintreten mußte. Unerhörte, niedageweſene kriegeriſche Erfolge und die auf dieſelben begründete neue Großmachtſtellung Deutſchlands hatten in den Deutſchen überſchwängliche Hoffnungen wachgerufen. Im erſten Gefühle der Befriedigung war männiglich geneigt, die ſehr bedenklichen Seiten der verſailler Verträge und die klaffenden Fugen der Reichsverfaſſung zu überſehen. Von den Parteien hoffte jede, im neuen Reiche und durch daſſelbe ihre Wünſche verwirklicht zu ſehen. Der Bauer erwartete Minderung der Steuerlaſt, der Bürger einen gewaltigen Aufſchwung der Induſtrie und des Handels. Die Partei, welche in ihren Verſammlungen mit feuriger Begeiſterung zuerſt auf den römiſchen Papſt und dann weit hintennach mit kühler Konvenienz auf den deutſchen Kaiſer zu

Digitized by Google

toasten pflegt, wollte und forderte vor allem einen diplomatischen und, wenn nöthig, auch wohl einen kriegerischen „Römerzug“ zur Wiederherstellung der weltlichen Macht des unfehlbaren Halb- oder Ganzgottes im Vatikan. Die Liberalen ihrerseits träumten vom raschen Herankommen *ihres* alleinseligmachenden Reiches, d. h. des konstitutionell-parlamentarischen Regiments.

Alle diese Hoffnungen, Wünsche und Erwartungen sind unerfüllt geblieben. Was kam, war nur der bekannte wüste, ruchlose, rasende Tanz um das bekannte Biest, welchen dann ein Donnerkrach auseinanderstäubte, um auf dem ekelhaften Tanzplatze nichts zurückzulassen als eine furchtbare Zunahme der Verbrechen und der Selbstmorde.

In solchen Aschermittwochsstimmungen, wie jetzt in Deutschland eine eintrat, suchen die Völker mit Eifer einen Bock, welchen sie mit ihren Sünden beladen und in die Wüste des Hasses und der Verwünschung jagen könnten.

Und siehe, den Enkeln Teuts ging die Erkenntniß auf, die Nachkommenschaft Sems, so in deutschen Landen sehr fruchtbar gewesen und vielfältiglich

Digitized by Google

ſich gemehret hatte, müßte einen vortrefflichen Sündenbock abgeben.

Zur Begründung dieſer chriſtlich-germaniſchen Anſicht wurde allerlei vorgebracht, Wahres und Falſches. Hundertmal durchgedroſchenes Stroh hat man abermalen auf die Tenne der Debatte geſchüttet. Zu alten Vorwürfen geſellten ſich neue. Man erinnerte an die ſchmähliche Geſchichte der deutſchen Kriegsanleihe vom Juli 1870 und wie das jüdiſche Großkapital in Deutſchland dabei ſich verhalten, d. h. kühl ablehnend, während deutſche Judenfirmen gleichzeitig ſich beeilt hätten, Beiträge zur franzöſiſchen Kriegsanleihe zu zeichnen. Dabei vergaß man freilich, daran zu erinnern, daß nicht minder unpatriotiſch-ſpröde als das jüdiſche auch das chriſtlich-germaniſche Großkapital ſich erzeigt hatte, bis der Siegesſchlag von Sedan, wie die Thore von Rom, ſo auch die Kaſſendeckel der jüdiſchen und chriſtlichen Geldbarone in Deutſchland aufgeſprengt, obzwar letztere, die Kaſſendeckel, nicht ſehr weit*). Weiterhin mußte es un-

*) Im Oktober 1870, alſo einen vollen Monat nach dem Tage von Sedan, waren von den 100 Millionen der deutſchen Kriegsanleihe erſt 68 gezeichnet. Es iſt leicht verſtändlich, daß und warum insbeſondere die liberale Preſſe und Rednerei

Digitized by Google

liebſam auffallen, daß bei Schaffung der Reichsmünze und der Reichsbank, wie bei Verwaltung der letztgenannten Anſtalt, jüdiſchen Geldleuten ein ganz unverhältnißmäßig großer Wirkungsraum gelaſſen wurde. Freilich, die „Sachverſtändigkeit“ dieſer Herren ſtellte ſie in den Vordergrund. Allein die fragloſe Klugheit ihrer Raſſe hätte ſie daran erinnern ſollen, daß ihre vollſtändige Gleichberechtigung mit den Deutſchen doch von noch ſehr jungem Datum und demnach vorzeitiges Sichvordrängen ſehr unrathſam wäre. Das zu bedenken und zu beachten, hätten gewiß auch die jüdiſchen Parlamentarier ſattſamen Grund gehabt. Hätten ſie es bedacht und beachtet,

---

die Geſchichte dieſer Anleihe todtzuſchweigen ſich bemühte und bemüht. Aber bei dieſem Bemühen ſollte ſie ſich wenigſtens vor ſo lächerlich-rabuliſtiſchen Beſchönigungsverſuchen hüten, wie in der Sitzung der preußiſchen Abgeordnetenkammer vom 22. November 1880 von fortſchrittlicher Seite einer gemacht wurde, alſo lautend: „Wenn damals nicht mehr Millionen gezeichnet worden ſind, ſo erklärt ſich das daraus, daß es ein Moment war, wo jeder baares Geld haben mußte wegen der beſorgnißerregenden Unruhe der Geſchäfte.“ Das iſt denn doch Mancheſterei in Lebensgröße! Die franzöſiſchen Geldleute, für welche das Kriegsjahr 1870—71 doch gewiß noch mehr, noch weit mehr „beſorgnißerregende Momente“ gebracht als für die deutſchen, haben weniger mancheſterlich und mehr patriotiſch gedacht und gehandelt.

Digitized by Google

so würde dem deutschen Reiche vielleicht dieses oder jenes Gesetz erspart worden sein, das sich theoretisch und als Thema oratorischer Uebungen recht hübsch ausnehmen mochte, in der Praxis des Lebens jedoch sehr bald als unbrauchbar oder geradezu schädlich sich herausstellte. Schließlich dürfen auch die argwöhnischen Blicke nicht vergessen werden, welche die Deutschen seit einer Reihe von Jahren nach jenseits der Vogesen werfen mußten. Sie konnten gar nicht anders, als dorten den genuesischen Juden scharf im Auge behalten, welcher sich i. J. 1870 zum Diktator von Frankreich gemacht und als ihr, der Deutschen, hartnäckigster und gefährlichster Feind sich erwiesen hatte. Es konnte in Deutschland schlechterdings nicht vergessen werden, daß der Jude Gambetta, umgeben von einer zu einem nicht geringen Theile ebenfalls aus Juden bestehenden Jüngerschaft, unser Todfeind war und blieb und nur auf eine günstige Gelegenheit lauerte, um als Prophet der „Revanche" sich aufzuspielen und aus den genasführten Franzosen Kanonenfutter für seine Eitelkeit und Ehrsucht zu machen.

Das Gewicht aller dieser mehr oder weniger berechtigten Klagen über jüdische Anmaßung, Ueber-

Digitized by Google

hebung und Feindseligkeit mochte an und für sich ein nur geringes sein. Allein es wurde nach und nach wuchtvoll durch unleugbare Taktlosigkeiten der jüdischen Presse, welche allzu selbstgefällig sehen ließ, daß sie in deutschen Landen eine Macht geworden — und was für eine Macht!*). Noch mehr aber durch die

*) Die unter anderem auch nicht vergessen sollte, daß es vom Erhabenen zum Lächerlichen nicht weit ist. Wenn z. B. unsere jüdischen Reichsmitbürger den Verfasser der „Schwarzwälder Dorfgeschichten" mit Stolz den Ihrigen nennen, so ist das nur recht und billig. Wenn sie ihn jedoch in dem Vaterlande Lessings, Göthe's und Schillers als einen „Poeten höchsten Ranges" ausposaunen, so ist das eine groteske Lächerlichkeit, die man von sonst so scharfverständigen Menschen nicht erwarten sollte. Auerbach hat gewiß schon manchmal im Stillen bei sich gesagt: „Gott behüte mich vor meinen stammverwandten Beposaunern!" . . . . Ueberhaupt müssen gerade wir alle, die wir wissen, daß Deutschland jetzt und künftig das feste Zusammenstehen aller seiner Bürger, seien es Germanen oder Semiten, Katholiken oder Protestanten, Orthodoxe oder Ketzer, Pietisten oder Heiden, dringend nöthig hat, von Herzen wünschen, daß die deutschen Juden selbst den Schein rassenhaft-chauvinistischer Besonderheit und Ueberhebung vermeiden möchten. Nicht jeder Germane ist ja geneigt, solche kleine Geschichten wie die nachstehende so spaßhaft zu finden wie ich. Binnen 20 Jahren habe ich Dutzende von jüdischen Studirenden aus allen Ecken und Enden der Erde zu Hörern gehabt und ich schulde und gebe denselben das Zeugniß großen Fleißes und bester Aufmerksamkeit und Aus-

Digitized by Google

Schwere der von Jahr zu Jahr ſich ſteigernden Unzufriedenheit mit der Geſtaltung, d. h. Mißgeſtaltung der Dinge im deutſchen Reiche, woſelbſt loyalen Reichsbürgern ſogar die ihnen anfänglich gegönnte Kurzweil, welche die parlamentariſchen Vorgänge und Debatten ihnen geboten hatten, vergällt wurde, weil dieſes Schattenſpiel an der Wand alles dramatiſche Intereſſe verlor, ſeitdem der Biſmarck nicht mehr mitſpielte, und aus einer Haupt- und Staatsaktion, welche doch wenigſtens einen Schein von politiſcher Bedeutung gehabt hatte, zu einer ebenſo langweiligen als gehäſſigen Zänkerei zwiſchen Parteien und Perſonen herabſank.

Die Unzufriedenheit wollte und mußte ſich Luft machen, wollte und mußte einen Sündenbock haben und da gab es dann Leute, welche ſo gefällig waren, ihr einen zu zeigen.

---

dauer. Nun kommt da eines Tages — es iſt noch nicht lange her — ein junger Mann, eine meiner Vorleſungen zu belegen, und es findet zwiſchen uns dieſer kurze Dialog ſtatt. „Sie ſind, wie ich ſehe, aus Königsberg?“ — „Ja, ich bin aus der Stadt Johann Jakoby's.“ — „So? Ich war bis jetzt des Glaubens, Königsberg wäre die Stadt Immanuel Kant's.“ Er ging mit einer Miene, welche deutlich ſagte, daß er mich für einen ſehr „Zurückgebliebenen“ anſähe, was mich nicht wenig ergötzte.

Digitized by Google

Verehrer und Deuter der Bibel könnten ja die bekannte Sündenbockſtelle im „Levitikus“ (16, 20—21) geradenwegs auf den Herrn Hofprediger Stöcker deuten und ſo wäre die „chriſtlich-ſociale“ Miſſion deſſelben ſchon im Alten Teſtamente prophetiſch vorgezeichnet. „Und ſo er, Aaron (oder Stöcker), vollzogen hat die Sühnung des Heiligthums und der Stiftshütte und des Altars, ſoll er herbringen einen lebenden Bock und ſoll legen ſeine beiden Hände auf deſſen Haupt und bekennen auf ihn alle Miſſethat der Kinder Iſrael (oder Teut) und alle ihre Verfehlungen und ſoll ſolche legen dem Bock auf das Haupt und ſelbigen laſſen jagen in die Wüſte“ . . . .

Wiſſende Menſchen, denen bekannt, daß jede Zeit ihre, ja jedes Jahr ſeine Portion Narrheit haben und verbrauchen will, werden nicht verlegen ſein, wohin ſie Erſcheinungen wie die „Antiſemitenliga“ und die „Antiſemitenpetition“ thun müſſen. Wenn nur die Sache neben ihrer komiſchen nicht auch eine ſehr ernſthafte Seite hätte! Es gibt ja keinen noch ſo alten Wahn, der unter Umſtänden nicht wieder neu werden könnte. Ich habe in dieſen Tagen wieder einmal beim Twinger, beim Wurſtiſen und in der Limburger Chronik von der chriſtlich-

Digitized by Google

germaniſchen Judenhatz des 14. Jahrhunderts ſchaudernd geleſen. Freilich, ihr meint mit überlegenem Achſelzucken: „Wer wird ſo etwas heutzutage für möglich halten?“ Wer? Nun, ich und mit mir gewiß alle, welche die Ausbrüche von Volksleidenſchaften ſchon in der Nähe zu ſehen Gelegenheit hatten. „Alles ſchon dageweſen“, iſt ein Wahrſpruch; aber: Alles ſchon Dageweſene kann wiederkommen, obzwar etwas anders angeſtrichen, iſt auch ein ſolcher. 1793 kam 1871 wieder. Habt ihr es ſchon vergeſſen?

In jedem Menſchen ſchlummert die Beſtie und in jedem Volke liegt das Ungeheuer an der Kette.

Schmach über die, welche die Beſtie wecken und das Ungeheuer entfeſſeln!

Digitized by Google

III.

Excellenz Von der Zirbeldrüse.

Ein Gespräch.

Vielleicht erinnert sich dieser meiner Leser oder jene meiner Leserinnen meines alten Feind-Freundes oder Freund-Feindes, des Herrn Zachäus von der Zirbeldrüse, mit welchem ich sie vordem bekannt gemacht habe*). Wir waren Jugendfreunde gewesen, dann aber durch Schicksalsschluß und Eigenwillen auf sehr verschiedene Lebenswege gewiesen oder geworfen worden. Er auf den glatten Weg, ich auf den rauhen. Mitunter führten uns diese Wege, wo sie

*) Vgl. „Blätter im Winde" (1875), S. 1 fg.

Digitized by Google

ſich etwa kreuzten, wieder zuſammen. So im Jahre 1875 im Thale zwiſchen dem Falknis und dem Piz Alun, und ſo wieder daſelbſt im Frühſommer von 1880. Dazumal, 1875, war er in der Blüthe ſeiner Geheimrathſchaft geſtanden, höchlich zufrieden mit ſich und der Welt, ein Biſmärcker auf Gnade und Ungnade, eine In-Sicht-Excellenz jeder Zoll. Seither waren alle Träume ſeines Ehrgeizes verwirklicht worden. Das flimmernde Wörtlein „wirklich“ hatte ſich vor ſeinen Geheimrathstitel hingeſtellt wie der Abendſtern vor den Mond. Sein Ordenregiſter hatte um verſchiedene Nummern zugenommen. Die „Excellenz“ war für ihn eine vollendete Thatſache geworden. Es war auch davon die Rede geweſen, daß bei dem ſtarken Verbrauch von Miniſtern durch den Herrn Reichskanzler der Excellenz Von der Zirbeldrüſe bald ein Miniſterportefeuille unter den Arm geſchoben werden würde.

Als ich nun bei unſerem diesmaligen Zuſammentreffen den Mann auf mich zukommen ſah — es war auf einem der Fußpfade, welche ſüdlich von Ragaz von der zur Landquart ziehenden Straße linkshin an den Rhein hinabführen — war ich gewiß, dem Optimismus in Perſon zu begegnen. Ich ſollte aber ſeltſam enttäuſcht werden. Schon beim

Digitized by Google

Näherkommen fiel mir auf, daß die Excellenz schwarz gekleidet war, einen Trauerflor um den Hut und kein, absolut kein Band im Knopfloche trug. Bei unserer Begrüßung bemerkte ich, daß der Wirkliche bleich, zusammengefallen und sehr ergraut aussah.

„Ich freue mich sehr, Sie zu sehen; freute mich schon gestern darauf, als man mir im Quellenhof auf Befragen mittheilte, daß Sie heute kommen würden." Das sagte er, meine Hand festhaltend, mit einer Weichheit und Zutraulichkeit, als hätte sich zwischen den weiland Jugendfreunden niemals ein so breiter und tiefer Abgrund der Meinungs- und Schicksalsverschiedenheit aufgethan.

Warum hätte ich auf diesen Ton nicht eingehen sollen? Habe ich es doch allzeit für eine beklagenswerthe deutsche Unsitte gehalten, die Gegensätze, Reibungen und Konflikte politischer Anschauungen, Ueberzeugungen und Stellungen auch in den Privatverkehr zu übertragen und jeden Andersdenkenden zu hassen oder zu verachten. Das heißt nur den pfäffischen Fanatismus vom Gebiet der Kirche auch noch auf das des Staates herüberpflanzen, während doch jeder denkende und wissende Mensch längst zu der Einsicht gekommen sein sollte, daß es überhaupt kein

Digitized by Google

alleinſeligmachendes Dogma gibt, weder ein religiöſes noch ein politiſches, und daß demnach alle und jede Alleinſeligmacherei, die religiöſe wie die politiſche, nichts iſt als das Geſchäft von Gaunern, um Gimpel zu beſchwindeln. Welche Partei dürfte, vollends nach alledem, was wir in unſeren Tagen geſehen, der Behauptung ſich erfrechen, ſie beſäße das Privilegium der Ehrenhaftigkeit? Oder gar das der Weisheit? Wer die Augen offen hat, wird unter Republikanern nicht weniger Schwach- und Querköpfe erblicken als unter Monarchiſten und umgekehrt, unter Demokraten nicht weniger Schelme und Schufte als unter Ariſtokraten und umgekehrt. Peccatur intra ecclesiam et extra, d. h. die Ungläubigen haben den Gläubigen wahrlich auch nichts vorzurücken und umgekehrt. Ihr ſagt: Das ſind Wahrheiten, ſo wohlfeil wie Brombeeren! Ja wohl. Aber wenn man tagtäglich mitanſehen muß, wie unſere Zeitgenoſſen ſich ſelbſt und andere ſo recht mit Fleiß belügen, ſo darf man immerhin wünſchen, daß ſie ſich ſolche Brombeeren-Wahrheiten zu Gemüthe führen möchten, ob auch dieſelben trivial ſchmecken . . . .

Wir ſaßen mitſammen im Erlenſchatten auf dem kyklopiſch aufgeblockten Rheindamm. Zu unſern

Digitized by Google

Füßen wälzte der Strom sein Gewässer, das die aus den Klüften des Piz Beverin herabstürzende wilde Nolla schieferschwärzlich gefärbt hatte. Drüben am andern Ufer glänzten die Thürme von Maienfeld im Sonnenschein.

„Da bin ich vor fünf Jahren mit meiner lieben guten Zigonia auch gesessen," sagte er wehmüthig.

Ich hütete mich, ihn daran zu erinnern, daß seine dreißigjährige Ehe mit der, wie er mir vorhin mitgetheilt hatte, unlängst gestorbenen „lieben guten" Zigonia eigentlich ein dreißigjähriger Krieg gewesen war. Er schien jedoch meine Gedanken zu errathen, denn er fuhr nach kurzem Schweigen fort: „Sie wissen, alter Freund, meine Frau hatte ihre Eigenheiten — wer hat nicht solche, und vollends wenn man zum genus femininum gehört? Das mecklenburgisch-blaue Blut Zigonia's — hierbei machte der Sprecher einen schwachen Versuch, zu lächeln — rollte ihr mitunter gar zu blitzblau-obotritisch durch die Adern. Der animus opponendi, welcher sie beseelte, ihr Widerspruchsgeist erhob sich nicht selten zur dritten Potenz oder, wie die Zöllner und Sünder des Spiritismus sagen, in die vierte Dimension. Allein bei alledem und trotz alledem habe ich das beelendende Gefühl,

Digitized by Google

als wäre mit meiner Frau das Salz und der Pfeffer von meinem Tiſch und überhaupt aus meinem Leben verſchwunden, und hat ihr Tod in mein Daſein eine Lücke geriſſen, welche nicht wieder ausgefüllt werden kann."

„Nun, ich denke, Ihre Stellung im Staat ſollte Ihnen ausreichendes Füllungs- und Stopfungsmaterial darbieten."

Mit dieſer Aeußerung hatte ich aber, wie ich ſofort erfahren ſollte, einen ſehr empfindlichen Nerv ſchmerzlich berührt. Es kam eine Verſtimmung und Unzufriedenheit zum Ausbruch, welche ich aus dieſem Lebenskreiſe zu vernehmen fürwahr nicht erwartet hatte.

„Meine Stellung im Staat?" ſagte er mit Bitterkeit. „Du lieber Gott, wer hat denn bei uns noch eine Stellung? Wer kann mit Fug und Recht ſagen, daß er eine Stellung im Staate habe?"

„Hm, doch gewiß Einer, ſollt' ich meinen."

„Auch der nicht. Wäre ſeine Stellung eine ſichere, würde er ſie nicht ſo oft wechſeln. Er macht ja Röſſelſprünge wie der Springer im Schachſpiel. Jetzt vom Feudalismus hinüber zum Parlamentarismus und umgekehrt. Dann vom Gerlach zum Laſſalle

Digitized by Google

und umgekehrt. Heute vom Bureaukratismus zum Liberalismus und morgen umgekehrt. Vor Jahresfrist vom Schutzoll zum Freihandel und nach Jahresfrist umgekehrt."

„Wenn aber der Springer mittels seines Hin und Her, mittels seines Vor und Zurück die Partie gewinnt?"

„Gewinnt? Die Partie steht schlecht, sag' ich Ihnen."

„Sie überraschen mich mehr, als ich sagen kann. Ich glaubte, im Kreise deutscher Excellenzen müßte man alles, was geschieht oder nicht geschieht, excellent finden."

„Sie täuschten sich. Wer kann dieses fahrige Wesen, dieses ewige Experimentiren und Probiren, dieses unersprießliche Haften und Tasten, vom staatsdienerlich-geschäftlichen Standpunkt aus betrachtet, billigen? Zudem ist man ja doch auch Patriot in seiner Art."

„Ach ja, in seiner Art. Bei uns ist leider alles so in seiner Art. Wir haben so eine Art von Reich, so eine Art von Reichstag, so eine Art von Konstitutionalismus und Parlamentarismus" —

Digitized by Google

„Ei, Sie wiſſen ja wohl, was daran iſt. Nichts als Arabeſke und Dekoration.“

„Das iſt für Menſchen mit ſehenden Augen und hörenden Ohren der Konſtitutionalismus und Parlamentarismus überall. Ob da etwas mehr, ob dort etwas minder, darauf kommt es nicht an.“

„Wohl; aber Sie ſelbſt haben ja einmal ſehr nachdrücklich geſagt, daß man die konſtitutionell-parlamentariſche Komödie, wenn man ſie einmal ſpielen wollte, doch mit einigem Anſtand ſpielen ſollte. Bei uns ſind die Aufführungen nachgerade ſo jammerſälig geworden, daß jeder Menſch von gebildetem Geſchmacke ſich daran verekelt hat. Was iſt das für eine Spottgeburt von einer ſo zu ſagen Nationalrepräſentation, welche über die allerwichtigſten Angelegenheiten, über Frieden oder Krieg, ganz im Dunkeln gelaſſen wird, ſo lange im Dunkeln gelaſſen wird, bis man dem Volke befiehlt: Gib Geld her und zieh' ins Feld!“

„Aber, lieber Freund, gerade die Herren Nationalliberalen, zu welchen Sie ſich mit ſo großer Genugthuung zählten, ſind ja nicht müde geworden, zu predigen und zu preiſen, daß Deutſchlands Ehre,

Digitized by Google

Sicherheit und Macht in den Händen Bismarcks gut aufgehoben sei."

„Irren ist menschlich, einen Irrthum erkennen und eingestehen ist rühmlich. Frankreich hätte uns ein sattsam abschreckendes Beispiel liefern können und sollen, wohin ein Land komme, welches seine Geschicke einem Menschen anvertraut. Wohin sind wir jetzt schon gekommen? Zur Isolirung. Zum „in drangvoll fürchterlicher Enge" Eingequetschtsein zwischen Russland und Frankreich, ohne Freunde und Bundesgenossen."

„Wie denn? Das Bündniß mit Oesterreich-Ungarn" —

„Bah, Sie werden doch diese Schemen- und Schein-Allianz, von der kein Mensch etwas Greifbares weiß, nicht ernsthaft nehmen wollen?"

„Die Deutschösstreicher" —

„Die Deutschösstreicher, entschuldigen Sie, sind sehr gute Leute, aber trotz ihrer oder vielmehr gerade wegen ihrer großen musikalischen Begabung und Musikliebhaberei sehr schlechte politische Musikanten. Wären sie bessere, so hätten sie, um nur eins zu sagen, dem magyarischen Chauvinismus, welcher die nationalen Gefühle und Rechte der Deutschen in

Digitized by Google

Siebenbürgen, in der Zips und überall innerhalb ſeiner Machtſphäre mit brutaler Rohheit verletzt und vernichtet, ja auf eine barbariſche Austilgung des Deutſchthums ganz offen losgeht, ſchon ganz andere Lieder vorgeſungen. Ein deutſcher Miniſter, an welchem freilich nichts deutſch als der Name — und dieſer ſoll ja eigentlich ein wendiſcher ſein — iſt es auch geweſen, welcher jenen unſeligen „Ausgleich“ zuwegebrachte, demzufolge die Kultur der Unkultur unterthan ſein muß.“

„Mir will aber ſcheinen, die Deutſchen in Oeſtreich und insbeſondere die im Bereiche der Stephanskrone lebenden Deutſchen hätten ihre kümmerliche Lage zu einem nicht geringen Theile ſelbſt verſchuldet. Warum ſtellten ſie der über ſie gekommenen Vergewaltigung nicht von Anfang an eine entſchloſſenere und thatkräftigere Abwehr entgegen?“

„Ja, warum?“

„Weil ſie daran gehindert wurden und werden durch ein auch unter ihnen graſſirendes deutſches Nationallaſter, d. h. durch jene „duldſam träge Eſelei“, welche ſchon Herder zornvoll gerügt hat, durch die deutſchphiliſterhafte Friedfertigkeit und Unbequemerei, durch die dreimal vermaledeite weltbürger-

Digitized by Google

liche Kulturdüngerbewußtseinsresignation, ein Ding, welches ebenso dumm, wie das Wort lang ist. Es fehlt eben den Deutschen in Oestreich, wie den Deutschen überhaupt, die Ursprünglichkeit und Energie des Rassegefühls, der elementare Nationalwille und der unbeugsame Nationalstolz" *).

*) Inbetreff dieses Mangels hat ein Deutscher Gelegenheit, vonseiten seiner Landsleute im allgemeinen und vonseiten eines charakterlosen Literatenthums im besonderen nicht selten Unglaubliches zu erleben, was eben nur bei uns zum Möglichen und Wirklichen werden kann. Ich will, obzwar nicht gewohnt, meine Leser mit Betreffnissen persönlicher Natur zu behelligen, hier einmal einen kennzeichnenden Fall anführen. In der Zeitschrift „Westermann'sche Monatshefte" (Januar 1881) wurde inmitten anderen literarischen Notizenkrams auch von der 7. Auflage meiner „Deutschen Kultur- und Sittengeschichte" und von meinem Buch „1870—71" flüchtige Notiz genommen. Es geschah in „warm empfehlender" Weise, aber so, daß leicht zu ersehen, der Notizenmacher habe zur Beurtheilung dieser Bücher wenig oder gar keinen Beruf. Mit lobhudelnden Phrasen ist es da nicht gethan, auch nicht mit Anflickung von etlichen stereotypen Ausstellungen, wie sie nun schon seit vielen Jahren ein frère ignorantin papageilich dem andern über mich nachplappert. Darüber auch nur ein Wort zu verlieren hielt und halt' ich nicht der Mühe werth. Was ich hier gelegentlich rügen will, ist, daß der fragliche Notizenschreiber um meiner Geschichte des deutsch-französischen Krieges willen mich einen „Franzosenfresser" gescholten hat. Man sollte meinen, daß ein Buch wie mein „1870—71", welches in allen Kreisen der Nation — das vaterlandslose Geschmeiß,

Digitized by Google

„Wahr, bittertraurig wahr! Aber da es nun einmal ſo iſt und da die Deutſchen in Oeſtreich nicht das herrſchende Volk ſind, ſondern das beherrſchte, ſo iſt der Werth der öſtreichiſch-ungariſchen Allianz, wenn das Scheinding überhaupt dieſen

---

die ſchwarze, die rothe und die gelbe Internationale, natürlich ausgenommen — mit Theilnahme, Beifall und Dank aufgenommen wurde und darum innerhalb Jahresfriſt zwei ſtarke Auflagen erlebte, ſeinen Verfaſſer wenigſtens vor Inſulten von landsmänniſcher Seite ſicherſtellen würde. Franzoſen haben anerkannt, daß ich die Geſchichte jenes Jahres mit menſchenmöglicher Unparteilichkeit erforſcht und geſchrieben, daß ich auch ihnen, den Franzoſen, alle Gerechtigkeit und den franzöſiſchen Quellen jede gebührende Berückſichtigung hätte widerfahren laſſen. Ein deutſcher Anonymus dagegen durfte, augenſcheinlich ohne das Buch geleſen zu haben, obenhin ſich erdreiſten, mich einen „Franzoſenfreſſer“ zu ſchelten. Aehnliches wäre denn doch in einem ähnlichen Falle in Frankreich, in England, in Italien, in Rußland ſogar, rein unmöglich, weil das nationale Gefühl ruſſiſche, italiſche, engliſche und franzöſiſche Notizenſkribenten vor ſolchen Dummheiten bewahrt. Es wäre auch, will mir ſcheinen, dem Herausgeber der genannten Zeitſchrift wohlangeſtanden, einen deutſchen Schriftſteller, welcher nun ſchon 30 Jahre lang in der Fremde, und zwar unter nicht ſelten ſchwierigen Verhältniſſen, für das Recht und die Ehre ſeines Landes einzutreten und einzuſtehen nie gezaudert hat, vor einer ebenſo albernen als böswilligen Verunglimpfung durch einen ſeiner ſchlechtunterrichteten Mitarbeiter zu ſchützen. Ein franzöſiſcher, engliſcher, italiſcher, ruſſiſcher Editor hätte das nicht verſäumt.

Digitized by Google

Namen verdient, im Grunde gleich Null. Lassen Sie nur einmal eine ernste Gefahr an Deutschland herantreten und dann werden Sie sehen, welchen Beistand wir vonseiten des von Magyaren und Slaven beherrschten Oestreichs zu erwarten haben."

„Keinen, ich geb' es zu. Wir werden allein sein. Aber bei unserem Evangelisten Schiller steht geschrieben:

„Der Starke ist am mächtigsten allein."

„Dichtung!"

„Im Jahre 1870—71 war es glorreiche Wirklichkeit."

„Ausnahmsweise, sehr ausnahmsweise."

„Das Große und Hohe ist immer eine Ausnahme, das Kleine und Gemeine die Regel."

„Zugegeben. Aber von Ausnahmen können Völker und Staaten nicht leben."

„Wenn eine Nation von 45 Millionen, eine Nation, welche, man sage, was man wolle, die durchschnittlich gebildetste des Erdbodens ist, sich auf sich selbst stellt, der eigenen Kraft vertraut und ihr gutes Recht bis zum Aeußersten zu wahren entschlossen ist, so braucht sie nicht um Freundschaften zu sorgen und um Allianzen zu werben. Es ist für sie viel gesunder, ehrliche Feinde zu haben, als falsche Freunde.

Digitized by Google

Ich meine, uns Deutſchen ſollte aus der Zeit von 1813—15 noch in lebhafter Erinnerung ſtehen das Wort: Gott behüte uns vor unſern Freunden!"

„Nun ja, der Leiter unſerer Politik hat ja dafür geſorgt, daß wir gar keine Gelegenheit haben werden, von Freunden zu ſprechen, weder im guten noch im ſchlimmen Sinne. Sie, der Sie in der Fremde leben, müſſen ja wohl wiſſen, daß die ganze neue Reichsherrlichkeit den im Auslande weilenden Deutſchen bislang nichts eingetragen hat als Mißtrauen, Haß, Schimpfworte, Steinwürfe und Prügel."

„Daran iſt etwas Wahres und es wäre ſehr zu wünſchen, daß das „Civis romanus sum!" thatſächlich in „Ich bin ein deutſcher Reichsbürger!" überſetzt werden möchte. Der Reichskanzler dürfte auch mehr, als bis dahin geſchehen zu ſein ſcheint, ſeinen Agenten im Auslande begreiflich machen, daß ſie die Vertreter einer Großmacht, daß man mit der Beſcheidenheit gar nicht weit komme und daß nur ein feſtes Auftreten imponire. Aber, lieber Freund, das „Civis romanus sum!" hat ſeine Vollbedeutung gewiß auch nicht binnen 10 Jahren erlangt."

„Allerdings nicht, aber wenn die Reichswirthſchaft noch 10 Jahre ſo weitergeht wie bisher, ſo könnte

Digitized by Google

der „Deutsche Reichsbürger", statt auszuwachsen, wieder zum Embryo werden. Haben Sie nicht bemerkt, mit welcher Frechheit der Partikularismus bei jeder Gelegenheit neuerdings wieder seine Hörner hervorstreckt? Das ist die Folge der schweren Versäumnisse von 1866 und 1871, und wer hat in erster Linie diese Versäumnisse verschuldet?"

„In erster Linie der beklagenswerthe Mangel unseres Volkes an politischem Verstand, Schick und Takt, sowie an thatkräftiger Initiative. In zweiter Linie der dynastische Zopf und der legitimistische Aberglaube. Erst in dritter Linie Bismarck, der dazumal allerdings im Sinne eines fester gefugten und strenger geschlossenen Nationalstaates mehr hätte durchsetzen sollen und können, wenn er nämlich aus seiner eigenen Haut herauszuspringen, von seiner eigenen Vergangenheit vollständig sich loszuschälen vermocht hätte. Das vermag aber kein Mensch, keiner! Napoleon war auch auf dem Kaiserthron noch der Jakobiner, welcher er als Souslieutenant gewesen. Le jacobinisme à cheval hat die Staël das Empire genialisch-treffend genannt."

„Unser Empire könnte man etwa den Wirrwarr auf dem Gendarmengaul nennen."

Digitized by Google

„Welche Sprache aus dem Munde eines Wirklichen Geheimrathes! Ich bin nicht neugierig und will also nicht fragen, auf welchen Wegen Sie dazu gekommen sein mögen, die Dinge im deutschen Reiche so trübe anzusehen."

„Ja, trübe, grauschwarz wie das wüste Wasser, welches sich da zu unsern Füßen dahinwälzt."

„Oh, machen Sie sich keine Sorge um den Rhein! Er geht im Bodensee baden und kommt bei Konstanz rein und lauter heraus, die Bläue des Himmels und das Grün seiner Ufer widerspiegelnd."

„Vorausgesetzt, daß der Himmel blau und die Ufer grün seien, was bekanntlich den weitaus größeren Theil des Jahres hindurch nicht der Fall zu sein pflegt. Und am Ende aller Enden verkommt Ihr glorioser Rhein doch elendiglich im holländischen Sande."

„Alles muß, wie seinen Anfang, so auch sein Ende haben. Der Erdball selbst und alles, was darauf, wird dereinst untergehn und spurlos verschwinden, hat der Seher von Stratford geweissagt, wissen Sie? Ewigkeiten kann es nicht geben, weil sie undenkbar .... Aber sagen Sie, ist es nicht wunderlich, daß ich, der alte Republikaner, welchen der jetzo im deutschen Reiche modische Servilismus

Digitized by Google

mit Trauer und Abscheu erfüllt, mit um so größerem Abscheu, wenn er sich heuchlerisch als Nationalservilismus aufspielt, — ja, daß ich alter Republikaner gegen Sie, eine der jüngsten Excellenzen, die Politik des Reichskanzlers vertheidigen muß?"

„Nun, sie bedarf wahrhaftig der Vertheidigung, diese Politik."

„Sie ist nicht vollkommen — wo gäbe es denn überhaupt Vollkommenes auf unserem sehr unvollkommenen Planeten? Sie hat ihre Mängel und Schwächen, abstoßende sogar. Aber kein Deutscher von Herz und Kopf sollte sich weigern, anzuerkennen, daß nach langem, langem Harren in der Person des märkischen Junkers endlich ein Staatsmann erschien, der Staatsmann, welcher mit genialischer Begabung den eisernen Willen verband, endlich einmal wieder auf deutschem Boden eine deutsche, eine nationale Politik zu machen, und welcher dieses Wollen in großartige That zu wandeln wußte."

„Und es schließlich glücklich zuwegebrachte, daß wir jetzt nicht allein mehr vom Westen, sondern auch vom Osten her gefährlich und fortwährend bedroht sind."

„Ah, pfeift der geheimräthliche Oppositionswind aus dem berlinisch-nationalliberalen Loche der Russo-

philie? Ja, ja, ich erinnere mich, daß die Zeitungsauguren des Nationalliberalismus vor etlichen Jahren den auf Konſtantinopel zu unternommenen Flugverſuch des moſkowitiſchen Adlers als einen glückverheißenden geprieſen und mit allem ihnen zu Gebote ſtehenden Worteaufwand ermuntert und gefördert haben. Echt nationalſervil das! Die lieben Auguren wähnten eben, der Beſtand der bekannten „ruſſiſchen Freundſchaft“ wäre noch immer „thurmhoch“ über jede Anzweifelung erhaben. Die Naſe des Nationalliberalismus hatte wieder einmal, wie ihr ja das gewöhnlich begegnet, die richtige Witterung verloren. Die ruſſiſche Freundſchaft war ſeit 1875 von ihrer Thurmhöhe zur ebenen Erde, ja unter die Erde herabgekommen. Wer aber kein nationalliberaler Tiftler und Dünkler, ſondern ein Deutſcher von Herz und Kopf, der wird gern und freudig bekennen, unter den großen Verdienſten Bismarcks ſei keins der kleinſten, ſondern vielmehr eins der größten dieſes, daß er das ſchmachvolle Gängelband, woran der Zarismus Deutſchland leitete, entzweigeriſſen hat. Jedes der wüthenden Zorn-, Schimpf- und Drohworte, welches das größenwahnſinnige Moſkowiterthum über dieſes Vorgehen des

Digitized by Google

deutschen Reichskanzlers ausgestoßen hat und ausstößt, erhöhte und erhöht das Fußgestell von Bismarcks Ruhm. Gewiß hat es ihn auch keine kleine, sondern eine große und mühsälige Arbeit gekostet — man kennt ja die Traditionen des berliner Hofes — die Zerreißung jenes Gängelbandes durchzusetzen."

„Oh, er hatte ja eine recht tüchtige Mitarbeiterin, die greisenhafte Thorheit und Eitelkeit Gortschakoffs, welchen die Erfolge seines weiland „Freundes" von Frankfurt her nicht mehr schlafen ließen."

„Nun ja, die tückischen Zettelungen und Machenschaften des russischen Kanzlers, Frankreich und Italien für eine Allianz mit Russland, d. h. für ein Angriffsbündniß gegen Deutschland und Oestreich zu stimmen und zu gewinnen, boten unserem Reichskanzler eine gute Gelegenheit, dem weiland „Freunde" den Meister zu zeigen. Aber das eben macht ja den Staatsmann, daß er gute Gelegenheiten rasch, geschickt und entschlossen zu benützen oder im Nothfall auch welche zu schaffen vermag."

„Und was ist mit alledem thatsächlich gewonnen? Die „drangvoll fürchterliche Enge" bleibt doch bestehen und die fortwährende Kriegsbereitschaft, welche dieser Drang uns aufnöthigt, ist eine Rüstung von

Digitized by Google

ſo koloſſaler Schwere, daß ſie den armen Michel — ſelbſt angenommen, der Name bedeute der Starke, der Gewaltige, der Rieſe — mit der Zeit unfehlbar erdrücken müßte."

„Mit der Zeit, ja. Vorerſt trägt er ſie noch in ſtattlich aufrechter Haltung und muß ſie tragen. Denn allerdings weiſen viele Zeichen darauf hin, daß dem Michel binnen kurzem wieder eine große, eine größte Probe und Prüfung ſeiner Stärke und Gewaltigkeit bevorſtehen werde. Vielleicht holt der Schickſalshammer ſchon wieder aus zum Schlagen der Stunde, —

„„Wann die Trompete, ſchrecklichen Klangs, Taratantara! ſchmettert""*).

„Ja, und zwar von zwei Seiten her. Wir werden gegen Oſten und gegen Weſten Front machen müſſen. Werden wir das vermögen?"

„Die Noth, lieber Freund, die unerbittliche Nothwendigkeit vermag viel. Sie hat ein Herz von Granit und Hände von Stahl. Zudem kommt mir das nach zwei Richtungen hin Frontmachenmüſſen doch ſehr problematiſch vor."

---

*) „Cum tuba terribili sonitu taratantara dixit."
Ennius.

Digitized by Google

„Wie?“

„Problematisch, sagte ich. Mit der russischen Offensivkraft ist es bekanntlich nicht weit her, sogar Türken gegenüber, welche ja, wie jeder weiß, dazumal bei Plewna die großmächtigen Russen geradezu in die Pfanne gehauen hätten, wenn diese nicht von den Rumänen, sage von den Rumänen, herausgehauen worden wären. Auch hat ja der euch berliner Russen so theure Zarismus dermalen und wohl noch für lange alle Hände voll zu thun, im eigenen Lande sich aufrecht zu halten. Gesetzt aber, er wollte und könnte zum Kriege gegen das deutsche Reich vorschreiten, so wäre es doch sehr fraglich, ob die Franzosen mitthun würden.“

„Was? Wir Beide haben ja, scheint es, seit unserem letzten Beisammensein in diesem Thal eine Verwandelung erlebt, welche in Ovids Metamorphosen stehen könnte. Sie sind zum Optimisten, ich bin zum Pessimisten geworden.“

„Sachte, sachte! Aus der Vogelperspektive meiner Zurückgezogenheit sehe ich diese Dinge weder pessimistisch noch optimistisch an, sondern so, wie sie sind.“

„Sie scheinen in Ihrer Zurückgezogenheit, in Ihrer Klause am Zürichberg das Revanchegeschrei,

Digitized by Google

welches von Jahr zu Jahr, ſtatt leiſer zu werden, nur brüllender geworden iſt, gar nicht gehört zu haben."

„Doch. Allein das Gebrüll von pariſer Gamins und Gaminsgenoſſen macht mir nicht bange. Paris iſt auch nicht mehr ſo ganz Frankreich wie ehedem und die ungeheure Mehrzahl der überhaupt ſparſinnigen Franzoſen beſteht aus zu guten Rechnern, als daß die rieſige Koſtenrechnung von 1870—71 für ſie nicht eine Warnungstafel wäre. Sodann wiſſen wir, daß das franzöſiſche Revanchegeſchrei von-wegen Waterloo's auch 15 oder 20 oder noch mehr Jahre gewährt hat, ohne daß die Revanche wirklich verſucht wurde. Endlich ſehen zur Stunde die Sachen, ich will nicht ſagen in Frankreich, aber doch in Paris ganz ſo aus, als ſtände eine Neuinſceni-rung und Wiederaufführung der abſcheulichen Tragi-komödie von 1792—94 bevor."

„Ja, die jammerſäligen Affen der mörderiſchen Phantaſten jener Schreckenszeit ſind rüſtig am Werke. Sie werden gewiß nicht ruhen, bis ſie die ſchwache, wolken-wandleriſche Girondiſtenregierung, welche die fran-zöſiſche Republik dermalen hat, geſtürzt und auf den Trümmern aller Freiheit, Ordnung und Sicherheit

Digitized by Google

die Blutfahne des Terrorismus, heutzutage Commune genannt, aufgepflanzt haben. Aber gerade darin liegt die Gefahr für uns. Die Franzosen, und zwar nicht etwa nur ein Bruchtheil, nein, die große Mehrheit der Nation, sie werden sich aus Verzweifelung, es wieder einmal vergeblich mit der Freiheit versucht zu haben, abermals im Gloirefusel berauschen und es wird dann nur eines halbwegs kräftigen Stoßes vonseiten der Revancheschreier bedürfen, um die ganze Kraft Frankreichs kriegerisch nach außen, d. h. gegen das deutsche Reich zu lenken."

„Das ist möglich, ich geb' es zu; es ist sogar wahrscheinlich, falls sich die Dinge jenseits der Vogesen wirklich so gestalten, wie Sie vorherzusehen glauben. Sie hinwiederum werden aber nicht bestreiten wollen, daß das neue deutsche Reich einem etwaigen französischen Anfall und Anprall gegenüber denn doch ganz anders dasteht, als im Jahre 1793 das alte armsälige Reichsgespenst dastand."

„Gewiß. Aber es wäre denn doch zu wünschen, daß unserem Volke, welches ja sattsam gezeigt hat, was es in kriegerischer Machtentfaltung zu leisten vermöge, jetzt für lange wieder Raum und Zeit zu friedlicher Kulturentwickelung gegönnt würde."

Digitized by Google

„Natürlich iſt das zu wünſchen. Aber die Deutſchen werden ja nicht die Friedensbrecher ſein. Sie werden nur dafür ſorgen, daß ein an ihnen verübter Friedensbruch nicht ungeſtraft bleibe.“

„Und wäre es denn abſolut unmöglich, zu einem dauerhaften Frieden, zu einem wirklichen Einverſtändniß mit Frankreich zu kommen? Ich erinnere mich, in Ihrer Geſchichte von „1870—71“ geleſen zu haben, die zwiſchen Deutſchen und Franzoſen obwaltende Feindſchaft ſei ein großes Unglück für Europa, für die Menſchheit. Die beiden Völker ſeien zu beklagen, daß ſie ſich haſſen und befehden, ſtatt ſich mit einander zu verſtändigen. Und ferner, wenn ſie ſich aufrichtig verſtehen, mitſammen verſtändigen und, wozu ſie ganz das Zeug hätten, einander ergänzen wollten, ſo könnten ſie gemeinſam die Welt beherrſchen und der Civiliſation unermeßliche Dienſte leiſten.“

„Ja, ſo glaubte ich allzeit und ſo glaube ich noch. Die Frage iſt nur, ob ſich ein Mittel ausfindig machen ließe, die gewünſchte Verſtändigung anzubahnen und herbeizuführen. Sie ſitzen ja in Berlin an oder wenigſtens nicht weit von der Quelle. Wiſſen Sie vielleicht eins?“

Digitized by Google

„Gewiß. Man braucht ja nur unser rechtmäßig und mit so großen Blutkosten zurückerworbenes Eigenthum, Elsaß-Lothringen, den Franzosen wieder auszuliefern und sie schön um Verzeihung zu bitten, daß wir überhaupt so unbescheiden gewesen, dasselbe zurückzuerwerben."

„Entschuldigen Sie, dieser Scherz ist nicht vom besten Geschmack."

„Scherz? Und wenn ich ernsthaft spräche? Die französelnden Experimente, welche man dermalen in den Reichslanden macht und machen lässt, müssen ja die dortigen Apostaten der Nationalität nur in der Meinung bestärken, es würde bald die Zeit kommen, wo die Elsässer und Lothringer wieder so glücklich wären, den geliebten Franzosen zum Kanonenfutter und zum Spottmaterial dienen zu dürfen, wie das vor 1870 so gewesen."

„Die erwähnten Experimente scheinen mir denn doch weit mehr im deutschen als im französischen Sinne gemacht zu werden. Sollten sie fehlschlagen, so wird man eben wiederum ganz andere Saiten aufziehen müssen. Zur Stunde, wo das deutsche Reich die Reichslande nicht mehr zu behaupten vermöchte, wäre es mit dem deutschen Reich überhaupt vorbei."

Digitized by Google

„Ganz meine Meinung.“

„Wohl, alſo geben Sie ein anderes Mittel an zur Erreichung des in Rede ſtehenden Zweckes.“

„Ich? Ich kenne keins. Es iſt dies auch gar nicht meine, ſondern Biſmarcks Sache. Wozu iſt man ein großer Staatsmann, ein ministre tout-puissant, ein ferreous chancellor?“

„Hm, ironiſiren und ſpotten iſt leicht, aber den Kriegspfad zwiſchen Deutſchland und Frankreich in einen Friedens- und Freundſchaftspfad umzuſchaffen, das iſt ſo ſchwer, daß es, wenn es überhaupt möglich, allerdings nur ein Biſmarck zuwegebringen könnte.“

„Glauben Sie an die Möglichkeit?“

„Kaum. Ja, wenn es ſich um etwas Dummes, Aberwitziges, Niederträchtiges handelte! Da wäre natürlich an der Verwirklichung, an der raſchen und leichten Verwirklichung nicht zu zweifeln. Aber wo etwas Geſcheides, Gutes, Gedeihliches in Frage, da ſtemmen alle Mächte des Unſinns, alle Dämonen des Unheils ſich dagegen. Indeſſen, die Prämiſſe des nur noch ſchlecht verkleiſterten Bruches mit Rußland iſt gegeben“ —

„Glauben Sie denn an dieſe Prämiſſe?“

Digitized by Google

„Alle Merkmale sprechen für das Vorhandensein derselben.“

„Und Sie meinen, die logische Schlußfolgerung daraus würde sein, daß der Reichskanzler sein ganzes Genie, alle seine diplomatische Kunst und Erfahrung aufbieten müßte, um zu einem dauerhaften Einvernehmen mit Frankreich zu gelangen?“

„So mein' ich, obzwar ich recht wohl weiß, daß in der Politik aus Prämissen gar häufig Schlüsse gezogen werden, welche mit der Logik wenig oder nichts zu thun haben.“

„Ja, so einen Schluß könnten Sie auch im Verlaufe dieses Syllogismus erleben.“

„Oh, ich weiß gar wohl, die berliner Russophilie ist mit ihrem Russisch noch lange nicht zu Ende.“

„Darüber ließe sich mancherlei mittheilen, aber Sie würden es ja doch nicht glauben, da es für Sie feststeht, daß Bismarck ein genialer und nationaler Staatsmann — nach außen. Mag sein, wir wollen darüber nicht streiten. Aber möchten Sie mir über dies oder das seines inneren Reichsregiments, z. B. über seinen Rücksprung vom Freihandel zum Schutzzoll nicht auch „„ein kräftig Wörtchen sagen““?

Digitized by Google

„Da lassen Sie mich aus, mein Bester, östreichisch zu sprechen. Ich habe mich zwar redlich bemüht, dem Gange der bezüglichen Reichstagsdebatten zu folgen, habe auch eine Masse von Leitartikeln und Flugschriften für und wider seufzend gelesen, muß aber gestehen, daß mich dieser Rattenkönig von Widersprüchen, welche noch dazu alle mit statistischen „„Grundlegungen"" und „„Beweisen"" großthaten, schließlich ganz dumpf und stumpf, um nicht zu sagen ganz dumm gemacht hat. Ich kann daher nur erklären, daß die neue Handelspolitik des Reichskanzlers schon darum mir nicht so ganz verwerflich vorkommt, weil der bekannte „Giftbaum" mit allen seinen Blättern wüthend dagegen aufrauschte. Ferner, daß ich gegen die Manchesterei einen instinktmäßigen Aberwillen hege, schon darum, weil sie aus England gekommen, also aus dem Lande der balsamirten Absurditäten, der mumiesirten Mißbräuche und der brutalsten Selbstsucht, aus einem vom ausgeschämten Pharisäerthum regierten und dem unserigen bitterfeindseligen Lande. Sodann auch darum, weil ich sehe, daß die einzige gesunde und dauerbare Grundlage eines Staatswesens, eine selbstständige Bauerschaft, unter ausschlaggebender Ein-

Digitized by Google

wirkung der Mancheſterei in England bis auf die letzten Spuren vernichtet worden iſt und ſie das, ſo man ſie gewähren ließe, auch in Deutſchland unfehlbar zuwegebringen würde."

„Ei, Sie ſind ja ein Agrarier comme il faut."

„Meinetwegen; wenn Sie nämlich unter einem Agrarier einen Mann verſtehen, welcher überzeugt iſt, daß mit der Einbuße einer kräftigen, ſelbſtſtändig auf eigenem Grund und Boden ſitzenden Bauerſame jedes Land unrettbar dem Elend verfallen muß, nur noch etliche Tauſende von Prozen oben und Millionen von Proletariern unten zu Bewohnern zu haben."

„Es gibt Leute, welche der Anſicht ſind, ſämmtliche Länder Europa's trieben einem ſolchen Zuſtande mehr oder weniger raſch entgegen und damit dem Strudel einer Revolution, mit welcher verglichen alle bisherigen nur geßneriſche Idyllien geweſen."

„Ich gehöre leider zu dieſen Leuten, warum ſollte ich es leugnen? Alles, was ich um mich her vorgehen ſehe, muß mich in meiner düſteren Anſicht beſtärken, welche freilich den Gedankenloſen, den Unwiſſenden und Leichtfertigen ſehr unbequem iſt."

„Ja, wir leben in einer Zeit, über welcher

Digitized by Google

Ahriman ſein Duzakhſkepter ſchwingt. Die Dews ſind fleißig an der Arbeit. Unter dem Anhauch dieſer Inſpiratoren predigen die Sekten der Zerſtörung überall in Europa insgeheim und leiſe, drüben in Paris ſchon ganz offen und laut Brand und Mord, den Weltbrand, den Geſellſchaftsmord. Die Götterdämmerung kommt heran."

„Da ſtimmen wir zuſammen. Wer Ohren hat, zu hören, und dieſelben nicht abſichtlich verſtopft, muß die Waſſer der neuen Sintflut heranrauſchen hören. Die zerſtörungsluſtigen Sekten allein würden die große Kataſtrophe wohl nicht herbeizuführen vermögen. Sie ſind ja ſelber nur ein einzelnes Symptom der allgemeinen ſocialen Krankheit. Aber alles — der Kapitalismus wie der Proletarismus, eine zügelloſe, auf ihr logiſches Ziel, den Kommunismus, entſchloſſen losgehende Demagogie, die jeden höheren, idealen, religiöſen und ſittlichen Ideengehaltes bare Kraftſtoffelei, die Verödung des Gemüthlebens und die Verpöbelung der öffentlichen Meinung, die Vollſtopfung der Jugend mit Wiſſenskram und Wiſſensdünkel, die Verflachung und Verſchlaffung der Charaktere, die rohe Selbſtſucht und der nagende Neid, die Hochmuthsdelirien der Wiſſenſchaft und die Kon-

Digitized by Google

kurrenzraſereien der Induſtrie, der bohrende, zerbröckelnde und zerſetzende Journalismus, die mit der ganzen Meute des Schwindels und der Reklame betriebene wilde Jagd nach dem Gelde und die noch wildere nach dem Vergnügen, die Großthuerei und das Scheinweſen, die ſtumpfe Gleichgiltigkeit inbetreff von Recht und Unrecht, die infame Liebhaberei, das Niederträchtige zu vertuſchen und das Ruchloſe zu beſchönigen, die ſyſtematiſche Einſchläferung des Gewiſſens und die „wiſſenſchaftliche“ Abſchwächung des Gefühls der Verantwortlichkeit, die laxe Theorie und die feige Praxis in Geſetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege — alles, alles arbeitet wetteifernd daran, die Schleuſen zu zertrümmern und die Dämme zu durchſtechen, um der hereinbrechenden Zerſtörungsflut freien Raum zu gewähren. Wehe unſern Kindern und Kindeskindern, welche das Chaos erleben und durchleiden müſſen.“

„Und wann ſie es durchgelitten?“

„Dann wird der Verzweifelungsſchrei der Kreatur einen großartigen Deſpoten aufrufen, irgendeinen Cromwell, Friedrich, Napoleon oder Biſmarck, welcher die aus den Fugen gegangene Welt eiſenfäuſtig wieder einrenkt und Ordnung ſchafft.“

Digitized by Google

„Und dann?“

„Dann wird der arme Siſyphus, der Menſch, den Felsblock der Kulturarbeit aus tiefſter Niederung abermalen bergan wälzen.“

„Eine ſchöne Ausſicht!“

„Können Sie eine ſchönere aufthun?“

„Nein.“

Digitized by Google

Ein klein fein Nießwurzgärtlein.

Digitized by Google

I.

Die Windel des Konfucius.

1.

In China war's, ja, ja, im veritabeln
Chineſiſchen China, nicht im deutſchen, nein!
Glaub' nicht, ſüß Publikum, ich wolle fabeln
Und führ' zum Gelben Fluß dich nur zum Schein.
Alſo in China wußt' ich aufzugabeln
Mein Thema, wiſſenſchaftlich, zart und fein,
Von des Konfucii Windel die Hiſtorie,
Chineſiſcher Gelehrſamkeit Glanzglorie.

Kopfüber ſtürz' ich medias in res,
Wie das Horaz vorſchreibt den Heldenſängern,
Schwör' auch bei Moſis Bart und Mahoms Feß,
Mein Lied nicht mehr als billig zu verlängern;
Item ſelbſt dort, allwo man liſpelt „yes"
Engliſch-ſcheinheiligſt, können alle bängern
Fließpapierſeelen feſt verſichert ſein,
Daß ſie nicht brauchen „shocking!" aufzuſchrei'n.

Digitized by Google

O Heuchelei, hienieden du zweitmächtigſte
Großmacht — erſtmächtigſte bleibſt, Dummheit, du! —
Im Fiſtelton das phariſäiſch-prächtigſte
Loblied würd' ich anſtimmen dir im Nu,
Falls Konkurrenz mir nicht, die überſchlächtigſte,
Britiſch-brutal die Kehle hielte zu:
Derweil Old Gladſtone Heuchelſüßholz raſpelt,
Muß bleiben mein Pſalmgarn unabgehaſpelt.

Alſo in China war's. Der große Tſchi,
Stupend gelehrt, gelehrt faſt bis zur Krudität,
Im Forſchen und im Finden ein Genie,
Auf Du und Du mit jeder klaſſiſchen Nudität,
Präſes der höchſten Reichsakademie,
Geheimſter Hofrath, — frei von aller Rudität,
Trug zierlich er den achtzehnzölligen Zopf,
Ein Mandarin von dem geſcheckten Knopf.

Er kannte fremde Sprachen, auch die deutſche,
Und lag in Kontroverſen immerdar
Mit ſeinem Nebenbuhler, Doktor Leu-tſche,
Der jüngſt verübt zum Fauſt 'nen Kommentar,
Worin er trieb mit ſeines Wiſſens Peitſche
Den Hypotheſenkreiſel wunderbar.
Nun war auch Tſchi Fauſtkommentator, darum
Des Leutſche-Tſchi-Zanks gellend Lirumlarum.

Digitized by Google

Zum hellſten Lodern war der Streit gebracht
Durch die tiefſinnigen Gedankenſtriche
Im Hexentanze der Walpurgisnacht.
Tſchi ſchalt die Scene laut 'ne ärgerliche
Und wurde drob von Leutſche ausgelacht.
Tſchi, der Konfucianer, tobt, es ſtriche
Sotadiſcher Wind ſehr ſcharf durch dieſen Tanz.
Und Leutſche ſchnaubt: „Sie mißverſteh'n ihn ganz!“

„Als Laotſeaner ſag' ich kategoriſch:
Der Hexentanz iſt Tugend und Moral,
Sofern man faſſt ihn myſtiſch-allegoriſch,
Statt katechismuskindiſch und banal.“
„Sie Myſtikus!“ — „Philiſter!“ — Metaphoriſch
Und hoch, ja höchſt gelehrſam allzumal
Prügeln ſie ſich mit den Gedankenſtrichen,
Als ob dieſelben Bambusrohren glichen.

Seitdem erfüllte gallegrüner Groll
Die beiden wunderſchönen Forſcherſeelen,
Und jede war des grimmen Grames voll,
Die and're möcht ihr die Gedanken ſtehlen,
Und jede frug ſtirnreibend ſich: Was ſoll
Niedageweſenes ich aufkrakehlen,
Um meinen Feind zu bringen auf den Hund
Durch einen ungeheuerlichſten Fund?

Digitized by Google

Mandarin Leutſche war diesmal der Glückliche,
Der aufſtach einen koloſſalen Fund.
Nachdem er das Archiv, das ſak-ſok-ſükliche,
Erforſchet bis zum tiefſten Grund und Schund,
War er im Fall, zu machen die entzückliche
Botſchaft dem ganzen Reich der Mitte kund,
Daß er — o Ruhm! — entdeckt — es ſei kein Schwindel —
Vom göttlichen Konfuz die erſte Windel.

Ganz kampfgerüſtet trat er auf den Plan;
Er kannte ja die lieben Herr'n Kollegen
Und wußte, daß des Neides gelber Zahn
Alsbald ſich kritiſch-nagend werde regen.
Darum war rüſtig er gegangen dran,
Ein Schanzwerk um den Windelfund zu legen
In Form von einem dicken Buch in Quart,
Das durchzubeißen war entſetzlich hart.

Und mehr noch; denn er hatte ſeinen köſtlichen
Schatzfund zur Approbation entſandt
Klug aus dem Reich der Mitte, aus dem öſtlichen,
Zum weſtlichen, ins urgelehrte Land,
Wo man den Druck, das Pulver und den tröſtlichen
Satz vom beſchränkten Unterthanverſtand
Erfand, item den bieriſchen Biberalismus,
Nicht minder den maulthieriſchen Liberalismus.

Digitized by Google

Dort blühte der Profeſſor Schwiemel Kneiſt
— (Nicht zu verwechſeln mit Profeſſor Gneiſt etwa,
Der „alles, was er will, ſofort beweiſt“) —
Weltruhmsbeſitzer, kann man ſagen dreiſt etwa,
Unter dem Namen Doktor Spruhzius Feiſt,
Viel mit dem Sitzfleiſch, weniger mit dem Geiſt etwa
Arbeitend in Archäo- und Philologie,
Meiſter vom Stuhl der Loge „Zur Mikrologie“.

Gutachtend ſchrieb er: „An die hundert Wochen
Hab' das Objekt ich gründlich obſervirt,
Beſeh'n, beſchmeckt, begriffen und berochen,
Beſchabt, filtrirt und mikroſkopiſirt.
Jetzt darf ich auf das Schlußergebniß pochen,
Unwiderſprechlich hab' ich ſtabilirt:
Bewieſen iſt die Windel des Konfucius!
Dixi! Der infallible Doktor Spruhzius.“

In China ging darob der Jubel los;
Ein Hunderttauſend Gonge und Tam-Tame
Erhoben ihr Geklingel und Getos
(Im weſtlichen Reich der Mitte heißt's Reklame) —
Begeiſterung erfüllte Klein und Groß,
Der Kaiſerhof bezeigte Antheilnahme:
Verlängern durfte Leutſche ſeinen Zopf
Und ward geſchmückt mit dem grasgrünen Knopf.

Digitized by Google

Darauf im klaſſiſchen Pagodenſtyle
Hat für Konfucii Windel man ſogar
Errichtet einen Tempel in Fu-Fü-Le
Und ihr zu Hütern eine Bonzenſchar
Geſtiftet, auch mit feinem Taktgefühle
Bezahlt die ganze Koſtenrechnung bar;
Denn der Chineſe iſt kein ſolcher Lump,
Daß er Denkmäler bauen thät' auf Pump.

Dann ward ein Jahrbuch unverweilt begründet,
Das „Windel-Jahrbuch", allworein gelehrt
Manch Forſcherfäſſlein, mit Bedacht entſpündet,
Grundlegenden Inhalt gründlich hat entleert.
Hier wurde, beiſpielsweiſ', der Welt verkündet,
Was für Chineſen äußerſt wiſſenswerth,
Wie, wann und wo dereinſt geſurrt die Spindel,
Welche das Garn geſponnen zu der Windel.

Ein junger Forſcher machte ſich berühmt
Dadurch, daß er ausmittelte den Acker,
So mit dem Windelflachs war angeblümt
Im Jahr X X durch einen armen Racker,
Des Namens Hia-Hu, der — unverblümt
Muß ſingen ich's und ſagen — ſchlicht und wacker
Nach frommer Väter Sitte ſein Stück Feld
Wohl mit dem eignen Dünger hat beſtellt.

Digitized by Google

Ein andrer Streber kam zu Ruf und Stellen,
Weil nach unſäglichem Forſchen ihm gelang,
Des Drechſlermeiſters Namen feſtzuſtellen
— Er lautet abgekürzt Pu = Po = Pi = Pang —
Der, um die Windelſpindel herzuſtellen,
Die Drehbankſcheibe weiland brachť in Schwang.
Das Windel = Jahrbuch ſetzte alles dieſes
Mit mehrerem ins Klare und bewies es.

Digitized by Google

2.

Jetzt erſt, mit teufeliſcher Bosheit, rollte
Der grimme Tſchi den Anſtoßſtein herbei.
Vom kritiſchen Olymp herab er grollte:
„Der frechſte Humbug iſt die Windelei!
Ein Zopf- und Knopfgeſchmückter wahrlich ſollte
Sich ſchämen einer ſolchen Schwindelei.
Ein Schnupftuch der Konfucia iſt das Ding!
Hier ſteht's erwieſen, hier in dieſem King —"

„Wo ich in tauſenden von Paragraphen
Erörtert das Problem bis auf den Kern
Und mir gelang ein völlig Lügenſtrafen
Des Myſtikers von ſcheingelehrtem Herrn.
Ich hoffe, daß ihn meine Hiebe trafen,
So daß er künftig hält die Hände fern
Von dem Gebiet der Findeldeuteleien
Und aufgibt ſeine Windelbeuteleien."

Digitized by Google

Auch hatte Tſchi vorſorglich nicht verſchmäht,
Nach Leutſche's Vorgang auszuſchau'n beizeiten
Um eine weſtliche Autorität,
Des großen Spruhz Gutachten zu beſtreiten.
Er hatte einen Kampfhahn ausgeſpäht
Und ließ ihn die Arena ſtracks beſchreiten:
Den Doktor Spongaſpuz, im Land Italia
Meiſter vom Stuhl der Großloge „Lappalia".

„Ich habe das Faksimile", ſchrieb der,
„Des Streitobjekts ſehr peinlich inquiriret,
Zerhauen und zerſtochen kreuz und quer,
Retortiſirt, ſpektralanalyſiret:
Facit: Wer wagt noch zu behaupten, wer,
Der Windelwahn ſei jetzt nicht exſtirpiret?
Bewieſen iſt das Schnupftuch der Konfucia!
Dixit il gran dottore Spongaspuzia."

Hei, was nunmehr anhub ein Waffenklirren
Den Gelben und den Blauen Fluß entlang!
Man hörte nur die Loſungen noch ſchwirren:
„Hie Schnupftuch!" und „Hie Windel!" Wüthend rang,
Bewerfend mit unſauberſten Geſchirren
Einander heldenmüthig, Wong mit Wang.
Denn alſo die Parteien ſich betitelten,
Die ſich nach Noten ſchüttelten und knittelten.

Digitized by Google

Der Himmel weiß, was Unheil noch entſtanden
Aus dieſer Riva- und Rivalität,
So dazumalen fern in deutſchen Landen
Erfreute ſich nicht der Vitalität
Ein Mann, der längſt ſchon jeglichen zu Schanden
Gemacht in ſeiner Specialität.
Das war die Kompromißmuſik. Ihr Meiſter
Verfilzte ſelbſt die wiederhaarigſten Geiſter.

Er hatte ja ſchon fertig es gebracht,
Das Schwarz-Weiß und das Gelb-Weiß zu vermantſchen,
Und war gerade jetzt darauf bedacht,
Modernen Knoblauch und feudal-romant'ſchen
Kohl, item Feu'r und Waſſer, Tag und Nacht
Zum flauliberalen Bettelbrei zu pantſchen,
Als den chineſiſchen Konflikt er witterte,
Worauf es ihn gleich heftig kompromitterte.

Er gab dem Kitzel nach, obzwar ihm ſauer
Die Weitfahrt. Als er hinter ſich das Meer,
Setzt er ſich rittlings auf die Große Mauer
Und leiert die Vermittlungsſeufzer her.
Verblüfft zuerſt, die Hörer und die Schauer
Begeiſtern ſich allmälig mehr und mehr
Und ſpenden Beifall unſer'm edlen Ritter-
Virtuoſen auf der Kompromiſſe-Zither.

Digitized by Google

Denn angeheimelt fühlten die Chineſen
Als klaſſiſch Volk der rechten Mitte ſich
Von dem kautſchuklichen Juſte-Milieu-Weſen
Des ſchmiegſamlichen Kompromiſſerich,
Von dem alsbalde rühmlichſt war zu leſen,
Wie er den Leutſche-Tſchi-Konflikt beglich,
So daß die beiden Gegner —'s iſt kein Mythus —
Verſöhnten ſich nach akademiſchem Ritus.

Sie küßten ihre Zöpfe gegenſeitig
Und ſchnäbelten ſich mit bebrillten Naſen,
Nachdem ein Kompromiß, ein unzweideutig,
Gebracht zur Ruhe das gelehrte Naſen.
So wurde denn, gerade noch rechtzeitig,
Der Zwietracht Fackel endlich ausgeblaſen.
Ganz China ließ die Freudedrachen ſteigen
Und drehte ſich im feierlichen Reigen.

Im „Reichsanzeiger" ſtand gedruckt ſehr breit:
„Kund und zu wiſſen ſämmtlichen Chineſen
Thut Kaiſerliche Majeſtät: — Der Streit,
Ob Windel o d e r Schnupftuch? iſt geweſen.
Schnupftuch u n d Windel! wird fortan allzeit
Gedacht, geſagt, geſchrieben und geleſen.
So iſt verkleiſtert ſchön der böſe Riß
Und dieſe Kleiſterung heißt Kompromiß."

Digitized by Google

„Weil aber ſo ein Bürgerkrieg, ein triſter,
Beendigt ward in Unſerm weiten Reich,
Ernennen Wir den deutſchen Kompromiſter
Zum Ur- und Erz-Chineſen allſogleich,
Item zu Unſerm Kleiſtereiminiſter
Und ſchlagen ihn mit dieſem Pinſelſtreich
Zum Mandarin vom zwanzigzölligen Zopf
Und ſchmücken ihn mit dem graublauen Knopf."

So ſah ſich endlich denn im fernen Oſten
Ein weſtliches Talent belohnt, bekrönt,
Das die Extreme häufig, die erboſ'ten,
Als Zitter- ja als Zwitterling verhöhnt.
Am Gelben Fluß ſcholl Stadt und Dorf von Toaſten,
Am Blauen jedes Haus vom Jubel dröhnt;
Ganz China trank Zweckthee in vollen Zügen
Und ſang: „Zufriedenheit iſt mein Vergnügen!"

Digitized by Google

II.

Noten zur Zukunftsmusik.

1.

Zukunftschule.

Der Standpunkt „ideal“ ist glücklich überwunden,
Die „Götter“ alle sind in's Nichts dahingeschwunden.
Wir denken positivst, wir fühlen animalisch
Und lassen's wohl uns sein nach Kräften „kanibalisch“.
Was war, ist uns egal; was sein wird, noch egaler:
Wir zechen — pereant die künftigen Zechezahler!
Drum heißt die Losung, so allein noch fleckt und kleckt:
„Fort mit der Pietät! Nieder mit dem Respekt!“
Und wie's zu gehen pflegt, ganz wie die Alten sungen,
So zwitschern, nicht doch, nein! so brüllen schon die Jungen.
Schulmeister Bombax hat, wie jüngstens ich vernommen,
In seiner Zukunftschul' zu fühlen das bekommen.
Schnurrbärtig und bebrillt, ein strammer Darwinist,
Bekennt er sich zum Spruch: „Der Mensch ist, was er ißt.“

Digitized by Google

Schulhalten mag er nicht, das iſt ihm zu geringe;
Er hat fürwahr zu thun viel wichtigere Dinge.
Als ſpräch' er hoch herab vom höchſten der Kameele,
Docirt er: „Dummer Schnack, der Schwatz von einer Seele!
Was man ſo Seele nennt, das iſt ja nur sans phrase
Der Ruchſinn, koncentrirt dahier in meiner Naſe.
Dies iſt der neueſte Triumph der Wiſſenſchaft,
Der Forſchung allerköſtlichſte Errungenſchaft."
Dann ſpricht von Zellen er, von Zuchtwahl, Deſcendenz,
Und zieht aus alledem die logiſche Konſequenz:
„Ihr Buben, die ihr ſeid für unſern Zukunftſtaat
Die hoffnungsvolle, reiche, kernige Zukunftſaat,
Ihr Theile der urheiligen Volksſouvränität,
Mitbürger, ſeid gedenk des Wortes früh und ſpät,
Des Worts: Was ihr nicht ſeht, nicht höret und nicht ſpürt,
Nicht riecht, nicht ſchmeckt, nicht greift, das auch nicht exiſtirt.
Die beſte Religion die iſt das Einmaleins,
Und hab' ich ſelbſt kein Geld, je nun, ſo nehm' ich deins.
Der Menſch iſt halt ein Thier wie jedes andre Thier,
Und wollt ihr beten, betet: Zweimal zwei macht vier." —
„Nein!" — aus der Zukunftſaat ein derber Bengel ſchreit —
„Mitbuben, glaubt ihm nicht ſo aus Gefälligkeit!
Daß zweimal zwei macht vier, das iſt noch nicht bewieſen,
Obzwar es ſteht gedruckt beim alten Adam Rieſen.
Laſſt euch einſchenken nicht des Waſſers ſtatt des Weins,
Ein richtiger Demokrat der pfeift auf's Einmaleins.

Digitized by Google

Und sind wir Thiere, dann Herr Bombax ist ein Esel,
Der größte Esel wohl von Ratibor bis Wesel.
Er kohlt nur alten Kohl, nichts weiß er und nichts kann er,
Drum werd' ihm zuerkannt ein flotter Hosenspanner!
Er ist der Einzelne, wir aber sind die Vielen;
Die Volkssouvränität die soll ihm mal was spielen!
Wir woll'n ihm zeigen, wie aufgeht die Zukunftsaat
Und wie man Schule hält im freien Zukunftsstaat."
Die Rede zündete. Mit Hurrah und Halloh
Schulmeisterte die Bubenschar Bombacem so,
Daß er von diesem Tag, dem wehevollen, wann er
Erinnerte sich an den „flotten" Hosenspanner,
Mit wehmuthschwerem Blick und sprechender Gebärde
Im tiefsten Bockbierbaß der Wissenschaft erklärte:
„Das Nasenseelesitzsystem ist leeres Stroh,
Der Sitz der Seele, ach, der ist ganz anderswo!"

2.

Zukunftsjustiz.

Verbrecher gibt's nicht mehr, nein, nur verirrte Brüder!
So leiern früh und spät der Pöbelschranzen Lieder.
Der Mensch ist willenlos, nichts weiter als ein Kreisel,
Den in Bewegung setzt der Leidenschaften Geißel;
Die Leidenschaften selbst sie sind Naturgesetze,
Ganz unabhängig vom „moralischen Geschwätze;"

Digitized by Google

Und folglich iſt allzeit, ſo man es recht erwägt,
Unhaftbar für ſein Thun, „was Menſchenantlitz trägt.“
Recht und Gerechtigkeit? Ach was! Verjährter Plunder!
Zukunftsjuſtiz ſie wirkt die blaueſten der Wunder.
Steht da vor dem Gericht ein Mann, der überführt,
Wie ſeines Nachbars Frau „ſo unſanft er berührt,
Daß ſie daran verſtarb.“ Der Anwalt ſpricht begeiſtert:
„Es war mein Herr Klient von Liebe ganz bemeiſtert!
Liegt Schuld vor, iſt die Frau allein damit beſchwert;
Denn ſträubte ſie ſich nicht, ſo blieb ſie unverſehrt.
Ihr Herrn Geſchworene, kein dolus weit und breit,
Von culpa nur etwas zu große Zärtlichkeit.“
Der Angeklagte dann: „Mitbürger, dies nur ſag' ich,
Verirrter Bruder bin und Menſchenantlitz trag' ich.“
Darauf der Präſident gibt ſolche Rechtsbelehrung:
„Die Procedur ergab, wo Schuld liegt und Beſchwerung.
Zu haſtig war der Mann, verbrecheriſch mit nichten;
Die Todte hat verletzt die Bürgerinnenpflichten,
Und weil ſie nicht geglaubt an's Evangelium
Der freien Lieb', kam ſie von Liebewegen um.“
Die Herrn Geſchworenen ſie geben ein „Nichtſchuldig!“
Das liebe Publikum es drängt ſich ungeduldig
Glückwünſchend um den „Bruder“ her und jauchzt hellauf:
„Die freie Liebe hoch! Kommt, trinken wir eins drauf!“

Digitized by Google

3.

Zukunftshistorik.

Herr Odo Rosenzweig, ein fast allwissender Mann,
Herr Bodo Lilienteig, der mehr noch weiß und kann,
Sie waren stamm- und blut- und geistverwandte Vetter
Und in der Wissenschaft da spielten sie die „Retter".
Sie gründeten vereint die chemische Waschanstalt,
In deren Kesseln rasch mit kritischer Dampfgewalt
Das allerschmutzigste Zeug gesammter Weltgeschichte
Entschmutzt ward und verklärt zu lieblichem Gedichte.
Drum haben beifallsstolz ihr Banner sie geschwenkt
Und diesen Wäschereiprospekt herausgehängt:
„Geschichtewissenschaft steht jetzt auf neuer Base,
Seitdem wir ausgelaugt ihr die moralische Phrase
Und bis zur Evidenz bewiesen, daß Historik
Betrieben werden muß nicht ethisch, sondern chlorig.
Erwaschen haben wir mit Eifer früh und spät
Dies Resultat filtrirter Objektivität: —
Zum Ersten sah es aus in der Historik duster,
Weil thöricht sie sich hielt an die antiken Muster.
Thukydides jedoch war ein beschränkter Kopf,
Sallust ein Rabulist und Tacitus ein Tropf.
Sie hatten kein Talent für diplomatischen Zickzack,
Dieweil verstopft ihr Hirn vom patriotischen Schnick-
schnack.

Digitized by Google

Zum Zweiten lag bei uns Geſchichtſchreibung im Argen,
Weil ſie ſich lang geſträubt, für immer einzuſargen
Das Wort, das Schiller ſprach, der philiſtröſe Wicht,
Die Weltgeſchichte, ha! die ſei das Weltgericht.
Das iſt denn doch fürwahr ganz obſoleter Plunder!
Es ſpricht der richtige Hiſtoriker jetzunder:
Was Frevel? Was Verdienſt? Was Schuld? Was Unſchuld? Bah,
Geſcheh'n mußt', was geſcheh'n, und alſo, wie's geſchah.
Vornehme Indolenz lehrt alles uns begreifen,
Begreifen aber heißt verwiſchen und verſchleifen
Den Unterſchied von Recht und Unrecht, gut und bös,
Womit man ſonſt gemacht viel albernes Getös.
Darum vermögen wir zu zünden neue Lichter
Im Weltgeſchichtebuch und andere Geſichter
Zu malen fix und flink geſchichtlichen Erſcheinungen,
Die bisher ganz entſtellt durch lächerliche Meinungen.
Wir „retten" Butz und Benz, vom edeln Katilina
Herab bis zu der größten Zarin Katharina,
Der hochgelehrten Frau; denn aus dem Grund verſtand ſie
Und kommentirte ſie Ovids Artem amandi.
Der Katilina gar, ja, der war nicht von Stroh,
Socialhalunkokrat und Volksfreund comme il faut,
Antiker Ferdinand Laſſalle, wie ſteht im Buch er,
Nur ohn' Helenchen roth und ohne Lothar Bucher.
Tiberius ſodann, der vielverkannte Mann,
War nicht, wie der Moralphiliſter wähnt, Tyrann.

Digitized by Google

Genau beſeh'n, war er ein konſtitutioneller
Muſterregent, und wenn es noththat, auch ein ſchneller
Realpolitiker, der dachte recht und ſchlecht:
Wer im Beſitz der Macht, iſt im Beſitz vom Recht.
Was Nero anbelangt, ſo war er halt ein Künſtler,
D. h. etwas verrückt, Phantaſtikus und Dünſtler,
Jedoch ein Virtuos auf manchem Inſtrument
Und auch als Pyrotechniker ganz excellent." —
Nach dieſem Schema wenn Geſchichte wird geſchrieben,
Muß Wahn und Vorurtheil ſo ſpurlos bald zerſtieben,
Daß zielbewußt wir gehn die Rückentwicklungsbahn
Und glücklich wiederum beim Affen langen an.

Digitized by Google

III.

De botulo sive sanguiculo insaniente tractatus

d. i.

Die Abhandlung von der wahnsinnigen Blutwurst.

Von

Minutius Quisquilius von Pimperling,

Doktor, Professor, Akademiker, Geheimrath, Ritter des hohen Ordens vom güldenen Maulkorb 3. Klasse mit Humboldtfedern am Ringe, u. s. w.

Ein unentbehrlicher Beitrag zur Göthe-Literatur.

Nach Vergleichung sämmtlicher Handschriften*) edirt

von

Jeremia Saurampfer.

Vorrede des Verfassers.

Das Bönhasenthum macht anitzo in der deutschen Literarhistorik unerhört weite und freche Sprünge.

*) Es sind deren sechs, alle von des hochberühmten Verfassers eigener Hand herrührend. Denn er hat seine herrliche

Digitized by Google

Darum erheischt es die Würde der Wissenschaft und das Wohl des Staates gleichermaßen, daß

Abhandlung nicht weniger als sechsmal umgearbeitet, um derselben den Stempel klassischer Vollendung aufzudrücken. Die drei älteren Handschriften bezeichnet der Herausgeber hiermit der absteigenden Linie ihrer Entstehungszeit nach mit den Buchstaben A, B, C, die drei jüngeren ebenso mit den Buchstaben X, Y, Z. Die Handschriften B, X und Z sind leider mehr oder weniger defekt. B ist in Folge zeitweiliger Aufbewahrung in der Bibliothek zu Wolfenbüttel so vom Moder zerfressen worden, daß sie fast unleserlich. X ist nur ein Torso, maßen von derselben, wie dem Herausgeber auf dem Wege mühsäliger Specialforschung zu eruiren gelungen, durch die blasphemischen Hände einer sicheren Illiterata, deren Namen wir aus Humanität verschweigen, zu einem, wie zu befürchten steht, sehr profanen Gebrauche drei Blätter abgerissen worden sind. Am meisten gab Z dem Editor zu rathen und zu thun. Blatt 1 dieser Handschrift stellt sich nämlich so dar, daß der Text unter einer ursprünglich vermuthlich hellroth gewesenen, später aber ins Dunkelbräunliche nachgedunkelten Kruste verschwindet. Der erste Eindruck, welchen Herausgeber davon erhielt, war: Hier muß Blut geflossen sein! Aber cujus? cur? quomodo? quando? Sollte auch der große Pimperling das bekannte „Skelett" im Hause gehabt, sollte unter seinem friedlichen Dache eine geheime Tragödie gespielt haben? Hier konnte nur genaueste Lokalforschung zu abschlußgebenden oder wenigstens zu grundlegenden Resultaten führen. Editor begab sich demgemäß mit dem nächsten Kurierzug nach der weltbekannten Universitätsstadt Mikrologingen, allwo, wie jedermann weiß, der Herr Geheimrath, Ritter u. s. w. von Pimperling seine gefeierte Lehrthätigkeit vor 1 bis $1^1/_2$ Studenten pro Semester

Digitized by Google

ſolcher Springerei gewehrt und dem Dilettantismus tüchtig auf die Vorderpfoten geklopft werde. Dem-

entfaltet hatte. Nachdem Herausgeber allda zu forſchen angehoben hatte, gelang es ſeinem — mit aller Beſcheidenheit ſei es geſagt — feinen Spürſinn, nach etlichen Wochen die rechte Fährte, d. h. in einem nahegelegenen Dorfe eine alte Magd aufzufinden, welche vordem bei von Pimperlings gedient hatte. Aber — eleleu! otototoi! — was für eine Strapaze nun, dieſem weiblichen Zweihänder einen Begriff beizubringen von der wiſſenſchaftlich-literargeſchichtlichen Bedeutung meiner Fragen und ſeiner, des Zweihänders, Antworten! Mit unendlicher Geduld und mittels Anwendung einer aus Sokrates und Peſtalozzi gemiſchten Methode gelang es mir aber ſchließlich doch, klarzuſtellen und zur Evidenz zu erheben, daß die fragwürdige dunkelbräunliche Kruſte auf Blatt 1 der Handſchrift Z herrühre von einem Teller voll Himbeerenmus oder Heidelbeerenmus, welchen des großen Pimperlings Erſtgeborener eines Tages in kindlicher Unbefangenheit über das Manuſkript ſeines Erzeugers hingegoſſen. Man bemerke: Himbeerenmus oder Heidelbeerenmus? das war nun die Frage, vor welcher Editor als ein Hamlet der Forſchung zweifelnd ſtand. Natürlich ging er die Chemie um Hilfe an. Aber von drei Chemikern, welche er zu Rathe zog, erklärte der erſte: „Himbeerenmus!“ der zweite: „Heidelbeerenmus!“ der dritte: „Weder Himbeeren- noch Heidelbeerenmus!“ Was nun? Schon wollte Herausgeber rathlos die Forſcherhände ſinken laſſen, als er beim Rekapituliren ſeiner mit der alten Magd gehaltenen Dialoge auf einen Punkt ſtieß, von welchem ausgehend er auf dem Wege induktiver Folgerung zu einem unanfechtbaren Ergebniſſe kam. Nämlich, der mehrfach citirten zweihändigen Quelle zufolge

Digitized by Google

zufolge ist es eine sittliche Nothwendigkeit und eine christlich-germanische Unterthanenpflicht, daß von Zeit zu Zeit ein Mann vom Fach aufstehe und seinen strammen Zunftzopf in majestätische Pendelschwingung versetze, sich selber zur Ehre, der Wissenschaft zur Förderung und den Bönhasen zum erspiegelnd strafenden Exempel.

Solcher sittlichen Nothwendigkeit mich beugend und solcher christlich-germanischen Unterthanenpflicht mich unterziehend, habe ich meiner bis zum § 999 im dritten Kapitel der zweiten Hälfte des ersten Halbbandes vorgeschrittenen Arbeit über die Berechtigung, beziehungsweise Nichtberechtigung des Tüpfelchens auf dem i in der deutschen Recht-, beziehungsweise Unrechtschreibung — (der ganze erste Band dieses, wie ich ja wohl sagen darf, eminent gelehrten

---

war des großen Pimperlings verehrungswürdige Gattin eine „Raffel" gewesen, d. h. eine in Fragen der Sparsamkeit bis zur äußersten Linie der Möglichkeit vorgehende Hausfrau. Als solche vor die Mus-Frage: Himbeeren oder Heidelbeeren? gestellt, hat sie sich, das untersteht keinem Zweifel, für den Einkauf der letzteren entschieden, weil selbige um etliche Pfennige billiger zu stehen kamen als erstere. Also: Heidelbeerenmuskruste — aere perennius! Mögen Mitstrebende des Herausgebers über diesen Triumph exakter Forschung nicht allzu sehr vor Neid ergrünen. Editor.

Digitized by Google

Werkes ist selbstverständlich der Begriffsbestimmung des Tüpfelchens, sowie einer Untersuchung der Quellen zur Geschichte desselbigen Tüpfelchens gewidmet) — also dieser zweifelsohne epochemachenden, weil die gesammte Germanistik auf neue Grundlagen stellenden Arbeit habe ich so viele Zeit abgemüssigt, als erforderlich ist, um der Bönhasenheit wieder einmal zu zeigen, wie ein Mann vom Fach schwierige, schwierigste literarhistorische Probleme anfasse und zur Lösung führe.

Es handelt sich um ein Problem der Göthe-Biographik.

Schnell fertig ist der rohe Laienverstand mit dem Worte, des Altmeisters Leben wäre sattsamlich durch- und erforscht. Es seien ja zu diesem Zwecke alle Plunderkammern, Kasten, Kisten und Schubfächer, alle Mappen und alle Papierkörbe im deutschen Reiche durchstöbert und sei ihr Papierschnitzelinhalt bereits armvollweise auf den Büchermarkt ausgeleert worden. Wahr. Allein wo dem Laien, dem Bönhasen und Dilettanten jede Möglichkeit weiteren Forschens und Findens ausgegangen scheint, weiß der Mann vom Fach neue Möglichkeiten zu schaffen, indem er Thüren aufmacht, an welchen das profanum volgus nur

Digitized by Google

in Fällen dringlicher oder besser dränglicher Nothwendigkeit nicht gedankenlos oder gar naserümpfend vorübergeht. Wenn allerdings, von Archiven und Bibliotheken gar nicht zu reden, alle Plunderkammern, alle Kasten, Kisten und Schubfächer, alle Mappen und Papierkörbe im deutschen Reiche nach Göthe-Reliquien von meinen Vor- und Mitforschern gründlichst schon durchsucht und bis zum letzten Papierfetzen ausgebeutet worden sind, so blieben meinem Forschereifer und meinem Finderglück doch gewisse loci vorbehalten, welche man zwar „vor keuschen Ohren nicht nennen darf, welche aber keusche Herzen nicht entbehren können", wenigstens soweit solche im Bereiche der Civilisation schlagen.

Die archivalischen Schätze dieser Oertlichkeiten — deren Einrichtung und Beschaffenheit, nebenbei bemerkt, einen untrüglichen Maßstab für den Kulturgrad der Familien und der Völker abgeben*) — erscheinen natürlich blöden Laienaugen nur als „Makulatur". Aber welchen Gewinn der scharfsichtige, tiefsinnige und methodisch geschulte Forscher

*) Vgl. meinen Traktat „De locorum institutione, quibus Romani alvum exoneratum ire solebant", pag. 13 et passim. Autor.

Digitized by Google

daraus ziehen kann, wird die nachstehende Abhandlung unwidersprechlich darthun.

Dieselbe ist durchweg aus neueröffneten Quellen geschöpft, d. h. auf in den bezeichneten Archiven aufgefundene Akten und Urkunden gestützt, welche selbstverständlich einer langwierigen Sichtung und einer besonnen abwägenden, in Objektivität förmlich schwelgenden Kritik unterzogen wurden. Da ich, mein Vorhaben zu einem gedeihlichen Ende zu führen, zahllose locos, „soweit die deutsche Zunge klingt", durchforscht habe, so kann ich meine Quellen nicht einzeln citiren, sondern nur summarisch nach Staaten und Städten. Wo es mir jedoch nöthig scheint, werde ich auch Gasthäuser namhaft machen. Meinen Quellen gebe ich die Gesammtbezeichnung „Acta locorum".

Ich glaube sagen zu dürfen, daß meine hiermit opferwillig auf den Altar des Vaterlandes niedergelegte Leistung den Männern vom Fach als ein schwer-, ja schwerstwiegender Beitrag zur Göthe-Literatur willkommen sein werde. Daß ich, um auch dieser meiner Arbeit den Charakter der exakten Wissenschaftlichkeit zu sichern, möglichst wässerig, langweilig und unlesbar geschrieben habe, dafür bürgt der Name

Minutius Quisquilius von Pimperling.

Digitized by Google

Das Problem.

1) Hat die Frau Baronin Eliſabeth von Arnim, geborene Brentano, genannt Bettina*), zubenannt „Das Kind“**), im September des Jahres 1811 zu Weimar die Frau Geheimräthin Chriſtiane von Göthe, Excellenz, genannt „Die Vulpia“***), wirklich und thatſächlich eine „Blutwurſt“, und zwar, mit Anwendung der poetiſchen Redefigur des Klimax, eine „wahnſinnige“ Blutwurſt geheißen?

2) Wenn ja, war dieſe Beibenamſung als ein epitheton ornans oder aber als ein epitheton defigurans zu verſtehen und zu nehmen?

3) Welche Beziehung iſt nachweisbar zwiſchen der Poeſie Göthe's und der Blutwurſtigkeit†) ſeiner Frau Gemahlin?

---

*) „Bettine.“ Variante der Handſchrift Y. Editor.

**) Ob urſprünglich wohl im Sinne von „enfant terrible“ gemeint? Zuſatz der Handſchrift C. Editor.

***) „Die“ fehlt in dem Torſo der Handſchrift B. Editor.

†) Variante der Handſchrift Z: „Blutwurſthaftigkeit“.

Digitized by Google

Die Lösung.

Ad I.

a) Sogar Bönhasen und Dilettanten wissen so obenhin, daß „das Kind", so man des Kindes eigenen Aussagen glauben darf, schon im Jahre 1807 in Weimar den dazumal nicht mehr ganz jungen, d. h. achtundfünfzigjährigen Göthe mittels allerhand Kindlichkeiten, als da waren Umdenhalsfälle und Aufdiekniesitzungen, bettinisch-lyrisch behelligt habe. Item, daß die „Vulpia", so anno citato noch nicht ganz seit Jahresfrist die bürgerlich und kirchlich rechtmäßige Frau „Geheimbderäthin" von Göthe war, zu sothanen Bettinismen*) scheel gesehen habe, sehr scheel, wozu sie, wie nicht zu bestreiten, nach dem Civilgesetzbuch wie nach Knigge's „Umgang mit Menschen" gleich sehr berechtigt war. Es erhellt demnach aus den Gesetzen der menschlichen Natur im allgemeinen und aus denen der weiblichen im besonderen, braucht folglich weiter nicht aktenmäßig dargethan zu werden, daß die zweite Epiphanie des „Kindes" in Weimar,

*) Handschrift X: „Brentanologismen".

Digitized by Google

ſo im September von 1811 ſtatthatte, für die Frau Geheimräthin nicht gerade ein freudiges Ereigniß geweſen. Zwar kam das Kind diesmal nicht allein, ſondern in Geſellſchaft ſeines Eheherrn. Aber bei des Kindes bekannten kindlichen Anſichten über Kinderrechte mochte ja wohl die Frau Geheimräthin die Wiederholung der Kindeleien und Kindereien von 1807 erwarten und fürchten.

b) Soweit wäre alles klar, waſſerklar. Aber iſt, ſo muß die exakte Forſchung fragen, iſt das bisher Gemeldete für unbezweifelbar thatſächlich anzuſehen? War wirklich das „Kind“ im September von 1811 in Weimar? Das iſt erſt noch zu beweiſen und ich bin es, welcher den fachmänniſch-wiſſenſchaftlichen Beweis erbringt —

„Favete linguis! carmina non prius
Audita Musarum sacerdos
Virginibus puerisque canto.“

c) Vom 2. auf den 3. September nächtigte*) der Herr Baron Joachim (gewöhnlich abgekürzt Achim) von Arnim mit Frau Gemahlin im Weißen Roß zu Treuenbrietzen, allwo der Herr Baron vor ſeiner

*) Handſchrift B: „Uebernachtete“. E.

Digitized by Google

Abreiſe nicht allzu angenehm überraſcht wurde durch einen beträchtlichen Zuſatz in ſeiner Rechnung. Nämlich das „Kind“ hatte ſich des Morgens, ſtatt, wie es einer Frau Baronin ziemlich, die Treppe herabzugehen, im gewohnten kindlichen Muthwillen auf das Treppengeländer geſetzt, war auf dieſem pfeilſchnell hinabgefahren und hatte bei Gelegenheit dieſer neueſten Offenbarung ſeines Genius mit ſeinen balancirenden Beinen ein mit Frühſtücksgeräthſchaften die Treppe heraufkommendes Stubenmädchen heftig angerempelt und umgerannt, ſo daß Töpfe, Teller und Taſſen in Trümmer gegangen*). Die nächſten Stationen des reiſenden Ehepaares unanfechtbar zu beſtätigen, iſt mir leider nicht gelungen, obzwar eine verläſſliche Andeutung vorliegt, daß ſelbiges in Wittenberg Nachtquartier genommen habe**). Vom 6. bis zum 8. September verweilten unſere Reiſenden in Halle***). Die Weiterreiſe ging über Merſeburg, Weißenfels, Naumburg, Apolda und am 11. Sep-

*) Acta locorum, Reichsland Elſaß, Straßburg, Rebſtöckle.

**) A. l. Wirtemberg, Ludwigsburg, Waldhorn; Regensburg, Rothes Roß.

***) A l. Bern, Zum Falken; Bregenz, Schwarzer Adler; Augsburg, Drei Mohren.

Digitized by Google

tember, Abends 3 Uhr 47 Minuten, ſtieg das Reiſepaar im oder, genauer zu ſprechen, vor dem Elephanten zu Weimar ab*). Dieſer Abſtieg war aber von einem Ereigniß begleitet. Nämlich von dieſem: — Das „Kind" verlor eins ſeiner Strumpfbänder und ſetzte, um daſſelbe wieder am gebührenden Orte zu befeſtigen, mit kindlichſter Unbefangenheit den rechten Fuß — man bemerke wohl, den rechten, nicht wie ein gewiſſer Nichtfachmann in ſeiner Ungründlichkeit behauptet hat, den linken — alſo den rechten Fuß auf den Wagentritt u. ſ. w., worüber etliche vorübergehende Philiſter und Philiſterinnen baß ſich wunderten, beziehungsweiſe ärgerten**).

---

*) A. l. München, Vier Jahreszeiten; Frankfurt a. M., Schwan; St. Gallen, Hecht; Nürnberg, Rother Hahn.

**) A. l. Baſel, Drei Könige; Heidelberg, Prinz Karl; Chur, Steinbock; Mainz, Holländer Hof. — Nachdem ich mittels der bisherigen Citate aus den „Acta locorum" die Exaktität meiner Forſchung für jeden Mann vom Fach genügend dargethan habe, glaube ich von fernerweiter Berufung auf meine Akten mich diſpenſiren zu dürfen. Zugleich benachrichtige ich die werthen Zunftgenoſſen, daß ich die koſtbare Aktenſammlung teſtamentariſch der Univerſitätsbibliothek zu Mikrologingen vermacht habe, unter der bereits höheren Ortes genehmigten Bedingung, daß dieſe Sammlung in einem eigenen Zimmer untergebracht werde und für ewige Zeiten — ein

Digitized by Google

d) In Folge der bezüglichen Bemühungen des Altmeisters war zur im Texte angegebenen Zeit in Weimar eine Kunstausstellung zuwegegebracht und aufgethan worden. Heinrich Meyer, der bekannte Schützling Sr. geheimräthlichen Excellenz, hatte für dieses dazumal noch nicht alltägliche Unternehmen das Meiste gethan und demnach ist es nur billig gewesen, daß den Malereien und Zeichnungen des besagten Künstlers ein vortretender Platz im Sale gegönnt war. Gerade nun aber diese Kunstwerke gaben die Veranlassung zu einer — man gestatte mir den etwas leichtfertigen Ausdruck — ja, zu einer Wiederaufwärmung des alten Zankkohls, welchen vor Zeiten Brunhild und Kriemhild vor der Pforte des Münsters zu Worms gekocht haben sollen.

(Randglosse des Verfassers. Aus der soeben im Texte verwendeten nibelungischen Reminiscenz ist zu ersehen, daß auch ein Mann vom Fach geistreich und witzig sein kann. Er braucht nur zu wollen, will aber selten oder nie, weil er derartige, der

---

Denkmal eifriger und erfolgreicher Fachmännischkeit — die Bezeichnung „Acta locorum Pimperlingensia“ trage, eine gewiß immer wieder auszuschöpfende, aber nie ausgeschöpfte Fundgrube für künftige Forschergenerationen.

Digitized by Google

Würde der Wissenschaft widersprechende Allotria wie Geist und Witz billig den Bönhasen und Dilettanten überlässt.)

e) Die Sache ist: in der Kunstausstellung trafen sich Brunhild und Kriemhild, will sagen die Frau Geheimräthin und das Kind. Es war am 15. September, Nachmittags 2 Uhr und 37 Minuten*). Nachdem die beiden Damen verschiedene Blicke, so nicht gerade Blicke der Achtung und Zuneigung waren, einander zugeworfen hatten, sagt die Frau Geheimräthin, vor einem Gemälde des genannten Künstlers und Hausfreundes stillstehend: „Der Meyer ist halt doch ein Männle; der versteht sein' Sach'!" Worauf das Kind mit genialischem Lockenschütteln und kindlichem Lachen: „Der? Er versteht von seiner Sach' nicht viel mehr als Sie davon verstehen." Das Blut schießt der kleinen runden Excellenz in das ohnehin stark geröthete Gesicht. „Was? Sie unterstehen

*) Handschr. Y: „2 Uhr 39 Minuten". Hiermit stellt der Herausgeber, die Entsagung und Selbstverleugnung des hochberühmten Herrn Verfassers nachahmend, die Mittheilung der Varianten ein, behält sich aber vor, dieselben gesammelt und kritisch kommentirt in einer gelehrten Fachzeitschrift zu veröffentlichen.

Digitized by Google

ſich?“ — „Warum denn nicht? Liebſte, Beſte, Sie verſtehen ja von der Kunſt gerade ſoviel wie ein Nilpferd vom Harfenſpiel.“ — „Sie unverſchämte Perſon!“ — „Still, oder ich gebrauche Sie als Kegelkugel!“ — „Sie hochnäſige Kletterſtange!“ — „Sie Blutwurſt! Sie wahnſinnige Blutwurſt!“

Wurſthafter Excurs.

Bevor ich die Unterſuchung weiterführe, muß ich eine kurze Orientirung auf dem Wurſtgebiete für angezeigt erachten.

In ſeiner luciden, Kennern wohlbekannten und hochwerthen Diſſertation: „De farciminum faciundorum usu et arte“ hat der ehrwürdige Servaz Quinquakler den Beweis geliefert, daß der Brauch und die Kunſt des Wurſtmachens als ein ſpecifiſcher Ausfluß der indogermaniſchen Raſſenſeele erkannt und anerkannt werden müſſe. Im weiteren, daß im deutſchen Volksgemüthe mit der Zeit die roh-realiſtiſche Thatſache des Wurſtmachens und Wurſteſſens zum tranſcendent-idealiſtiſchen Begriffe der „Wurſtigkeit“ filtrirt worden ſei.

Digitized by Google

Dieser Filtrirungsproceß, diese Erhebung eines körperlichen Bedürfnisses zu einer geistigen Funktion hat Jahrtausende gewährt. Es kann aber gar keinem Zweifel unterstellt werden, daß der Uebergang von der Wildheit zur Kultur, vom Gorillasein zum Menschsein in dem Augenblicke geschah, als ein erleuchteter Affenmensch auf die geniale Idee verfiel, einen Thiermagen oder einen Thierdarm mit Blut und Fett oder mit Fleischbrocken und Fett zu füllen, beziehungsweise zu stopfen. Das wurde für die anhebende Menschheit von ungeheurer, von unermesslicher Bedeutung. Von noch ganz anderer als jener Augenblick, allwo ein Darm zur ersten Lyrasaite gedreht wurde. Ja meine Herren, schreiben Sie sich's auf, prägen Sie sich's tief ein: — Der erste Wurstmacher war der erste Mensch und umgekehrt! Das steht unerschütterlich fest. Die Schöpfung der Wurst ist die Ouverture zum Drama der Civilisation.

Von nicht gemeinem Interesse müßte es nun sein, sprach- und religionswissenschaftlich, literarhistorisch und volkswirthschaftlich nachzuweisen, allwie die Völker von indogermanischer Abstammung den wurstschöpferischen Ahnherrn der Menschheit allzeit hoch in Ehren gehalten, und zwar thatsächlich. Dadurch näm-

Digitized by Google

lich, daß ſie ſeine große Erfindung nicht nur unausgeſetzt ſich zu Gaumen und Magen führten, ſondern auch dieſelbe fortwährend vervollkommten. Ich beſcheide mich, den geneigten Leſer nur an etzliches wenige zu erinnern. Schon im homeriſchen Zeitalter war die Blutwurſt eine Zierde der Speiſetiſche vornehmer Häuſer. In der Odyſſee (XVIII, 44—45) ſagt Antinoos zu ſeinen Mitfreiern:

„Geißenmagen ſind da gethan auf gloſtende Kohlen,
Die, mit Blut und Fett gefüllt, wir uns röſten zum Nachtmahl" —

wobei ſelbſtverſtändlich, daß es ſtatt Geißenmagen ebenſo gut heißen könnte Schweinemagen. Wir treffen alſo bereits beim Homer jene Wurſtſorte, welche, allerdings unendlich verfeinert, unter dem volltönenden Namen Plunz oder Pluntzen jetzt der Stolz ſüddeutſcher Metzelſuppen iſt*). Welchem chriſtlichen Germanen ſollte nicht das Herz aufgehen, wenn ihm

*) Wie liebenswürdig von dem großen Pimperling, daß er uns Süddeutſchen den Pluntzen läſſt, gleichſam zum Erſatz für den Göthe, den uns unlängſt ein berliner Profeſſor wegkaperte mittels ſeiner ſublimen Entdeckung, der Dichter des Fauſt ſei ein Norddeutſcher, ein antecipirter Preuße ſo zu ſagen, maßen derſelbe nicht am linken Mainufer in Sachſenhauſen, ſondern am rechten in Frankfurt geboren worden.
N. d. H.

Digitized by Google

der Name Plunz ins Ohr plumpst! Man wünscht sich ordentlich eine Hottentotenzunge, um recht onomatopoetisch herausschnalzen zu können: Plunz!!! Und dann denke man sich vollends das hehre Bild durch Arabesken von Sauerkraut eingerahmt! Kein Wunder, wenn sich da auf der Netzhaut eines richtigen Enkels vom Teut das Universum in Gestalt eines Wurstkolosses spiegelt. Angesichts eines solchen Weltplunzes versteht man erst recht, warum und wieso der — wie ich mit dem ganzen Freimuth eines deutschen Gelehrten sage — größte Staatsmann der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft nicht selten vom Gefühl „absoluter Wurschtigkeit" angewandelt wurde und wird.

Die Athener wußten bekanntlich auch, was gut wäre. Die Wurstkunst erfreute sich daher im perikleischen Zeitalter in der schönen Veilchenstadt keiner geringeren Entwickelung als die Bau- und Bildnerkunst. Sie schuf Magenwürste (ἀλλᾶντες) und Darmwürste (χορδαί) von allerhand Art. In den „Acharnae" lässt Aristophanes in der Scene, wo zwischen Lamachos und Dikäopolis von mancherlei Leckerbissen die Rede ist, den letztgenannten ausrufen (V. 1104):

Digitized by Google

„Geh', Burſch', und bringe mir den Plunzen her!"

und noch deutlicher wird vom Plunzen (ἀλλᾶς) gehandelt in den „Equites", wo der dem „Paphlagonier" (Kleon) zur Seite oder gegenüber geſtellte „Wurſtkrämer" eine Hauptrolle hat, gleichſam als ein in die höchſte Potenz erhobener Kleon, als ein alle Schattirungen der Lumpagogie und Halunkokratie in ſich vereinigender Hauptlump und Erzhalunk, welcher den Kleon überkleoniſiren ſoll. In der großen Scene zwiſchen dem Demoſthenes und dem Wurſtkrämer vergleicht jener (V. 206—7) die Blutwurſt mit dem vornehmſten aller Fabelthiere:

„Groß iſt der Drache, groß auch iſt der Plunz;
Blut ſäuft der Drache, Blut auch ſäuft der Plunz" *) —

womit das hohe Anſehen, deſſen die Blutwurſtheit in der attiſchen Küche ſich zu erfreuen hatte, klärlich dargethan iſt.

---

*) Ich bitte die Zunftgenoſſen um Verzeihung, daß ich die Citate aus dem Ariſtophanes, wie das frühere homeriſche, ſtatt griechiſch deutſch gegeben. Vielleicht entſchuldigt dieſe Sünde gegen den heiligen Zopf wenigſtens einigermaßen meine Abſicht, gelegentlich einmal zu zeigen, wie man es anſtellen müſſe, um den Homer und den Ariſtophanes ſowohl ſtrikt ſinngetreu als auch geiſt- und geſchmackvoll zu verdeutſchen.

Digitized by Google

Item verstanden die Römer die Wursterei im allgemeinen und die Plunzerei im besonderen sehr zu schätzen. Sie unterschieden bekanntlich zwischen den „tomacula“, welche die verschiedenen Sorten von Bratwürsten umfassten, und den „botuli“, d. h. den Magen- oder Blutwürsten. Wichtigste Würstestellen finden sich, wie jedermann wissen könnte, beim Petron, wo wir (Satir. reliq. 31) vom Schmoren der Bratwürste auf dem Roste Zeugen sind („fuerunt et tomacula super craticulam argenteam ferventia posita“). Bratwürste gehörten derselben Stelle zufolge zum „Voressen“ (gustatio) der römischen Hauptmahlzeit, der coena. Im Verlaufe derselben entquellen dem aufgeschnittenen Bauche des gebraten auf die Tafel gesetzten Schweines eine Menge von Brat- und Blutwürsten (l. c. 49: „ex plagis ponderis inclinatione crescentibus tomacula cum botulis effusa sunt“). Es ist also erwiesen, daß bei römischen Fest- und Zweckessen, wie ja das Bankett des Trimalchio eins war, die Würste in mehreren Akten des Speisedramas effektvoll auftraten. Die vom Horaz (Sat. II, 4, 60) erwähnten „hillae“ hat man ebenfalls als eine Wurstsorte gedeutet. Die Stelle wird aber dadurch ziemlich räthselhaft.

Digitized by Google

Denn es ist ja darin offenbar vom Kuriren des Katzenjammers die Rede, und aber welchem Studenten — war es ein römischer, sei es ein deutscher — ist es jemals eingefallen, das besagte Leid mittels Würsten stillen zu wollen? Das wäre ja die richtige Roßkur. Da weiß fürwahr ein deutscher Poet doch besseren Rath: —

„Ein mildes Reformiren
Acht' für die beste Kur
Und still' mit sauren Nieren
Den Schmerz der Kreatur.
Ein marinirter Harung
Ist auch keine üble Nahrung;
Milcher und Roger sei gleich ästimirt,
Wenn er den Magen nur restaurirt."

Wenn ich nun zum würdigen Abschlusse dieses gelehrten und lehrreichen Excursus noch in Erinnerung bringe, daß beim Seneca (Epist. 56) dem „botularius", dem Wurst-, specifisch Blutwursthändler, der Ehrenplatz zwischen dem Buchhändler („librarius") und dem Zuckerbäcker („crustularius") angewiesen ist, so ziehe ich aus allen den mitgetheilten kulinarischen Thatsachen den unanfechtbaren Schluß, daß in der antik-klassischen Welt die Wurst im allgemeinen und die Blutwurst im besonderen — quod erat demon-

Digitized by Google

strandum — hoher Achtung und allseitiger Würdigung sich zu erfreuen hatte und daß sie demzufolge auch in der modernen Zeit auf Klassicität wohlbegründeten Anspruch hat.

Die Lösung (Fortsetzung und Schluß).

Ad II.

a) Invocatio. Jetzt aber, o all' ihr treufleißigen Papierkörbeverwalter, ihr gelehrten Haar- und philosophischen Kümmelspalter, ihr hochverdienten Göthe-Literatoren und blechbeschienten Faust-Kommentatoren, ihr emsigen Bebrüter ungelegter Eier, Kameeleverschlucker und Mückenseiher, ihr Variantenwetzer, Buchstabenhetzer und Kommataversetzer, ihr scharfen Druckfehlerverbesserer und stumpfen Texteverwässerer, ihr tief-, tiefer- und tiefstsinnigen Wortschaumschläger, Aus-, Ueber- und Unterleger —

„Hup, hup, wuwu! Juhu, juhu!
O kommt heran, o kommt heran zu mir, zu mir!
Heran, ihr alle meine Mitbefederten!
Tiotio, tiotio, tiotio, tiotio —
O kommt eilends heran, folgend meinem Ruf —
Trioto, trioto, triotobrinx!

Digitized by Google

Kommt, zu rathen mir, all' ihr vom Fach und Zopf!
Eilet hierher, hierher, hierher —
Torotoro, torotoro, torotinx!
Kikkabau! Kikkabau!"*)

b) Unter dem Anhauch solcher Inspiratoren stürzen wir begeistert der Lösung des Knotens zu und fassen uns dabei spartiatisch-lakonisch. Zumal alles Vorstehende umsonst (frustra) geschrieben sein müßte, so der fachmännische Leser nicht merken sollte, wohinaus wir wollen.

c) Dahinaus. „Lachend" und „lockenschüttelnd" hat, wie von uns bewiesen worden, das „Kind" die Frau Geheimeräthin eine „Blutwurst" genannt. Schlimmsten Falles wäre demnach hier Blutwurst ein kindliches Neck-, Scherz- und Kosewort, wenn nicht die angeborene Gravität der Blutwurst, die spanische Grandezza des Plunzen („botuli cruore distenti") die Verweisung des Wortes in die Kategorie jener leichtfüßigen und zephyrflügeligen Wörter verwehrte. Besten Falls — und das ist unser Fall — wollte das „Kind", welches seiner Kindischkeit

*) Dies soll eine maßgebende Probe sein, daß und wie ein Mann vom Fach die hochgehenden Wogen seiner Begeisterung allzeit in den regelrechten Kanal eines klassischen Citats zu leiten versteht.

Digitized by Google

ungeachtet von der blutwürstigen Klassicität zweifelsohne unterrichtet war, der Frau Geheimeräthin eine Ehre anthun und ein von geistvollen Bezügen pluntzenhaft strotzendes Kompliment machen, indem sie dieselbe eine Blutwurst hieß. Es war nicht die Schuld des Kindes, daß die also Geehrte bei weitem nicht klassisch genug gebildet war, die ihr angethane Ehre zu verstehen und das schmeichelhafte Kompliment dankbar an- und aufzunehmen.

d) So wären wir denn glücklich zur Lösung des Problems gelangt oder könnten wenigstens sofort dazu gelangen, so nicht noch ein Stein des Anstoßes uns im Wege läge. Wir entfernen jedoch denselben spielend. Natürlich ist die Rede von dem der „Blutwurst" vonseiten des „Kindes" vorangestellten Eigenschaftswort „wahnsinnig" oder vielmehr von der vulgär irrthümlichen Interpretation desselben. Denn eine wissenschaftlich-fachmännische Interpretation ergibt ein so unumstößlich sicheres Resultat, wie solche nur jemals in deutschen Gauen aus Verfassungen heraus und in Verfassungen hinein interpretirt worden sind.

e) „Was ist Wahrheit?" fragte der weiland Oberpräsident von Judäa. Was ist Wahn? frage

Digitized by Google

ich. Und meine Antwort lautet: Wahn ist ein zweiseitiger, um nicht zu sagen zweischneidiger Begriff. Sieht man ihn von der einen Seite an, so gleicht er allerdings auf und eben einem Kandidaten fürs Irrenhaus. Aber warum ihn gerade von dieser und nicht von jener Seite ansehen? Nämlich von jener, wo er keinem Verrückten, sondern vielmehr einem Genius oder Dämon gleicht. Weiter: Der Grundquell von allem schöpferischen Wollen ist die Phantasie, der Grundtrieb alles künstlerischen Gestaltens ist die Begeisterung. Nun sind aber, mit der Lupe zugesehen und exaktwissenschaftlich gesprochen, Phantasiethätigkeit und Begeisterung auch nur Wahndinge und folgerichtig mag jeder Dichter für einen Wahnsinnigen und jeder Künstler für einen Narren gehalten werden. Ich verwahre mich feierlich gegen die allfällige Unterstellung von bönhäsiger oder dilettantischer Seite, als ob ich das im Sinne der Geringschätzung gesagt hätte. Im Gegentheil, im Sinne der Hochschätzung. So wurde ja die Sache schon von den Alten aufgefasst und dargestellt. Zeuge dessen Cicero (De divinat. I, 37): „Negat Democritus, sine furore quemquam poëtam magnum esse posse, quod idem dicit Plato.“ Zeuge

deſſen auch Seneca (De tranquill. animi, XV, 16): „Nullum magnum ingenium sine mixtura dementiae fuit“ — welchen Kernſpruch ein moderner Poet mittels ſeines Doppelverſes:

„Dem Narren iſt der Genius verwandt
Und beide trennt nur eine dünne Wand“ —

nicht übel paraphraſirt hat. . . . Brauche ich nun noch viele Worte zu machen? Brauche ich den werthen Herren Mitzünftlern und Fachgenoſſen mit dem Holzſchlägel zu winken? Es iſt ja klar, nachgewieſen und bewieſen, daß das „Kind“ mit genialiſcher Beziehung auf die civilrechtliche und kirchliche Stellung der Frau Geheimeräthin als Ehefrau Wolfgangs des Einzigen das derſelben gemachte Kompliment mittels Beifügung des ornans „wahnſinnig“ zum epitheton „Blutwurſt“ beträchtlich verſtärken, ja auf eine geradezu phänomenale Höhe ſtellen wollte.

Digitized by Google

Ad III.

Unsere Untersuchung mußte mit logischer Nothwendigkeit zu diesem Schlusse gelangen: —

Als eine Hervorbringung der gemeinsamen Arbeit von Natur und Kunst, als ein klassisches Gebilde steht die „wahnsinnige Blutwurst" vor uns, Idealismus und Realismus in vollendeter Mischung und Durchdringung in sich vereinigend, umfassend und beschließend. Es ist eine Wiederholung, nein, in Berücksichtigung der Chronologie, vielmehr eine Vorwegnahme der berühmten Heirat des Faust und der Helena im 2. Theile unseres Universalgedichtes, die Vermählung des Deutschthums mit der Griechheit, die Hochzeit des Romanticismus und der Klassik. Versteht man jetzt endlich, was das „moderne Hellenenthum" zu bedeuten hat? Begreift man endlich, was die Poesie Göthe's ist und vorstellt? Nichts anderes als eine Wurst! Die hellenisch-einfach-edle Form, profan Darm genannt, mit germanischem Geist, Gemüth und Gefühl als mit Blut, Fleisch und Speck gefüllt — die Wurstidee vollkommen schön zur sinnlichen Erscheinung gebracht! Evoe Bacche! Jo triumphe „und so fortan!"

Digitized by Google

Nachrede des Herausgebers.

Man lernt nie aus und erfährt mitunter, daß doch nicht alles schon dagewesen. Wie konnte ich mir träumen lassen, daß mein seliger Freund Minutius Quisquilius, ein Pimperling jeder Zoll, vonseiten der unsterblichen Sippschaft der Pimperlinge so verkannt und so hart angelassen werden würde, daß er sich, fürchte ich, etlichemale verblüfft und ärgerlich in seinem Grabe herumdrehen mußte.

Als ich, einer letztwilligen Verfügung des Freundes zufolge, im Mai von 1880 als gewissenhafter Editor die vorstehende Abhandlung veröffentlicht hatte, mußte ich allsogleich mit Schrecken und Grauen sehen und hören, daß in der Metropole der deutschen Intelligenz ein Halbdutzend von Zunftzöpfen, so an pimperlingischen Nacken befestigt waren, berserkerwüthig himmelan starrte und die gesammte Pimperlingschaft wie aus einer Kehle den Zornschrei hervorstieß: „Götheschändung!"

Unter uns, es war, mutatis mutandis, ungefähr so, als hätte das in der Mähne eines Löwen

Digitized by Google

ſchmarotzend hauſende Inſekt, ſowie man ihm auch nur von fernher ſeine Inſektheit zu Gemüthe führte, ſtrampelnd und zappelnd aufgeſchrieen: „Löwenſchändung!“

Dazumal, als die Abhandlung zuerſt erſchien, war man in beſagter Metropole mit den Vorbereitungen zur Enthüllung von Schapers edlem Göthe-Standbilde beſchäftigt. Das hatte ich in meinem Editor-Eifer überſehen. Hätte ich daran gedacht, ſo würde ich die Veröffentlichung noch eine Weile hintangehalten haben. Freilich, wie ich geſtehen muß, nicht gerade aus Rückſicht auf die Pimperlinge, wohl aber aus Achtung vor einer Feſtfeier, welche dem Patriarchen von Weimar galt. Mein Ver- oder Ueberſehen hatte dann der Herausgeber der Zeitſchrift zu büßen, worin die Abhandlung gedruckt war. Er wurde zur Feier der Standbildsenthüllung demonſtrativ nicht eingeladen. Die Herren Pimperlinge wollten ihre Rache haben und ſtiliſirten dieſelbe ſo, wie es von ihnen zu erwarten war.

Beim Anblick ſolcher Pimperlingſtilübung könnte man faſt zu der Anſicht kommen, der alte Görres hätte wohl nicht ſo ganz nebenaus geſchoſſen mit ſeinem Grobianismus: „Kein engeres, kleingeiſtigeres

Digitized by Google

Volk gibt es doch als das deutsche Gelehrtenvolk." (Briefwechsel, II, 285.)

Es wäre übrigens zu wünschen, daß die vielen guten Leute und mehreren schlechten Skribenten, welche dem in Rede stehenden Handel ihre Aufmerksamkeit zu widmen sich bemüssigt fanden, doch etwas gelehrter oder wenigstens etwas wissender sein möchten. Wären sie das, so würden sie die berühmte Blutwurstgeschichte, die ja buchstäblich wahr ist, nicht als eine Erfindung meines seligen Freundes behandelt haben. Ich verweise die Herren auf die nächstliegende und bequemste Bezeugung der angezogenen Thatsache, auf „Göthe's Leben" von H. Düntzer, 1880, S. 565.

Mein guter seliger Minutius Quisquilius aber wird sich hoffentlich bald wieder beruhigt in seinem Grabe zurechtgelegt haben. Vorausgesetzt, er habe sich selbst gekannt, mußte er ja erkennen, wie die Pimperlinge nur ihrer Art und Natur gemäß handelten, als sie sich darüber erbos'ten, daß er sich hatte beikommen lassen, das ganze Geheimniß ihres Wesens und Waltens an die Glocke der Oeffentlichkeit zu hängen, d. h. jene elende Kleinkrämerei zu photographiren, welche sich in unseren Tagen immer

Digitized by Google

breiter und mausiger macht und mit handwerksmäßig mechanischer Beflissenheit sich bemüht, unserem Volke die großen Gestalten seiner Kulturhelden hinter unendlichen Wolken von Papierkörbestaub und Kehrichtfässerdunst zu verbergen.

Digitized by Google

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.

Digitized by Google

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Brockerhoff, F., Jean Jacques Rousseau. Sein Leben und seine Werke. 3 Bände. gr. 8. 26 M.

Henne-Am Rhyn, O., Die Kulturgeschichte im Lichte des Fortschritts. Einleitung zu einer Kulturgeschichte der neuern Zeit. gr. 8. 3 M.

Henne-Am Rhyn, O., Allgemeine Kulturgeschichte von der Urzeit bis auf die Gegenwart. Sechs starke Bände mit einem Generalregister. 56 M.

I. Bd.: Kulturgeschichte der Urzeit und der morgenländischen Völker bis zum Verluste ihrer Selbständigkeit. 9 M.

II. Bd.: Kulturgeschichte der Hellenen und Römer und ihres Machtgebietes bis zum Siege des Christenthums. 9 M.

III. Bd.: Kulturgeschichte des Mittelalters. Vom Auftreten der nordeuropäischen Völker bis zum Wiederaufleben der Wissenschaften. 9 M.

IV. Bd.: Kulturgeschichte des Zeitalters der Reformation. Vom Wiederaufleben der Wissenschaften bis zum Ende der Religionskriege. 2. Aufl. 9 M.

V. Bd.: Kulturgeschichte des Zeitalters der Aufklärung. Vom Ende der Religionskriege bis zum Ausbruche des Revolutionsgeistes. 2. Aufl. 9 M.

VI. Bd.: Kulturgeschichte der neuesten Zeit. Vom Ausbruche des Revolutionsgeistes bis auf die Gegenwart. 2. Aufl. 9 M.

Generalregister über alle sechs Bände. 2 M.

Henne-Am Rhyn, O., Geschichte des Schweizervolkes und seiner Kultur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 3. verbesserte und ergänzte Auflage. 3 Bände. gr. 8. 12 M.

Digitized by Google

Anthus, Antonius, Vorlesungen über Eßkunst. 2. Aufl. 3 M. 60 Pf.

Arany, Johann, Dichtungen. Aus dem Ungarischen übertragen von A. v. Sponer. 2 M. Geb. 3 M.

Benedix, R., Auswahl deutscher Gedichte, zum Vortrag geeignet. 2. Aufl. 4 M. 50 Pf. Eleg. geb. 5 M. 50 Pf.

Byron's sämmtliche Werke. Deutsch von A. Böttger. 6. Aufl. 8 Bände. Geb. 10 M.

Coronini-Cronberg, Carl Graf v., Schau' um dich her. Gedichte. 4 M. Geb. 5 M. 50 Pf.

Der Deutschen Sprichwörter und Spruchreden. Mit Illustrationen von Ludwig Richter u. A. Geb. 1 M. 20 Pf.

Edda, die ältere, übersetzt und mit Erläuterungen versehen von B. Wenzel. Eleg. cart. 8 M.

Doehn, Dr. Rudolf, Aus dem amerikanischen Dichterwald. Literar-historische Skizzen. 4 M.

Haggenmacher, Otto, Danae. Erzählung aus der römischen Kaiserzeit. 2 M. 50 Pf. Geb. 3 M. 20 Pf.

Heusenstamm, Th. Graf v., (Theodor Stamm), Im Abendstrahl. Dichtung und Betrachtung. 4 M. Geb. 5 M. 50 Pf.

Husen, Chr. v., Nausikaa. Der Tempel von Dodona. Roman aus dem Griechischen. Mit 5 Holzschnitten. 6 M.

Létang, Anna, Baronin v., Ambroise Almé. Roman. 2 Bände. 4 M.

Petöfi, Alexander, Gedichte. Aus dem Ungarischen von L. Neugebauer. 3 M. Geb. 4 M.

Simplicius Simplicissimus, der abenteuerliche. Herausgegeben von Prof. Dr. O. L. B. Wolff. 5. Aufl. 4 M. 50 Pf. Geb. 6 M.

3 105ST2 53 005 BR 2 6307

Digitized by Google

PT 2463 .S6 V65
Vom Zurichberg,
C.1
Stanford University Libraries
3 6105 039 842 203

DATE DUE			

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004

Digitized by Google